



Michael
Lewin
*Wer viel
fragt*

Roman · Diogenes

Michael Lewin

Wer viel fragt

Als die sechzehnjährige Eloise Crystal Albert Samson beauftragt, ihren biologischen Vater ausfindig zu machen, hält er das zunächst für eine Teenagerlaune. Aber da er mal wieder nicht gerade von Aufträgen überflutet wird, beginnt er mit den Recherchen - und steckt plötzlich in großen Schwierigkeiten...

ISBN 3 257 2328

Originalausgabe: ›Ask the Right Question‹

Aus dem Amerikanischen von Michaela Link

1998 Diogenes Verlag

Umschlagfoto von Bernhard Moosbrugger

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

1

Nach meinem Mittagsimbiß mußte ich eine weitreichende Entscheidung treffen. Sollte ich mich zum Lesen in mein Büro begeben oder im Wohnzimmer bleiben?

Es war eine dieser Entscheidungen, bei denen man viel über sich selbst erfährt, darüber, wieviel Luxus man sich zu gönnen bereit ist. Das Zimmer, das ich bewohne, ist schöner als mein Büro. Der Sessel dort ist weicher, und man hat es nicht so weit, wenn man sich ein Glas Orangensaft holen will. Andererseits ist um zwei Uhr nachmittags die Geschäftszeit noch nicht zu Ende, ganz gleich, ob es Geschäfte gibt oder nicht. Und falls sich zufälligerweise ein Klient zu mir verirren sollte, würde es keinen guten Eindruck machen, wenn ich am Fenster im Hinterzimmer eingenickt war.

Ich traf eine gewissenhafte Entscheidung. Ich nahm das Kopfkissen aus meinem Bett und trug es durch den niedrigen, rechteckigen, hellgrünen Raum, den ich mein Büro nenne. Ich breitete das Kissen auf dem Sitz meines Schreibtischsessels aus und ließ mich dann hineinsinken. »Müde bin ich, geh zur Ruh'...«

Und dann begann ich wie in den sieben Tagen zuvor mit meiner Nachmittagslektüre. Der Oktober 1970, dessen erste Hälfte jetzt ins Land gegangen war, schien sich zum flauesten Monat meiner detektivischen Existenz zu mausern.

Um halb vier war ich wieder wach und ging in mich: Sollte ich wieder ins Wohnzimmer zurückkehren? Der Tag war voll von solchen Problemen. Die Geschäftszeit ging bis fünf, aber im Nachmittagsprogramm fangen die ersten Filme bereits um halb fünf an.

Und dann geschah das Unerwartete. Ein Klient, nein, eine

Klientin kam herein.

Ich muß überrascht gewirkt haben, denn sie zögerte, blieb an der Tür stehen. Sie zog eine Augenbraue hoch und sagte: »Hätte ich klopfen sollen?« Ihr Tonfall ließ deutlich erkennen, daß sie das Schild mit der Aufschrift BITTE EINTRETEN an der Tür sehr wohl gelesen hatte. Der Optimismus, mit dem ich einst mein Büro eröffnet hatte, war längst dem grauen Alltag zum Opfer gefallen. Seither bin ich deutlich träger geworden.

»Nein, nein«, sagte ich. »Kommen Sie herein. Setzen Sie sich.«

Sie stutzte angesichts des staubigen Stuhls und setzte sich dann zögerlich hin. In Indianapolis ist die Luftverschmutzung ein echtes Problem; die Stühle werden zwischen den Klienten schnell einmal staubig.

Sie war jung. Schulterlanges, nußbraunes Haar. Brille mit violett getönten Gläsern. Grüne Jacke und Hose. Ich holte mein Notizbuch aus der obersten Schreibtischschublade und schlug es auf.

»Es mieft hier drin«, sagte sie.

Ich seufzte und bereitete mich auf eine rasche Ernüchterung vor. Ich klappte mein Notizbuch wieder zu. »Halt. Tun Sie das nicht. Bitte! Ich möchte, daß Sie meinen biologischen Vater finden.«

In den wenigen Sekunden, die unsere Bekanntschaft dauerte, hatte ich nicht bemerkt, wie angespannt sie war, aber jetzt spürte ich ganz deutlich, wie eine Welle der Entspannung ihren Körper durchlief. Ein junger Körper, der geschmackvoll und zurückhaltend heranreifte.

»Ihren was?« fragte ich milde.

»Meinen biologischen Vater! « Eine tiefe Falte legte sich zwischen die getönten Brillengläser. »Sie sind doch der Albert

Samson, dessen Schild da an der Tür hängt, oder nicht?«

Ich fand ihre Vermutung, daß der richtige Albert Samson sein Geld damit verdiente, biologische Väter ausfindig zu machen, nicht gerade schmeichelhaft. Ich gab mich herablassend.

»Ich bin in der Tat Albert Samson, Miss. Aber ist Ihr biologischer Vater nicht zu Hause bei Ihrer biologischen Mutter?« Im Bett? Bei heruntergelassenen Jalousien?

»Nein«, sagte sie bestimmt. »Genau dort ist er eben nicht. Werden Sie den Auftrag übernehmen? Werden Sie meinen biologischen Vater für mich finden?«

Sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, rieb den Staub ein. Und innerlich war sie schon längst davongaloppiert, viel weiter vorgeprescht, als es mir lieb war. Sie sah nach vielleicht zwanzig Jahren aus. Aber ihre Selbstbeherrschung - oder vielmehr der völlige Mangel derselben - deutete eher auf ein Mädchen von weit weniger Jahren hin.

Ich schlug mein Notizbuch wieder auf und sagte: »Immer schön der Reihe nach. Ich brauche Ihren Namen und Ihre Adresse.«

»Ich bin Eloise Crystal. Ich wohne auf dem North Jefferson Boulevard 7019.«

Ganz wie es sich gehörte, kritzelte ich das Datum und diese Fakten auf eine neue Seite. Das gab ihnen etwas Offizielles.

»Und wie alt sind Sie?«

Sie wurde leicht ungehalten. »Ist das immer die zweite Frage, die Sie Ihren Klienten stellen?« Entweder war sie empfindlich, was ihr Alter betraf, oder sie war in irgendeiner Emanzipationsgruppe aktiv, die sich die Altersfrage auf ihre Fahnen geschrieben hatte. »Ich habe Geld«, fuhr sie fort. »Ich bin in der Lage, Sie zu bezahlen, falls es das ist, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich muß wissen, wie alt Sie sind«, sagte ich. »Ich bin

sechzehn.«

Ich hätte schwören können, daß sie älter aussah, aber wahrscheinlich habe ich einfach keinen Blick für so was. »Wie spät ist es?« fragte sie.

Ich deutete auf meine Kuckucksuhr, die hinter ihr neben der Bürotür hing. Eine echte Schweizer Uhr, Überbleibsel aus den Tagen, da ich noch jung und unbekümmert war. Wir lasen sie gemeinsam ab. Sechzehn Uhr zweiundvierzig.

»Ich muß gleich wieder los. Werden Sie es tun? Übernehmen Sie den Auftrag?«

»Sehen Sie mal, Miss Eloise Crystal vom Jefferson Boulevard, was glauben Sie, wie so etwas funktioniert? Glauben Sie, es ist damit getan, daß Sie hier hereinspaziert kommen und sagen: ›Machen Sie meinen biologischen Papa ausfindig, und dann in einer Woche zurückkommen, um ihn sich abzuholen? Wie zum Teufel soll ich aufgrund dessen, was Sie mir gesagt haben, feststellen können, ob ich Ihren sogenannten biologischen Vater ausfindig machen kann oder nicht?«

»Sie brauchen nicht zu fluchen«, sagte sie streng. Sie war gekränkt. Auch gut. Ich bin nicht besonders versessen auf dreiste Menschen, und bei dreisten kleinen Mädchen ist meine Toleranzschwelle besonders niedrig.

»Was genau soll ich für Sie tun, und können Sie mir einen guten Grund nennen, warum ich es tun sollte?« Allmählich gelang es mir, mich verständlich zu machen. Sie fing an zu weinen.

Sie schluchzte drei Minuten lang unkontrolliert vor sich hin, schniefte zwei Minuten und benötigte dann noch einmal anderthalb, bis sie wieder ruhig atmete. Ich hatte derweil Muße, abwechselnd sie und die Uhr zu betrachten. Und in mein Notizbuch zu schreiben: »Klientin weinte; vielleicht völlig übergeschnappt.« Um mich dann ein bißchen mies deswegen zu fühlen. War wohl nicht ganz unschuldig daran. Wenn ich von

Anfang an berücksichtigt hätte, daß sie noch ein Kind war, wäre ich vielleicht etwas flexibler gewesen. Kinder sind nicht besonders gut im Umgang mit Menschen. Und wo wir schon mal beim Thema sind - die meisten Menschen sind auch nicht besonders gut im Umgang mit Kindern. Warum hörst du sie dir also nicht an, Albert? sagte ich zu mir selbst. Sie glaubt, daß du ihr bei irgend etwas helfen kannst. Vielleicht kannst du's ja.

Fast wäre ich ins Wohnzimmer gegangen, um ihr ein Stück Haushaltskrepp zu holen, damit sie sich die Augen trockentupfen konnte. Aber ich tat es nicht, denn ich hatte - eine Instinktreaktion - Angst, daß sie vielleicht nicht bleiben würde, wenn ich erst mal aus dem Büro ging.

Wie sich dann herausstellte, hatte sie selbst ein Taschentuch. Sie zog es aus einer kleinen Handtasche hervor, die ich vorher nicht bemerkt hatte.

Als sie weitgehend trockengelegt war, sagte ich: »Ich würde mir gern anhören, was Sie mir darüber erzählen können.« Mehr konnte ich ihr nicht anbieten.

Sie atmete nur tief durch und sah mich ungläubig an. Dann setzte sie sorgfältig ihre Brille wieder auf. Ich schätze, sie trug sie gerne. Offensichtlich kann man nicht weinen, ohne vorher die Brille abzunehmen.

Ich versuchte, freundlich und väterlich zu sein (schließlich bin ich selbst Vater), und meinte aufs Geratewohl: »Haben Ihre Eltern Ihnen vor kurzem etwas Wichtiges mitgeteilt?«

Eine unvorsichtige Bemerkung, die eine sofortige Aufwallung von Zorn nach sich zog. »Sie haben mir nie irgend etwas erzählt! Sie sagen, er sei mein Vater, ich meine, sie haben nie etwas anderes gesagt. Aber ich weiß, daß er es nicht ist. Ich weiß es! Ich habe einen Beweis.«

Das Wort Beweis erregt stets meine Aufmerksamkeit. Es ist schön, Dinge beweisen zu können, das mag ich. Das Problem ist nur, daß so viele Dinge, die die Leute beweisen, sich dann als

etwas ganz anderes erweisen.

»Was für einen Beweis?«

»Die Blutgruppen«, sagte sie. »Er hat Blutgruppe B, meine Mutter hat 0, und ich habe A. Das bedeutet, daß er nicht mein Vater sein kann. Das ist wissenschaftlich unmöglich!« Ihr Ton wurde anklagend. Ich notierte mir alles.

»Wer kann nicht Ihr Vater sein?«

»Er. Leander Crystal, meine ich.«

»Er ist der Mann, der mit Ihrer Mutter zusammenlebt?«

»So ist es.«

»Wie heißt Ihre Mutter?«

»Fleur. Fleur Graham Crystal.«

»Ist sie mit Leander verheiratet?«

»Ja.«

»Und Sie wohnen zusammen? Auf dem« - ich konsultierte meine Aufzeichnungen - »auf dem Jefferson Boulevard Nr. 7019?«

»Richtig.«

»Wie lange sind sie schon verheiratet?«

»Ich weiß nicht genau, zwanzig oder einundzwanzig Jahre.«

»Also waren sie schon verheiratet, als Sie geboren wurden?«

»Richtig.«

»Aber Sie meinen, daß Leander Crystal nicht Ihr Vater ist?«

»Ich weiß, daß Leander Crystal nicht mein Vater ist. Die Blutgruppen beweisen es.«

Ich sah mir diesen Punkt in meinen Notizen noch einmal an. Ich bin im College in Genetik einmal durchgefallen, aber was ich über Blutgruppen weiß, war immerhin genug, um in den letzten sieben Jahren zweimal in einer Vaterschaftssache erfolgreich zu ermitteln. Ein Kind mit Blutgruppe A muß

wenigstens einen Elternteil mit Blutgruppe A haben. Und sie hatte gesagt, ihre Eltern hätten B und O.

»Woher kennen Sie die Blutgruppen?«

Sie lächelte. Das erste Lächeln, seit wir uns kannten. Ein schönes, wissendes Lächeln. »Ich habe das Blut selbst untersucht. In der Schule. Und ich habe es von Mr. Shubert - das ist mein Biologielehrer - überprüfen lassen.«

Sie errötete zart. Und mit ihrem Lächeln und dem Erröten verschwand jeder Rest von aufgesetzter Härte. Sie wirkte jetzt entspannter und mädchenhafter. Sie gefiel mir.

»Also, eigentlich habe ich nur mein Blut und das meines... also, das von Leander untersucht. Von Mamas Blutgruppe weiß ich, seit der Arzt vor zwei Wochen einen Hausbesuch bei ihr gemacht hat. Sie hatte eine Fehlgeburt. Und der Arzt sagte, sie würde vielleicht eine Bluttransfusion benötigen.« Und schüchtern fügte meine Klientin hinzu: »Es... es waren Zwillinge.«

»Das muß ein schlimmer Schlag für Ihre Eltern gewesen sein.«

Sie nickte. »Vor allem für Mama. Mir hätten Zwillinge auch gut gefallen.«

Mein Kuckuck krächzte fünfmal, und Eloise fuhr zusammen.

»Geht das Ding richtig?«

»Ja. Besser gesagt, es kräht richtig«, sagte ich. In meinem Gewerbe wird man penibel.

»Ich muß gehen.« Sie stand auf, und ich erhob mich ebenfalls, um ihr gegenüberzutreten. Hinter mir fiel mein Kopfkissen zu Boden, aber ich bereute nichts. »Ich bin von der Schule aus hierhergekommen, und sie machen sich zu Hause Sorgen, wenn ich nicht bald zurück bin. Werden Sie es für mich tun? Werden Sie meinen biologischen Vater finden?«

»Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Das Äußerste,

was ich Ihnen jetzt schon versprechen kann, ist, daß ich mich bemühen werde, und selbst das kann ich nicht tun, bevor ich nicht eine Menge mehr weiß, als Sie mir bisher erzählt haben.«

Sie öffnete ihre Handtasche, zog einen Geldschein daraus hervor und hielt ihn mir hin.

»Hier sind hundert Dollar. Wieviel Bemühung bekomme ich dafür?«

Geschäftsleute haben hin und wieder so mit mir gesprochen, aber ich war leicht erstaunt, dergleichen von Eloise Crystal zu hören. Vielleicht sagte das etwas aus über ihren soziologischen Vater, den, bei dem sie groß geworden war.

»Lassen Sie das für den Augenblick. Wenn Sie mich engagieren wollen: Ich berechne fünfunddreißig Dollar für den Achtsturentag, zuzüglich Spesen.«

»Bitte nehmen Sie es. Bitte!« Sie wedelte mit dem Geldschein. »Es gehört mir. Ich habe es nicht gestohlen oder sonst was. Ich habe Geld. Das ist kein Problem.«

Ich nahm den Schein und legte ihn auf meinen Schreibtisch.

»Ich werde es für Sie in Verwahrung nehmen. Aber bevor ich auch nur darüber nachdenken kann, Ihren Fall zu übernehmen, benötige ich mehr Informationen von Ihnen. Wann kommen Sie morgen aus der Schule?«

»Ach, ich muß nicht unbedingt in die Schule«, sagte sie. Ich seufzte. Es gibt Klientenprobleme, die speziell Minderjährige betreffen. Ich sagte: »Ich habe auch noch andere Dinge zu tun. Wann kommen Sie aus der Schule?«

»Ich kann gegen vier hier sein. Ich.. ich bin nicht direkt hergekommen, heute. Ich war mir nicht... ganz sicher. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe.«

Jetzt hatten wir eine Grundlage. Das gegenseitige Verständnis sprudelte wie aus einer Quelle. Ich beschloß, es ein wenig

anzuzapfen.

»Wie sind Sie an eine Blutprobe von Leander gekommen?«

»Das war nicht leicht!« sagte sie. »Aber wenn man etwas wirklich will, dann gibt es gewöhnlich auch einen Weg. Also dann. Bis morgen.«

Und schon fegte sie aus dem Büro. Was sie auch immer sonst noch sein mochte, sie war flink wie ein Wiesel. Mein Quartier erfüllt seine Zwecke auf mustergültige Weise, aber es liegt nicht im richtigen Teil des Gebäudes, um einer scheidenden Klientin nachsehen zu können. Mein einziges Fenster befindet sich in meinem Wohnzimmer und geht auf die Alabama Street hinaus. Es eröffnet mir den Ausblick nach Osten, über das Restaurant White Star und Bordens Eiskremfabrik.

Mit seiner Frontseite grenzt das Gebäude an die Ohio Street. Das Büro neben meinem hat zwei schöne Fenster mit Blick auf die Ohio Street, was mir sehr zupass kommt.

Das Büro steht leer - bereits seit drei Jahren. Mein Vermieter findet keinen Trottel, der bereit ist, für zwei Fenster nach Norden zwanzig Dollar im Monat mehr zu zahlen, als ich für eines nach Osten hinlege. Er hat gelegentlich angedeutet, daß ich doch dieser Trottel sein könnte, aber ich habe abgewunken. Nicht daß ich mir normalerweise die zwanzig Dollar nicht leisten könnte. Aber ich verstehe genug von Schlössern, um das Büro betreten zu können, wann immer ich will. Um ein Bad zu nehmen beispielsweise oder um mir eine Klientin von oben anzusehen. Außerdem möchte ich nicht gerne tagein, tagaus das Wulsin Building vor meinem Fenster haben. Und mein Efeu gedeiht an einem Ostfenster besser als an einem Nordfenster.

Ich wußte nicht, wie lange Eloise Crystal bis unten brauchen würde, deswegen beeilte ich mich. Wäre aber nicht nötig gewesen. Nachdem ich mich auf die Fensterbank gepflanzt hatte, dauerte es noch über eine Minute, bis die sittsame kleine

Miss Eloise auf dem Bürgersteig unter mir erschien und sich nach links wandte. Ich öffnete das Fenster und lehnte mich vorsichtig hinaus. Sie ging die drei Blöcke bis zur Meridian und bog dann links ein. Entweder war es geschwindelt, daß sie nach Hause mußte, oder sie hatte keinen Wagen und war auf dem Weg zur Bushaltestelle. Und wenn sie zum Bus ging, hatte sie hoffentlich was Kleineres als einen Hunderter dabei, um die Fahrkarte zu lösen.

Ich schloß das Fenster und ließ mich von der Fensterbank hinunterrutschen. Langsam folgte ich meiner eigenen Spur zurück in mein Büro. Dort schloß ich die äußere

Tür, verriegelte sie und schlenderte in das Hinterzimmer, in dem sich mein Privatleben abspielte.

Aber bevor ich es mir dort bequem machte, fiel mir mein Notizbuch ein. Ich ging wieder zurück ins Büro, um es zu holen. Ich nahm auch den Hundertdollarschein mit und steckte ihn, da mir kein besserer Platz einfiel, in meine Geldbörse. Dann begab ich mich wieder in mein Wohnzimmer.

Sie sehen schon, welche Unsummen an Busfahrgehalt ich einspare, seit ich mich entschlossen habe, hier ins Hinterzimmer zu ziehen.

2

Eloise Crystal hatte mein Büro kurz nach fünf verlassen. Um acht Uhr hatte ich mein Abendessen und meinen täglichen Hausputz hinter mir. Zeit für die Abendarbeit, die ich heute den Kreuzworträtseln widmen wollte. Das Entwerfen von Kreuzworträtseln gehört zu den Dingen, mit denen ich mein Einkommen ein wenig aufbessere. Nicht daß es sich wirklich lohnte, aber wenn man sowieso die Zeit totschiagen muß, kann man dabei ja ruhig ein oder zwei Dollar mitnehmen.

Neben meinen Ermittlungen treibe ich eine ganze Reihe anderer Dinge, die von Zeit zu Zeit etwas Geld einbringen. Mal bin ich Fotograf, mal Zimmermann, mal Zocker, und manchmal übernehme ich merkwürdige Aufgaben für merkwürdige Freunde. Aber in erster Linie bin ich Privatdetektiv - so steht es in meinem Ausweis. Das mache ich jetzt seit sieben Jahren und bin stolz darauf.

Sieben volle Jahre, ein Rekord.

Und bisher ist kein einziges Mal in dieser ganzen Zeit ein kleines Mädchen zu mir gekommen, damit ich seinen biologischen Papa finde.

Ich kaute an meinem Kreuzwortbleistift herum und dachte eine Weile an Eloise. Wie standen die Chancen, daß sie sich nicht mehr blicken lassen würde?

Schwer zu sagen. Vielleicht pari.

Und wenn sie Lust hatte, wieder bei mir aufzutauchen?

Hmmm. Ihr den Rat geben, sich mit ihrem Problem an andere zu wenden? Ich dachte über das ›Problem‹ nach. Wie zum Teufel sollte ich es bloß anstellen, einen lange verschollenen ›biologischen Vater‹ zu finden?

Sie war sechzehn. Wir hielten also Ausschau nach einem männlichen Menschen, der es vor sechzehn Jahren einmal mit der Mutter von Eloise Crystal getrieben hatte. Mit Fleur Crystal. Wenn man noch die Tragzeit von neun Monaten einkalkulierte, vor fast siebzehn Jahren.

Und dieser männliche Mensch war nicht der buchstäblich naheliegendste gewesen, nicht Leander Crystal. Und was wissen wir weiter?

Nichts. Wir wissen nichts von dem Mann. Nicht einmal, ob er noch lebt. Nicht einmal, ob Fleur ihn nur im biblischen Sinne erkannt oder tatsächlich gekannt hatte. Keine weiteren Fakten bekannt.

Also versuchen wir es mit dem Wahrscheinlichen. Wahrscheinlich war Fleur mit dem Vater ihres Kindes gut bekannt gewesen. Wahrscheinlich wußte irgend jemand irgendwo von Fleur und dem Mann, kannte die Natur ihrer Beziehung, wußte aber nicht notwendigerweise, daß sie ein Kind erwartet hatte.

Vom Wahrscheinlichen gelangen wir zum Möglichen. Möglicherweise ereignete sich alles in Indianapolis. Möglicherweise ist der Mann immer noch in der Gegend, vielleicht ein Typ, den Eloise selbst kennt. Wie zum Beispiel ein Freund der Familie. Ein guter Freund...

Ein Feuerwerk von Spekulationen kündigte sich an, wurde aber im gleichen Augenblick ausgelöscht, in dem das Wort denkbar erschien.

Und durch praktischere Erwägungen abgelöst. Wie sollte man vorgehen, um eine Spur zu finden?

Die Freundinnen und Freunde der Mutter befragen, um eine Vorstellung zu bekommen, was für eine Frau sie war und früher gewesen ist. Wie sie früher gelebt hat, wo sie hinging, welches die wichtigen Abschnitte ihres Lebens waren. Und was sie vor

ungefähr siebzehn Jahren getan hatte.

Aber es folgten noch praktischere Erwägungen. Die ganze Sache beruhte darauf, wie verlässlich das war, was Eloise über die Blutgruppen herausbekommen hatte.

Aber wie sollte man die Blutgruppenverhältnisse einer Familie überprüfen? Ihnen eine Krankenschwester ins Haus schicken, die ihnen vorm Frühstück ein wenig Blut abzapfte?

Ich wandte mich wieder meinem Kreuzworträtsel zu. Eine halbe Stunde später, nachdem ich mir die hundert Dollar wieder ins Gedächtnis gerufen hatte, die in den weiten Gefilden meiner Börse ruhten, beschloß ich, meine Zweifel versuchsweise zu Eloise' Gunsten zurückzustellen. Sie in den Genuß von ein klein wenig einfacher Hintergrundaufklärung kommen zu lassen. Denn ich hatte ja genaugenommen ansonsten nicht besonders viel zu tun. Vielleicht wußte ich ja morgen tatsächlich genau, was ich eigentlich für sie tun sollte und warum ich es tun sollte, und vielleicht würde ich morgen, wenn ich mir über diese Blutprobengeschichte Gewißheit verschafft hatte - vielleicht würde ich also morgen den Fall offiziell übernehmen.

Heute abend rief ich nur versuchsweise einmal bei Maude Simmons an, der Wochenendchefin vom Dienst des Indianapolis Star. Ich wählte ihre Privatnummer bei der Zeitung, diejenige, die sie für ihre Privatgeschäfte benutzt.

»Simmons. «

Ich gab mich zu erkennen.

»Berrtie! Wie um alles in der Welt geht es dir?« »Berrtie« mit geroltem r: Das hasse ich. Und sie weiß es.

»Ich bin hier unten auf der Hauptwache. Sie halten mich fest wegen tätlichen Angriffs auf eine Redakteuse. Ich brauche jemanden, der die anderen Gefangenen davon abhält, mich fertigzumachen.«

»Oh«, sagte sie. »Klingt nett. Schade, daß ich keine Zeit habe.

Kann ich dir vielleicht bei was anderem behilflich sein?«

»Hmm. Eine kleine Auskunft.«

»Wie originell.«

»Über Leute namens Crystal.«

»Die reichen Crystals? Leander und Fleur Graham?« Sie hatte mich bereits überholt.

»Ich denke ja. Wenn sie eine Tochter namens Eloise haben und auf dem Jefferson Boulevard wohnen.«

»Das sind sie. Wie tiefschürfend und bis wann?«

»Wie wär's mit allem, was du aus dem Kopf weißt, und jetzt sofort?«

»Armer Berrrtie. Kriegst du denn niemals vernünftige Aufträge?« Dann folgte eine Pause. Ich vermutete, sie wartete auf eine Antwort. Ich ignorierte das Schweigen. Ich gehe meinen Weg und komme damit schon zurecht.

Aber statt dessen sagte sie: »Es ist nicht zu fassen.«

»Was?«

»Der Rohrpostapparat hier hat mir gerade den aktuellen Bericht von der Viehbörse zukommen lassen. Wußtest du, daß Kälber in Chicago unverändert geschlossen haben? Achthunderttausend Dollar für ein Rohrpostsystem, und es versorgt mich mit dem Bericht vom Schlachtviehmarkt. Es ist zum Weinen.«

Wir legten eine Schweigesekunde ein. Maude haßt Geldverschwendung.

»Liegt dein Notizbuch bereit?«

»Ja.«

»Also, zunächst einmal sind sie reich. Ich meine echte Millionen, im Plural, reich. Wie reich, das kann ich herausfinden, wenn du willst«

»Nein, danke, Kumpel, im Augenblick nicht. Wie sind sie

so?«

»Nun, sehr ruhig.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, daß kein Klatsch die Runde macht, der sich auf irgend etwas bezieht, das der Star als unmoralisch betrachten würde. Und auch in der Vergangenheit kein Klatsch, soweit ich mich erinnere. Geht es um eine Scheidung? Falls ja, dann ist das eine lukrative Sache für dich.«

Ich schämte mich, ihr einzugestehen, daß ich drauf und dran war, mich von dem Kind der Crystals engagieren zu lassen. »Keine Scheidung. Ich bin mir noch nicht sicher, was es eigentlich wird.«

»Armer Berrrtie.«

»Erzähl mir irgendwas Interessantes. Irgendwas.«

»Also, ich kann mich noch an die Geschichten über Fleurs alten Herrn erinnern. Das war Estes Graham, und von dem kommt übrigens auch das Geld. Er starb '53 oder '54 und hatte jahrelang Riesengeburtstagspartys gegeben, zu denen jeder hinging, der in der Stadt was auf sich hielt. Das Dumme war nur, daß es dort keinen Tropfen Alkohol gab. Wir haben hier einen, der mal dort war; ich glaube 1950. Der hat seinen Flachmann mitgenommen. Der alte Estes Graham hat ihn erwischt und von seinem Schwiegersohn, also Leander Crystal, höchstpersönlich vor die Tür setzen lassen. Aber das ist alles, was ich aus dem Kopf weiß. Ich sage dir, diese Crystals führen beide ein sehr zurückgezogenes Leben. Nichts von diesem ganzen Gesellschafts- und Wohltätigkeitsquatsch, in den sich die meisten Leute mit so viel Geld hineinziehen lassen.«

»Und das war's?«

»Das ist alles, was ich dir aus dem Kopf sagen kann. Ich kann meine Leute dransetzen und dir mehr Details beschaffen. Wir haben hier einen ganz netten Stab für unsere Recherchen. Du

müßtest uns vielleicht einen kleinen Wink geben, was du eigentlich wirklich willst.«

»Ich fürchte, für den Augenblick muß ich es dabei belassen. Wieviel?«

»Oh, nur eine kleine Anerkennung. Was immer du für angemessen hältst. Großzügig, aber angemessen.«

Wir hängten ein.

Ich ging zum Schreibtisch in meinem Wohnzimmer und nahm mir einen Umschlag. Ich überlegte, ob ich vielleicht ein Zehn-Cent-Stück hineinstecken sollte, aber um der Zukunft willen beschloß ich, keinen Unfug zu machen. Ich schrieb einen Scheck über fünf Dollar aus und schickte ihn an Miss Simmons, c/o *Indianapolis Star*.

Maude ist schon so eine Nummer. Altgedient, gottlos, trunksüchtig und habgierig. Und ein Segen für die ungefähr dreißig Privatdetekteien in Indianapolis. Ihr eigentliches Geschäft besteht darin, vom Nervenzentrum des Star aus, für dessen Sonntagsausgabe sie zuständig ist, ihre Privatkundschaft mit Auskünften zu versorgen. Mit all dem, was man nicht drucken kann: persönlichen Schicksalen, Kreditauskünften, Familiengeheimnissen. Sie verfügt über ein ganzes Netz von Leuten, die die Ohren offenhalten und auch sonst über allerlei Fähigkeiten verfügen. Und sie macht echtes Geld damit. Gewöhnlich nicht mit so kleinen Fischen, wie ich einer bin, obwohl sie mit mir auch schon ein paar gute Geschäfte gemacht hat. Sie behauptet, daß selbst die Polizei ihre Dienste in Anspruch nimmt, und ich bin geneigt, ihr das abzunehmen.

Ich ließ mein Notizbuch auf dem Telefonschreibtisch zurück, aber mein Kopf war inzwischen über die Kreuzworträtselphase hinaus. Ich wäre froh gewesen, wenn wir schon Donnerstag gehabt hätten und nicht erst Mittwoch. Nicht so sehr, weil ich dann besser wüßte, woran ich bei Eloise und Konsorten war,

sondern weil dann die Pacers spielten. Das erste Spiel der Saison als amtierender Meister der American Basketball Association. Ich bin Basketballfan, und die Radioübertragungen der Spiele der Pacers sind wirklich eine gute Sache, um mir bei der Bewältigung der langen Winterabende zu helfen. Manchmal, wenn ich Glück habe und die Sportfotografen irgendwie verhindert sind, werde ich auch engagiert, um ein paar Aufnahmen vom Spiel zu machen. Ich habe alles da, um Schwarzweißbilder zu entwickeln, und abgesehen von dem kleinen

Nebenverdienst ist die Fotoausrüstung auch für die Detektivarbeit von Nutzen. Manchmal paßt eben alles genau zusammen.

Ich versuchte, die Crystals aus meinem Kopf zu verbannen. Aber es gab zu viele konkrete Überlegungen, um darüber hinweggehen zu können. Nach dem wenigen, das ich von Maude erfahren hatte, war Fleur wohl ein stilles Wasser. Und deswegen vielleicht tiefgründig? Gefährlich?

Und Eloise? Eine Kindfrau. Die Pubertät schafft die biologische Voraussetzung für eine gesplante Persönlichkeit. Vielleicht war das die eigentliche Frage: Welche Hälfte war diejenige, die mich engagieren wollte? Und wie standen die Chancen, daß es sich mit den Blutgruppen wirklich so verhielt, wie sie gesagt hatte? Doch wozu rätseln und lange lamentieren? Ich konnte warten, bis ein neuer Morgen graute.

Ich legte mein Kreuzworträtsel ein letztes Mal beiseite und schrieb einen Brief an meine Tochter. Ich erzählte ihr von einigen Hasen und Bären, mit denen ich mich letzstens unterhalten hatte. Sehr nette, gar nicht symbolische Hasen und Bären, denen es gutging und die sich auf die Knie schlugen, wenn sie einen Witz erzählten. Meine Tochter ist inzwischen neun. Vielleicht ein bißchen zu alt, um ihr mit Hasen und Bären zu kommen. Aber als Vater kann man auch nicht alles wissen.

Mit dem Buch, das mir schon am Nachmittag Gesellschaft geleistet hatte, begab ich mich schließlich zur Ruhe.

3

Gegen acht wachte ich auf und machte mir ein Käseomelett. Es wurde nur eine armselige Imitation dessen, was meine Exfrau früher zubereitete, aber man muß eben Opfer bringen, wenn man seinen Prinzipien treu bleiben will.

Ich dachte darüber nach, wie ich den Tag verbringen wollte. Aber eigentlich dachte ich nicht wirklich nach; ich hatte mich schon entschlossen, ein wenig Zeit auf Miss Crystal zu verwenden, wenn ich es auch für unwahrscheinlich hielt, daß ich ihr Angebot, mich zu engagieren, annehmen würde. Ich hatte einfach nichts Wichtigeres zu tun.

Ich beschloß, die Sache locker anzugehen und zunächst auf kleiner Flamme zu kochen. Kein Streß, keine Übertreibung. Ich griff mir mein Notizbuch und mein Schreibgerät und brach zu einer geruhsamen Rundfahrt auf. Erst nach Westen die Ohio Street entlang bis zur Pennsylvania Avenue, dann nach Norden die Pennsylvania hinauf. Der Weg führte mich durch die geistige Mitte von Indianapolis. Erst kam aus schrägem Winkel das Mahnmal für die gefallenen Soldaten und Matrosen auf dem Circle ins Blickfeld. Von seiner Spitze aus kann man an klaren Tagen ganze Blocks weit sehen. Dann ging's vorbei an der Post und dem Bundesgebäude, dem Haus der Star News und dem CVJM. Als nächstes am Weltkriegsdenkmal, einem mit Kies belegten Geviert von der Größe eines Häuserblocks mit einem Obelisken in der Mitte und Kanonen an den Ecken. Danach passierte ich den American Legion.

Und kam schließlich zur St. Clair Street. Wo ich mich zu guter Letzt in die öffentliche Bibliothek des County Indianapolis-Marion begab.

Als Kind habe ich dort viel Zeit zugebracht. Es war im Sommer immer schön kühl und ruhig. Und einige der vielen

Bücher, in deren jedem viele hundert Stunden Arbeit steckten, hatten mir sogar etwas bedeutet.

Aber ich war heute nicht um neun Uhr hergekommen, um der erste in der Schlange derer zu sein, die nach dem neuesten Schlechtseller anstanden. Sondern ich begab mich sofort ins Mikrofilmarchiv in der Kunstabteilung im zweiten Stock.

An der Südwand der Kunstabteilung stehen sechs Mikrofilmsichtgeräte, aber zu so früher Morgenstunde war die Nachfrage noch nicht groß, so daß ich einen von den beiden rechten nehmen konnte, direkt neben den Mikrofilmschränken. So konnte ich nach Herzenslust Mikrofilme anschauen, ohne allzu weite Fußwege auf mich nehmen zu müssen.

Noch einmal überflog ich meine dürftigen Notizen, die ich Eloise und Maude verdankte. Dann beschloß ich, zuerst nach der Hochzeit von Fleur und Leander Crystal zu suchen. Sie lag jetzt ungefähr zwanzig Jahre zurück. Ich begann mit dem Star vom Januar 1949, legte den Mikrofilm ein und fing an zu kurbeln. Ohne jede Hast hielt ich mich an mein elegantes Konzept, für jeden Tag die Seite über die gesellschaftlichen Ereignisse durchzusehen, und machte darüber hinaus höchstens hier und da einmal Halt, um mir eine Kostprobe aus der berausenden Welt des Sports von 1949 zu gönnen.

In der Ausgabe vom 13. Februar wurde ich unerwarteterweise belohnt. Eine Geschichte von Estes Grahams Geburtstagsparty. Eine dieser wilden, total abstinenten Orgien. »... wohlbewirtet und mit der gesitteten Kultiviertheit, wie wir sie nicht anders von Estes Graham erwarten.. «

Es las sich wie eine kleinstädtische Theaterkritik: Die Zeremonienmeister und die Requisiteuse hatten ihre Sache wirklich gut gemacht. Am 12. Februar 1949 war Estes Graham achtundsiebzig Jahre alt geworden.

Ich kurbelte weiter. Ein richtiger kleiner Schmetterling war ich, wie ich da von Gesellschaftsseite zu Gesellschaftsseite

flatterte.

Um zehn Uhr fünfunddreißig (3. Juni 1949) fand ich die Hochzeitsanzeige: »Fleur Olian Graham heiratet.« Kein langer Artikel. Kein Bild. Aber mit genauen Angaben. Die Hochzeit sollte am 6. September stattfinden. Der Glückliche war Leander Crystal aus Ames, Iowa. Anschließend Empfang bei Estes Graham in der North Meridian Street.

Was wäre da naheliegender gewesen, als sofort einen Sprung zu machen und nachzusehen, ob die Hochzeit wie geplant verlaufen war?

7. September 1949. »Die Graham-Erbin heiratet.« Diesmal mit Bild. Das war schön. Eigentlich sind mir Bilder am liebsten.

Sie kamen gerade aus der Kirche. Fleur und Leander Crystal zusammen mit Estes Graham.

Fleur stand zur Rechten ihres frisch angetrauten Ehemannes. Mit einem kolossalen Grinsen. Eine attraktive Frau; das Haar wirkte auf dem Foto ziemlich dunkel, das Gesicht ein wenig rundlich. Aber selbst auf dem Schwarzweißfoto waren die schön geformten Lippen zu erkennen, ihr großer Pluspunkt. Ich sah mir das Bild genau an. Wahrscheinlich war ich jetzt in der Lage, sie zu identifizieren.

Leander war ungefähr so groß wie Fleur. Er stand steif neben ihr, in Armeeuniform. Es überraschte mich, daß Estes Graham nur Sergeant gewesen war, aber die mit Medaillen geschmückte Uniform stand ihm gut. Sein auffälligstes körperliches Merkmal war eine fast vollständige Kahlheit.

Estes stand rechts neben Fleur. Auf einen Stock gestützt, den Kopf leicht vornübergebeugt. Die drei Köpfe bildeten eine horizontale Linie. Er war alt und war schon alt gewesen, solange Fleur lebte, wenn das Bild nicht trog. Er trug einen Frack mit sehr langen Schößen.

Der Artikel mit dem Foto enthielt eine ausführliche Beschreibung der Hochzeit und des Empfangs, außerdem die Biographien und weiteren Pläne der Hochzeiter.

Aus den Biographien ergab sich Folgendes.

Fleur war neunzehn. Sie hatte 1946 ihren Abschluß an der Tudor Hall gemacht, einer privaten Mädchenschule in Indianapolis. Noch als Schülerin hatte sie während der letzten Phase des Krieges freiwillig in einem Lazarett mitgearbeitet und danach diese freiwillige Tätigkeit fortgesetzt.

Dann hatte sie ein Jahr lang die Schwesternschule der Butler University besucht, brach ihre Ausbildung dort jedoch ab, um zu heiraten.

Crystal, neunundzwanzig, hatte gerade an der Wirtschaftsfakultät der Butler University seinen Abschluß gemacht (cum laude). Davor Militärdienst in Europa, ausgezeichnet mit dem Silbernen Kreuz und dem Purpurnen Herzen. Vermutlich war er nach Indianapolis gekommen, weil er dort auf Staatskosten studieren konnte. Über seine beruflichen Pläne erfuhr man nichts. Vielleicht verstand sich das angesichts Estes Grahams und dessen Jahresbilanz von selbst. Das Paar würde die Nacht in Estes' Haus verbringen und dann zu einer vierwöchigen Hochzeitsreise nach Florida aufbrechen.

Als ich mir alles notiert hatte, war es fast elf Uhr und damit wieder einmal Zeit für eine Entscheidung. Sollte ich mich um einen frühen Mittagsimbiß kümmern oder weitermachen, versuchen, noch mehr Neuigkeiten aufzuspüren?

Mich überkam einer meiner seltenen Anfälle von Ehrgeiz. Ich beschloß zu bleiben.

Vom Datum der Hochzeit aus kurbelte ich weiter. Die erste Erwähnung der vertrauten Namen fand ich am 18. Oktober, in der Unterschrift eines Bildes von Leander und Fleur, die aus einem Flugzeug steigen. Braut und Bräutigam auf dem Weir

Cook Airport bei ihrer Rückkehr von den Flitterwochen in Florida. Auf diesem Bild lächelten beide, zweifellos in Erinnerung an die Sonne und den Mond von Miami. Mir gefiel das Bild. Es ließ das Band zwischen Leander und seiner erwiesenermaßen auf Irrwege geratenen Frau in etwas besserem Licht erscheinen. So ein Honeymoon kann doch etwas Wunderbares sein.

Während ich mich auf das Ende des Jahres zukurbelte, ging mir auf, daß es eine etwas effizientere Art der Suche gab. Ich wußte von drei weiteren bedeutsamen Ereignissen der Familiengeschichte: Eloise' Zeugung, Eloise' Geburt und der Tod von Estes Graham.

Wenn Eloise jetzt sechzehn war, dann mußte sie 1954 oder Ende '53 geboren sein. Die Zeugung mußte weitere neun Monate zurückliegen. Und Graham war, wie Maude gesagt hatte, '53 oder '54 gestorben.

Die Erkenntnis traf mich wie ein Blitzschlag! Auf der Geburtstagsfeier 1953 hatte irgendein skrupelloser Reporter Fleur mit schwarz gebranntem Schnaps betrunken gemacht und anschließend geschwängert. Leander war gerade anderweitig beschäftigt gewesen, und Fleur hatte sich zu sehr geschämt, um ihm oder ihrem Vater zu gestehen, daß sie getrunken hatte. Als sie dann später entdeckte, daß sie schwanger war, wußte niemand, daß Leander nicht der Vater war, bis Eloise darüber stolperte. Ende des Falls. Reporter können wirklich solche Lumpen sein!

Ich warf einen Blick auf die Klatschseiten vom 13. Februar 1954 und hoffte, dort etwas über die Geburtstagsfeier zu finden.

Aber ich fand nichts. Vermutlich hatte keine Feier stattgefunden. Estes war entweder bereits tot oder wenigstens krank gewesen. Oder aus Gründen, die ich nicht kannte, nicht geneigt, seinen Dreiundachtzigsten feierlich zu begehen.

Ich kurbelte zurück in die Vergangenheit, Tag für Tag.

Diesmal sah ich sowohl die Gesellschaftsseiten als auch die Nachrufe durch.

Ich kam bis zum 2. Oktober 1953, bevor ich etwas fand. Und zwar ein Bild von Fleur, Leander und Estes, wieder auf dem Weir Cook Airport. Die Crystals auf dem Weg nach Frankreich. Kein Hinweis, wie lange sie dort bleiben wollten. Nur die Mitteilung, daß sie einige der Stätten besuchen wollten, an denen Leander im Krieg gewesen war. Und den Ort aufsuchen, wo Fleurs jüngster Bruder, Joshua, im Krieg gestorben war.

Das Bild bewies auch, daß Estes im Oktober '53 und wahrscheinlich auch an seinem Geburtstag noch gelebt hatte.

Ich wußte, warum Estes seine alljährliche Fete nicht veranstaltet hatte: Er konnte keinen vernünftigen Rausschmeißer als Ersatz für Leander bekommen.

Also mußte der alte Mann nach seinem dreiundachtzigsten Geburtstag gestorben sein. Ich kurbelte zurück in den Februar '54 und setzte die Gesellschaftsseiten-Nachrufsuche in die andere Richtung fort.

Die ganze Sache schlug mir langsam auf die Stimmung. Ich fand die Todesanzeige eines Mitschülers aus meiner Grundschulzeit. Und ich hoffte, daß Fleur und Leander zurück sein würden, bevor Estes starb.

Und um elf Uhr fünfzig wurde meine Zuversicht belohnt. 18. April 1954. Fleur und Leander waren nach ihrer langen Reise in die Vergangenheit zurück auf dem Weir Cook Airport. Ich nahm meine Finger zu Hilfe. Sie waren sechseinhalb Monate unterwegs gewesen.

Ich befand, daß es jetzt erst einmal genug sei. Ich machte Mittagspause.

Nachdem ich die Mikrofilme wieder verpackt und zurückgestellt hatte, wollte ich nichts als frische Luft und Sonnenschein. Oder besser gesagt, einfach Luft und Sonnenschein. Auf dem Weg nach draußen machte ich an einer

Telefonzelle halt und rief meine eigene Nummer an. Mein Telefondienst berichtete schläfrig, daß es am ganzen Vormittag keinen einzigen Anruf für mich gegeben habe. Eine leicht deprimierende Nachricht. Die Geschäftsflaute hielt schon den neunten Tag an.

Beim Mittagessen mußte ich mich zwischen Qualität und Bequemlichkeit entscheiden. Nachdem ich mich dazu entschieden hatte, den Tag mit einer gewissen Klasse zu durchleben, konnte die Wahl nur Qualität lauten. Das bedeutete Joe's Fine Food und einen Weg von fünf Häuserblocks bis zur Ecke Vermont und Illinois.

Joe's gibt es zwar erst ein paar Jahre, aber zum Mittagessen ist es einer der besten Läden in der Stadt. Vor allem montags und dienstags, wenn mexikanische Gerichte auf der Karte stehen. Aber selbst am Donnerstag ist es für einen qualitätsbewußten Mann gut genug.

Ich hatte das mäßige Glück, einen Thekenplatz nahe der Tür zu ergattern. Der Laden war gerammelt voll. Und es heißt schon etwas, wenn ein Restaurant mittags voll ist. Ich weiß davon ein Lied zu singen, weil meine Mutter eine Imbißstube betreibt.

Ich bestellte mir einen Cheeseburger und ein paar andere Delikatessen. Und gönnte mir einen Schluck Wasser. Dann dachte ich über die Europareise der Crystals nach. Sie waren fast sieben Monate unterwegs gewesen. Wenn Eloise jetzt sechzehn war, dann war sie sehr wahrscheinlich in Europa empfangen worden.

Diese Erkenntnis verfehlte ihre deprimierende Wirkung auf mich nicht.

Die Suche nach einem biologischen Vater ist schon schwer genug, wenn man es mit einer begrenzten Anzahl von Freunden zu tun hat, die um ein junges Mädchen herumscharwenzeln. Aber wenn betreffendes Mädchen vor fast siebzehn Jahren während einer Reise durch Europa geschwängert wurde, steigt

die Zahl der möglichen biologischen Väter auf atemberaubende Weise an.

Ich verzehrte meine Mahlzeit in stiller Resignation und mit deutlich weniger Genuß, als ich mir versprochen hatte. Wenn meine Annahme zutraf, daß Eloise in der Zeit von Mitte Juni 1954 und vielleicht Mitte Dezember geboren wurde, dann war sie an fremdem Gestade gezeugt. Und in diesem Falle schrieb man wahrscheinlich am besten einfach die Verluste ab - einen halben Arbeitstag - und schickte das Kind zu einer großen Detektei mit Verbindungen ins Ausland. Was tat ich also?

Ich gönnte mir einen Extrakaffee.

Also gut. Etwas, das wie ein interessanter Fall aussieht, kommt durch meine Tür spaziert, mitten in einer totalen Dürreperiode, und spaziert dann wieder hinaus.

Ich nahm noch einen Kaffee. Und ließ innerlich den Kopf hängen, bis hinunter auf die Theke. Na schön. Wollen wir anderen den Tag nicht verderben. Ich hinterließ ein ordentliches Trinkgeld und trat wieder hinaus in die Herbstsonne.

Alle Probleme sind zunächst einmal zu groß, um mit ihnen fertig zu werden. Das Wichtigste ist, sie in einzelne, lösbare Teile zu zerlegen. Die richtigen Fragen zu stellen.

Welche Fragen hatte ich bisher gestellt? Nur: »Wo war die Mutter zur Zeit der Empfängnis?«, und darauf hatte ich nicht die Antwort bekommen, die ich haben wollte.

Na toll.

Ich hatte noch nicht einmal die eigentliche Frage gestellt. Ich war nicht zu Fleur Crystal gegangen und hatte sie direkt gefragt. Vielleicht würde sie es mir sagen. Vielleicht, wenn ich sie betörte. Oder sie hereinlegte. Es gab viele Möglichkeiten. Mir standen alle Wege offen.

Ich beschleunigte meine Schritte. Eine der Fragen, die ich

stellen mußte, war, ob sich die Sache mit den Blutgruppen wirklich so verhielt, wie Eloise es dargestellt hatte.

Ich nahm mir die Mikrofilmrollen von April 1954 bis Dezember 1954 vor, und ich kurbelte unermüdlich weiter, mit mehr Biß als am Vormittag.

Am 3. Juni erfuhr ich, daß Fleur Crystal ein Kind erwartete. Eloise' erster Auftritt. Die Geburt des Babys und Erben wurde Mitte Oktober erwartet. Ich zählte an den Fingern ab, daß der Termin für die Empfängnis dann ungefähr Mitte Januar 1954 gewesen sein mußte. Mitten im kalten französischen Winter.

Ich sprang nicht direkt bis zum Oktober vor. Ich wollte ja immer noch eine Nachricht von Estes' Tod finden. Und ich wollte auch wissen, ob es vielleicht eins dieser abartigen Rituale gegeben hatte, die man eine Babyparty nennt.

Ein Bericht darüber würde mir vielleicht die Namen von ein oder zwei hilfreichen Freundinnen verraten, mit denen ich über Fleur reden könnte.

Aber ich bekam keine Gelegenheit, mich durch eine Babyparty etwas anregen zu lassen. Den ganzen Sommer hindurch wurde von nichts dergleichen berichtet. Aber ich fand Estes Grahams Nachruf. Er starb am 20. August 1954 an einem Herzschlag. Er hatte nicht lange genug gelebt, um seine Enkeltochter kennenzulernen.

Aus dem Nachruf erfuhr ich zum ersten Mal etwas über Fleurs Mutter. Sie war die geborene Irene Olian, Tochter eines Reverend Billy Lee Olian. Sie hatte Estes 1916 geheiratet und ihm vier Kinder geschenkt. Drei Söhne, Windom, Sellman und Joshua. Und die Tochter Fleur. Die drei Söhne waren im Zweiten Weltkrieg umgekommen. Aber Irene Olian Graham war bereits 1937 verstorben. Nur Fleur, Leander und die noch nicht geborene Eloise hatten Estes überlebt.

Ich mußte an das Bild von der Hochzeit denken. Vor allem daran, daß Leander Crystal in Uniform geheiratet hatte. Crystal

war der perfekte Schwiegersohn für einen Mann, dessen drei Söhne im Krieg gefallen waren. Ungefähr im passenden Alter, selbst so etwas wie ein Held - und zwar einer, der noch lebte.

Estes' Beerdigung war für den 23. August angekündigt. Ich kurbelte weiter.

Und erlebte eine Überraschung. Am Freitag, dem 27. August, fand ich unter ›Ferner liefen‹ wieder ein Bild von Fleur und Leander auf dem Weir Cook Airport. Wie es in der Bildunterschrift hieß, auf dem Weg nach New York City. Nicht glücklich. Fleur, deutlich sichtbar schwanger, in Schwarz. Kein Artikel dazu.

Keine sehr erquickliche Jahreszeit für einen New York-Aufenthalt. Sie steuerten ihre Ziele wohl grundsätzlich nicht dann an, wenn dort das Klima einigermaßen angenehm zu sein versprach. Ein französischer Winter und ein New Yorker Sommer.

Mir fiel dazu nur ein, daß es bei Fleurs Schwangerschaft Komplikationen gegeben haben mußte. Also flogen sie nach New York, damit sie dort das Kind zur Welt bringen konnte.

Im Star vom 27. August bis zum 31. Oktober 1954 wurde Eloise' Geburt nicht erwähnt. Das ließ mich für einen Augenblick stutzen. Aber dann beschloß ich, mir New York vorzunehmen. Ich holte mir die Mikrofilme der New York Times und setzte meine Suche fort.

Schließlich fand ich sie. Eine Tochter, Eloise Graham Crystal, geboren am 1. November 1954. Eltern Leander und Fleur Crystal aus Indianapolis, Indiana.

Ich mußte lachen. Gestern hatten wir den 14. Oktober 1970 gehabt. Ich hatte also eine fünfzehnjährige Klientin, keine sechzehnjährige. Sie hatte ein paar Tage dazugemogelt. Armes Ding.

Klar, in manchen Staaten bedeuten diese paar Tage einen gewaltigen Unterschied.

Ich wandte mich wieder dem Star zu. Und fand unter dem Datum des 16. November ein Bild der Familie Crystal bei ihrer Ankunft in Indianapolis. Eloise' erste Bekanntschaft mit Indianapolis. Der Flughafenfotograf war auf Draht gewesen. Er hatte die Namen der Flugplatzreservierungen und die Fluglisten der hereinkommenden Flüge gründlich durchforstet und mir damit zu einigen Bildern verholfen, für die ich dankbar war.

Nach dem 16. November fand ich nur noch eine interessante Sache.

30. Dezember 1954. Meldung über die gerichtliche Bestätigung von Estes' Testament. Sein Vermögen belief sich auf ungefähr zwölf Millionen. Ganz nettes Sümmchen.

Damit ließ ich es gut sein. Es ging auf drei zu. Ich erwartete Eloise Crystal und mußte noch einen Telefonanruf erledigen, bevor ich sie traf. Ich packte die Mikrofilme zusammen, sammelte meine Notizen ein und machte mich munter auf den Heimweg.

4

Vom Büro aus rief ich als erstes Clinton Grillo an. Er ist einer meiner Anwälte, und zwar derjenige, den ich zu Rate ziehe wegen tatsächlicher oder möglicher strafrechtlicher Verfolgung meines Nächsten und Liebsten. Meiner selbst. Seine Sekretärin bat mich, am Apparat zu bleiben. Was ich auch tat, fast zehn Minuten lang.

Die Frage, auf die ich eine Antwort benötigte, lautete: War es mit dem Gesetz vereinbar, eine fünfzehnjährige Klientin anzunehmen?

»Sie kommen immer wieder mit interessanten Fragen, Albert. Handelt es sich diesmal um eine hypothetische Frage?« Er ist außerdem der Vater einer meiner engeren Freunde von der High School.

»Nein, Sir, das tut es nicht.«

»Und ich vermute, daß die junge Dame Sie ohne Wissen ihrer Eltern in Anspruch nehmen will.«

»Das ist richtig.«

»Nun, mir sind keine besonderen Einschränkungen in dieser Hinsicht bekannt, aber die Sache scheint mit vielen Gefahren verbunden. Zum Beispiel hätten Sie keine Möglichkeit, rechtliche Schritte zu unternehmen, wenn sich eine solche Klientin entschlosse, Ihnen Ihr Honorar nicht zu bezahlen. Und falls sie Sie allein in Ihrem Büro aufsucht, dann könnten Sie sich nur sehr schwer dagegen wehren, wenn es sich eine solche Klientin in den Kopf setzte, Sie sexueller Übergriffe zu beschuldigen. Vor allem, wenn jemand anders bereits genau das getan haben sollte, dessen Ihre Klientin Sie beschuldigt.«

»Sie haben eine schmutzige Phantasie, Sir.«

»Wie wahr, mein Junge. Wie wahr.«

»Sonst nichts?«

»Reicht Ihnen das nicht, um sich die Sache noch einmal zu überlegen?«

»Ich denke doch.«

Es kommt eben darauf an, wie weit man seiner minderjährigen Klientin vertraut. Für wie verlässlich man sie hält und für wie wahrscheinlich, daß sie sich als faules Ei erweist.

Eloise Crystal kam um zehn vor vier in mein Büro. Damit gab sie mir einen Anhaltspunkt, wie lange sie vor ihrem Besuch um sechzehn Uhr fünfundzwanzig am Vortag gezögert hatte.

Aber nicht allein die Ankunftszeit hatte sich geändert. Selbstvertrauen sprach aus ihrem Gang, aus der Selbstverständlichkeit, mit der sie Platz nahm. Heute war der Stuhl bereits ihr Stuhl. Sie wirkte gegenüber ihrem letzten Besuch wie ausgewechselt. Heute hatte sie sich jugendlicher gekleidet - Rock, Bluse, Sandalen, keine Sonnenbrille -, und trotzdem wirkte sie reifer. Eine selbstsichere junge Frau. Mein fünfzehnjähriges Chamäleon.

»Also«, sagte sie, »wie geht's voran? Haben Sie seinen Namen schon?«

Sie scherzte, und ich vermutete, daß sie nur wenig von der Langeweile und Gleichgültigkeit der Welt ahnte. Der Scherz von heute wurde in der nächsten Woche vielleicht zur ernstgemeinten Frage, und es konnte leicht geschehen, daß ich ihr dann immer noch nicht mehr zu sagen haben würde.

»Ich habe heute tatsächlich etwas in der Sache getan. Aber wir haben uns immer noch nicht geeinigt, ob ich nun wirklich für Sie arbeiten werde oder nicht.«

Sie ließ den Kopf ein wenig sinken und sagte: »Ich weiß. Aber ich habe noch einmal darüber nachgedacht, und ich bin wirklich froh, daß ich mich gestern dazu durchgerungen habe herzukommen. Irgendwie ist mir ein Stein vom Herzen gefallen. Weil ich mich endlich entschlossen habe, etwas zu unternehmen, um mir Klarheit zu verschaffen.«

»Ich dachte, Sie hätten die Sache mit den Blutgruppen erst vor ein paar Wochen herausgefunden.«

Sie nickte. »Aber ich habe immer gewußt, daß irgend etwas nicht stimmte. Vorher wußte ich bloß nicht, was.«

»Was mit Ihnen nicht stimmte?«

»Ja. Ich muß irgend etwas an mir haben, das zu Spannungen zwischen den beiden führt. Zum Beispiel könnte ich in Wirklichkeit eine Waise sein.«

Das denkt fast jeder. »Und was glauben Sie jetzt?«

Sie überlegte und versuchte es dann genauso auszudrücken, wie sie es empfand. »Ich glaube, Leander weiß, daß ich nicht von ihm bin. Und ich glaube, deswegen unterdrückt er meine Mutter irgendwie.«

Unterdrückt? »Kommen die beiden nicht miteinander aus?«

»Unterdrücken ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Jedenfalls unternehmen sie überhaupt nichts gemeinsam. Sie lächeln sich nicht einmal an. Er geht morgens zur Arbeit und kommt manchmal erst spät wieder heim. Und Mama macht sich immer viel Sorgen, daß sie krank sein könnte. Und sie haben überhaupt keine Freunde.«

Das bekümmerte sie. Eltern sollten Freunde haben. Mein Kuckuck legte los. Viermal.

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück und legte einen Fuß auf die Kante der obersten Schreibtischschublade. Das ist eine meiner bevorzugten Haltungen zum Nachdenken. »Eloise«, sagte ich. Es war das erste Mal, daß ich ihren Namen aussprach.

»Ich höre«, sagte sie. Sie wirkte unglücklich.

»Sehen Sie, ich bin in einer schwierigen Situation. Und zwar in erster Linie, weil ich nicht sicher sagen kann, daß ich das spezielle Problem, das ich für Sie lösen soll, auch wirklich lösen kann. Ich arbeite möglicherweise wochenlang und habe dann keinerlei neue Informationen, die Ihnen weiterhelfen. Und so

was geht ganz schön ins Geld.«

»Das habe ich begriffen. Ich habe Geld. Ich besitze ein Treuhandvermögen, das mein Großvater mir hinterlassen hat.«

»Das Problem besteht darin, daß Sie vielleicht viel bezahlen und nichts dafür bekommen.«

»Das ist mir egal. Ich habe sonst nichts, wofür ich es ausgeben könnte.«

Das schien in der Tat einleuchtend.

»Außerdem muß ich Sie darauf hinweisen, daß Sie vielleicht mit einer der großen Detekteien besser beraten wären. Ich bin hier nur allein.«

»Ich habe es mit einer davon versucht«, sagte sie. »Einer mit einer großen Anzeige in den Gelben Seiten.«

»Und was haben die Ihnen gesagt?«

»Sie haben mich nicht ernst genommen. Sie waren nicht grob oder so, aber sie sagten einfach, sie könnten mir nicht weiterhelfen; ich solle einfach meine Eltern fragen.«

»Das ist vielleicht kein schlechter Rat.«

»Ach, das kann ich nicht.« Sie schüttelte sich. »Der Mann in der Detektei hielt mich Schlichtweg für verrückt.« Sie lächelte mich an. »Zumindest in diesem Punkt habe ich Fortschritte gemacht. Sie denken doch nicht, daß ich spinne, oder?«

»Nein, das nicht«, sagte ich ehrlich. »Aber ich werde die von Ihnen gemachten Angaben zu den Blutgruppen überprüfen müssen.«

»Warum denn das?« sagte sie hitzig. »Sie stimmen. Ich habe die Analysen selbst gemacht.« Sie verteidigte ihre Arbeit. Eine Haltung, die mir gefällt.

»Gerade deswegen muß ich sie selbst überprüfen. Wie Sie die Dinge dargestellt haben, würden die ganzen Ermittlungen auf der Genauigkeit der Analyse dieser Blutgruppen beruhen. Es ist wichtig, daß man alle wesentlichen Fakten, die man ermittelt

hat, noch einmal nachprüft.«

»Okay«, sagte sie. »Werden Sie den Auftrag nun übernehmen?«

Eine Frage, die ich mir selbst wirklich noch nicht beantwortet hatte. Es gab noch einige Voraussetzungen, die erfüllt sein mußten, aber ich konnte sie ja kaum bitten, mir irgendwie ihre menschliche Verlässlichkeit unter Beweis zu stellen. Die sie wohl kaum selbst beurteilen konnte.

»Wir wollen es so machen«, sagte ich. »Ich werde Ihren Auftrag annehmen, aber mit folgenden Einschränkungen. Ich verpflichte mich nur von einem Tag auf den anderen. Ich mache so lange weiter, wie ich glaube, etwas herausfinden zu können, das uns weiterbringt. Nicht länger.«

»Also nehmen Sie an?«

»Unter diesen Bedingungen.«

»Ach, ich bin so glücklich. Ich hatte schon befürchtet, daß Sie mich auch fortschicken würden.«

»Das kommt vielleicht noch.«

»Aber zunächst einmal helfen Sie mir. Ich bin so glücklich. Ich bin mir ganz sicher, daß Sie alles wieder ins rechte Lot bringen werden.«

»Ich denke, es ist an der Zeit, Ihr Vertrauen etwas zu erschüttern«, sagte ich. »Hier ist mein erster Bericht. Ich habe herausgefunden, daß Sie in Europa gezeugt wurden, wahrscheinlich in Frankreich im Winter 1953/54.«

Sie war ein wenig überrascht. »Ich hätte nie gedacht... « Sie schwieg.

»Ihre Eltern waren während des Winters dort auf Reisen, und ich habe von Ihrem Geburtsdatum an zurückgerechnet.«

Sie errötete. Ich lächelte nur und sah zu, wie ihr erst das Blut in die Wangen Schoß und dann die Röte langsam wieder wich.

»Ich habe auch ein Foto von Ihrer Mutter gesehen, als sie mit

Ihnen schwanger war, und ein Foto von Ihrer Ankunft in Indianapolis - von New York aus -, als Sie zwei Wochen alt waren.«

»Ich bin in New York geboren«, sagte sie, obwohl es offenkundig gewesen sein muß, daß ich das bereits wußte.

»Wissen Sie, warum Ihre Eltern vor Ihrer Geburt dorthin geflogen sind?«

»Um von hier fortzukommen nach dem Tod meines Großvaters. Er ist im Sommer vor meiner Geburt gestorben.«

Ich nickte. Und begriff, daß ich mich bisher mit dem Fall hauptsächlich unter dem Aspekt beschäftigt hatte, ob ich ihn übernehmen sollte oder nicht. Und nicht mit der Frage, wie ich ihn angehen sollte, falls ich ihn denn übernahm. Jetzt war meine Klientin bereit und willens, Fragen zu beantworten, und ich wußte gar nicht, welche Fragen ich ihr stellen sollte.

Also dachte ich mir eine aus.

»Ich muß irgendwelche Leute ausfindig machen, die Ihre Eltern zu der Zeit ihrer Hochzeit und Ihrer Geburt kannten. Wissen Sie jemanden, mit dem sie schon so lange bekannt sind?«

Sie überlegte. »Vielleicht Mrs. Forebush. Sie war die Hausgehilfin oder Krankenschwester meines Großvaters. Irgendwas in der Art. Bis zu seinem Tode. Jetzt kommt sie noch manchmal vorbei, um mich zu besuchen, und erzählt mir, was für ein Mann mein Großvater war.« Bei dem Wort Mann bekam sie ganz große Augen. »Manchmal bringt sie mir auch kleine Geschenke, lustige kleine Sachen, Blumen, Steine oder alte Kalender, die sie gefunden hat. Mama haßt sie. Mama geht sofort auf ihr Zimmer, sobald Mrs. Forebush auftaucht.«

»Was halten Sie von ihr?«

»Sie ist in Ordnung. Ein bißchen komisch vielleicht, aber sie hat mich gern.«

»Noch jemand?«

»Ja, Dr. Fishman. Er ist unser Hausarzt. Ich weiß, daß er schon der Arzt meines Großvaters war und daß er Mama und Leander kennt, weil er manchmal nach ihnen fragt.«

Ich merkte, daß diese Fragerei sie langsam ermüdete, aber ich hakte nach. »Sprechen Sie manchmal mit Ihrer Mutter über alte Zeiten?«

»Eigentlich nicht.«

»Sie müssen sie doch mal gefragt haben, ob sie als Mädchen viele Freunde hatte oder wie sie in der Schule war.«

»Eigentlich nicht. Kaum. Das ist ja das Merkwürdige bei uns. Bei uns gibt es solche Gespräche einfach nicht. Höchstens, daß Mama mich früher immer mit auf den Boden genommen und mir Briefe vorgelesen hat, die sie dort aufbewahrt.« Sie überlegte. »Aber ich glaube nicht, daß sie vor Leander mit anderen jungen befreundet war. Jedenfalls habe ich diesen Eindruck.«

Das Ganze nahm sie ziemlich mit. Andere Fragen konnten warten. Bis auf eine. »Können Sie mir verraten, was Sie von Ihrem biologischen Vater wollen, wenn ich ihn ausfindig gemacht habe?«

»»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Vielleicht zu ihm ziehen. Bin mir nicht sicher.«

Ich ließ es dabei.

Sie hatte Mrs. Forebushs Adresse nicht, aber die von Dr. Fishman. Und die High School, die sie besuchte, war die Central High School.

Aus meiner selbstsicheren jungen Frau war ein erschöpftes kleines Mädchen geworden.

Als sie fort war, merkte ich, daß die emotionelle Belastung und Erschöpfung uns beide betraf.

5

Noch bevor ich mein Abendessen beendet hatte, war ich zu dem Schluß gelangt, daß es eine ganze Reihe von Wegen gab, die ich beschreiten konnte.

Mrs. Forebush schien der direkteste zu sein, falls sie bereit war, mit mir zu sprechen. Aber auch andere Ansätze waren denkbar.

Ich konnte zum Beispiel versuchen, an der Fakultät für Krankenpflege der Butler University alte Freunde oder Lehrer von Fleur ausfindig zu machen. Um die Sache von hinten aufzurollen, von ihrer Collegezeit her, statt umgekehrt. War aber die Zeit an der Schwesternschule wirklich so wichtig gewesen für Fleur Crystal?

Ich konnte auch bei Eloise' Hauptproblem ansetzen. Schließlich focht ich ihren Kampf aus, ohne zu wissen ob ihre Bestimmung der Blutgruppen wirklich zutreffend war.

Vielleicht wäre es das beste, sich einen weißen Arztkittel zu beschaffen und bei den Crystals zu schellen. »Würden Sie alle bitte ein wenig Blut in diese Röhrchen geben?«

Aber das würde nicht funktionieren. Eloise würde kichern und meine Verkleidung auffliegen lassen. Möglicherweise erfuhr ich aber etwas, wenn ich mit ihrem Lehrer redete, diesem Mr. Shubert, bei dem sie die Laborarbeit gemacht hatte.

Vielleicht würde sich auch Dr. Fishman als hilfreich erweisen; nach Fleurs Fehlgeburt mußte er eigentlich ihre Blutgruppe kennen. Bestimmt wußte er auch sonst so allerhand über die Crystals.

Ich könnte auch einfach hingehen und Fleur Crystal aufsuchen. Das könnte Spaß bringen. Ich wollte schon immer mal den Elefanten im Porzellanladen spielen.

Dann wäre da noch das grundsätzliche Problem, wie ich mir

bei den verschiedenen Adressen Zugang verschaffen sollte, aber das würde nach sieben Jahren in meinem Geschäft wohl kein allzu großes Hindernis sein.

Ich rief Maude Simmons an. Für zehn Dollar erhielt ich ihre Erlaubnis, meinen Gesprächspartnern zu sagen, daß ich für den Star an einer Hintergrundgeschichte über die Crystals arbeitete. Falls sie angerufen wurde, um die Sache zu bestätigen, noch einmal zehn Dollar.

Ich beschloß, es zuerst mit Mrs. Forebush zu versuchen. Da ich versäumt hatte, mir von Eloise Mrs. Forebushs Vornamen geben zu lassen, mußte ich im Telefonbuch zunächst einmal suchen. Zwei der dort aufgeführten Forebushs trugen einen weiblichen Vornamen. Ich versuchte es zuerst mit ›Anne Marie‹, also konservativ. Sie stand ganz oben in der alphabetisch sortierten Liste.

Ein Mann war am Apparat. »Forebush.«

Ich fragte nach Anne Marie. »Ach, Kumpel, das tut mir leid. Sie kann nicht ans Telefon kommen, sie füttert gerade das Baby. Aber wenn es ums Maschineschreiben geht, kann ich Ihnen auch weiterhelfen. Sie versteht wirklich was davon. Ist echt spitze. Sie schafft es, daß ein paar Worte nach viel aussehen oder eine Menge Worte nach wenig. Sie war Sekretärin, bevor das Baby kam, und sie ist wirklich gut.«

Das wollte ich nicht bezweifeln, aber trotzdem war sie die falsche Forebush.

Ein Mann, der viel allein ist, weiß um die Bedeutung unbedeutender Vorfälle. Ich hatte mich zuerst für die falsche Forebush entschieden. Das sollte mir Warnung genug sein, sagte ich mir. Das Vorgehen nach dem Alphabet führt direkt in den Abgrund.

Florence Forebush, 413 East Fiftieth Street, Humboldt 5-8234 - das mußte die richtige Mrs. Forebush sein.

Ein Telefonanruf - die Methode, um mit geringstem Aufwand

die größten Hürden zu nehmen.

»... und ich habe mich gefragt, ob Sie mir vielleicht bei dieser Geschichte weiterhelfen könnten, indem Sie von Ihren letzten Jahren bei Ihrem ehemaligen Arbeitgeber Estes Graham erzählen.«

»Estes?« Ihre Stimme war so munter und hell wie das Leben selbst. »Doch, das wäre sehr nett.«

»Würde Ihnen morgen passen?«

»Lassen Sie mich überlegen. Morgen ist Freitag. Mir würde es jederzeit zwischen dem Frühstücksfernsehen und dem Film um halb fünf passen. Wäre Ihnen zwei Uhr recht?«

Das gab mir einen Vormittag für weitere Pläne. Aus der breiten Palette der Möglichkeiten zog ich den Lehrer Shubert, Dr. Fishman und die Schwesternschule in Betracht. Ich legte mich auf Fishman fest, weil er Informationen über mehr als nur eine der Beteiligten besitzen sollte.

Die unter Dr. Wilmer Fishman Jr. angeführte Privat- und Praxisnummer war ein und dieselbe. Ich geriet an einen Anrufbeantworter, der mich anwies, meine Botschaft nach dem Pfeifton aufzusagen. Statt mich daran zu halten, hängte ich in leicht dümmlicher Verlegenheit auf. Ich hatte, ohne weiter darüber nachzudenken, erwartet, den Mann direkt an die Strippe zu bekommen. Alles andere machte die Sache irgendwie schwierig.

Man schafft sich seine Probleme selbst. Ich versetzte mir einen Schlag auf die Wange - wieder typisch für einen alleinlebenden Mann. Dann rief ich noch einmal Fishmans Nummer an.

Ich hinterließ nach dem Pfeifton eine Nachricht. Das heißt, Pfeifton ist untertrieben. Boing! Das klang fast so wie Froggie's E-Gitarre in der alten Buster Brown Show. Ich bat um eine

Unterredung wegen einer Familie, die bei ihm in Behandlung war.

Wenn möglich, morgen, am Freitag, vor ein Uhr. Dann fügte ich noch meinen Namen und meine Telefonnummer hinzu und hängte ein.

Ich saß vorm Telefon und dachte kurz darüber nach, daß meine Pläne von vielen Zufällen abhängig waren. Aber das ging in Ordnung. Wenn er mit mir redete, würde mir das vielleicht weiterhelfen. Und wenn ich dann noch Zeit erübrigen konnte, wollte ich unangemeldet zur Central High School oder zur Schwesternschule an der Butler University gehen. Wenn er mich nicht empfangen wollte, konnte ich beides schaffen. Sehr effizient. Sehr professionell. Ich lief wie eine gut geschmierte Maschine. HmMMM.

Ich summte.

Ich hörte auf zu summen, und zum dritten Mal wurde mir klar, daß ich meine Lebendigkeit einfach abgeschaltet hatte. Zuviel allein, in der Früh und am Abend, zuwenig Zeugung und Begattung.

Ich telefonierte noch einmal. Mit meiner Flamme. Wir gingen auf einen Drink aus. Und dann gingen wir noch auf einen Drink zu ihr rein.

6

Das Telefon weckte mich. Ich bin nicht so gescheit, es mir ans Bett zu stellen - oder vielmehr das Bett ans Telefon, da dessen Schnur sehr kurz ist. Wenn es läutet, muß ich mich aufraffen. Dr. Fishmans Sekretärin war am Apparat und sagte: »Ich verbinde Sie mit Dr. Fishman.« Unter den gegebenen Umständen schien mir das eine sehr komplexe Aussage zu sein. Ich murmelte etwas und versuchte verzweifelt, mir ins Gedächtnis zu rufen, in welchem Teil des Raumes ich mich befand und wo es in diesem Raum eine Uhr gab. Der Tag stand unter einem guten Stern; ich entdeckte die Uhr. Sie zeigte auf fünf nach acht. Wäre das Telefon am Bett gewesen, hätte ich es unter das Kopfkissen gesteckt.

»Mr. Samson? Ich glaube, Sie haben mich angerufen.« Richtig! Und jetzt lassen Sie mich in Frieden! »Ihr Betrieb arbeitet ja sehr effizient, Doktor.«

»Das tut er.« Seine Stimme klang viel jünger, als ich erwartet hatte. Und kräftig. Sie riß mich aus meinem frühmorgendlichen Dämmerzustand. »Und wer sind Sie?«

»Ich schreibe einen Artikel über die Familie Estes Graham, über deren Vergangenheit und die Nachkommen. Ich interviewe Leute, die die Familie kennen oder gekannt haben. Und soviel ich weiß, sind Sie ihr Arzt.«

»Das bin ich, und vor mir war es mein Vater. Aber was, glauben Sie, werde ich Ihnen erzählen?«

»Ihre Eindrücke von der Familie, Anekdoten, alles mögliche habe ich mir erhofft.« Für den Anfang. »Haben Sie die Genehmigung der Crystals eingeholt?«

»Ich habe nicht um eine Genehmigung nachgesucht.« Sie unangenehmer Mensch. »Es soll eine Geschichte für die Sonntagsausgabe des Star werden. Und als solche fällt sie unter

Nachrichten und wird auf jeden Fall geschrieben. Deswegen halten wir es für das Beste, nicht erst um eine Erlaubnis zu bitten. Es entspräche nicht unserem Berufsethos, da ja ohnehin weitergemacht wird, ganz gleich, ob mit oder ohne ausdrückliche Zustimmung.«

»Ich verstehe. In diesem Fall, fürchte ich, werde ich nicht in der Lage sein, Ihnen zu helfen. Das verstößt nämlich gegen mein Berufsethos.«

»Ich erwarte nicht von Ihnen, daß Sie irgendwelche Vertraulichkeiten ausplaudern.« Ich erwarte es nicht, sondern würde einfach darum bitten. »Und es soll kein kritischer Artikel werden.«

»Mr. Samson, solange ich nicht durch gerichtliche Vorladung dazu gezwungen oder von der Familie Crystal eigens dazu gedrängt werde, werde ich weder über Estes Graham und die Crystals noch über irgend etwas anderes mit Ihnen reden. Ob Sie eine Geschichte für den Star oder für den lieben Gott schreiben, interessiert mich nicht. Ich glaube nicht, daß wir noch etwas zu besprechen haben.«

Dieser ungehobelte Bastard. Menschen sind unberechenbar. Er sagte noch nicht einmal auf Wiederhören. Oder guten Morgen. Ich spürte den geistigen Mangel an Gemeinsinn, der im zwischenmenschlichen Umgang herrscht. Und ich spürte einen körperlichen Mangel: soll heißen, mir fehlte ein gutes Frühstück. Nahrung macht einen wichtigen Teil meines Lebens aus. Ich nehme gerne täglich etwas zu mir. Aber der Kühlschrank hielt nichts bereit, um dem unsanften Erwachen und dem völligen Mangel an Hilfsbereitschaft, wie berechtigt er auch sein mochte, ihre bittere Schärfe zu nehmen. Manchmal kommt es mir so vor, als sei ich nicht dickfellig genug für meinen Job.

Also gut.

Ich knabberte einen Toast und entwarf einen Plan.

Ich hatte mich letzten Abend für Fishman vor Shubert und den Schwestern entschieden, und es war eine schlechte Wahl gewesen. Also würde ich meinen Fehler heute morgen berichtigen und über dieses Mißgeschick, diese Peinlichkeit triumphieren.

Eine Viertelscheibe Toast später machte ich mich auf den Weg zur Eloise' High School.

Die Central ist die ›neue‹ öffentliche High School der Stadt, die zur Zeit ›in‹ ist. Strenggenommen liegt sie nicht zentral, sondern nördlich der Innenstadt in Jefferson, wo die Reichen zu Hause sind. Die Schule hat den größten Schülerparkplatz der ganzen Stadt.

Von meinem Büro zur Central ist es zu Fuß zu weit. Ich ging durch die Hintergasse, die mein Büro vom Stadtmarkt trennt, und zischte mit meinem knalligen 58 er Plymouth los. Auf zur Central.

An der Tür wurde ich von einer ältlichen Frau ins Gebet genommen, deren Stimme um zehn nach neun am

Morgen schon wie Abend klang. Sie blickte beim Sprechen nicht auf.

»Ziemlich spät dran, nicht wahr? Hast du eine Genehmigung?« Sie saß an einem Tisch neben dem Eingang und sortierte Papiere.

»Gerade zur rechten Zeit, würde ich sagen.«

Aber selbst nachdem sie aufgeblickt hatte, gab es noch Komplikationen. Offenbar kommt kaum jemand in die Schule, um einen gewöhnlichen Lehrer zu sprechen. Sie wollen zum Schulleiter, zum Basketballtrainer, zu den Studienberatern oder, Gott behüte, zu den Kindern.

»Wir sind mitten in der Unterrichtsstunde«, sagte sie. »Das wußte ich nicht.«

Sie zuckte die Achseln und ließ mich durch. Ich sah ganz

proper aus, aber das interessierte sie gar nicht. Ihre Aufgabe war es, säumige Schüler auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

Ich schlenderte durch die Eingangshalle, bis ich schließlich eine Tür mit dem Schild LEHRERZIMMER fand. Ich ging hinein, in eine Art Klassenzimmer mit verschmutzten Pulten, die zu Reihen aufgestellt waren. Da sah man doch sofort den Fortschritt der modernen Pädagogik. Zu meinen Zeiten waren die Pulte auf dem Boden angeschraubt gewesen.

Hier saßen Männer und Frauen in den Ecken und rauchten, und vorn, wo man einen gestikulierenden Lehrer erwartet hätte, stand eine Kaffeemaschine.

Ich näherte mich einer wohlgemuten Brünetten im Minirock, in deren Haarpracht sorgfältig blonde Strähnen verteilt waren. Sie drückte drei Knöpfe auf der Maschine gleichzeitig. Kaffee schwarz. Portion Milch. Portion Zucker.

»Das ist die einzige Möglichkeit, Milch und Zucker von dieser Maschine zu bekommen«, sagte sie. »Sind Sie eine Vertretung? Ich schätze, Sie suchen den Zigarettenautomaten. Wir haben keinen. Der Schulinspektor hat ihn entfernen lassen, als dieser ganze Krebsquatsch anfang. Ich würde Ihnen eine von meinen mitgeben, aber ich habe nur noch zwei, und die meisten Männer mögen sowieso kein Menthol.« Sie blickte mich von unten an, als sei nun ich an der Reihe.

»Ich wollte eigentlich einen Lehrer hier treffen. Mr. Shubert. Einen Biologielehrer.«

»Ah, Johnny. Der Verheiratete. Der wird erst in der dritten Stunde frei sein. Das heißt, wenn die Pause nach der zweiten Stunde und die ›Klassenstunde‹ vorbei sind.«

»Zu welcher Uhrzeit wird das ungefähr sein?«

»Sie sind also gar keine Vertretung, oder?«

»Nein, bin ich nicht.«

»Oh. Wirklich zu schlimm!« sagte sie und versuchte rätselhaft

zu klingen. Wahrscheinlich verfiel sie nur in ihr Berufsgehebe. »Die ›Klassenstunde‹ dauert ungefähr noch eine halbe Stunde. Dann müßte er eigentlich kommen. Er ist noch nicht alt genug, um irgendwo anders hinzugehen, und er ist auch nicht einer dieser überkandidelt intellektuellen Typen.«

»Gut«, sagte ich, ohne die Hürden, die ich da genommen hatte, überhaupt zu kennen.

Sie nahm ihren Kaffee, der bis dahin in der Maschine gestanden hatte und abgekühlt war, und begab sich damit zu einer rein männlichen Gruppe am anderen Ende des Raumes.

So daß ich schließlich mit der Morgenausgabe des Star allein im Lehrerzimmer der Central High School sitzen blieb.

In den vierzig Minuten, bis John Shubert eintrat, herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, aber kein Mensch sprach ein Wort mit mir.

Nein. Das ist nicht vollkommen richtig. Fünfundzwanzig Minuten nachdem ich mich gesetzt hatte - als ob er wüßte, daß ich bei ›flüssigkeitsdurchtränkt‹ mit vier Buchstaben hängengeblieben war -, erwachte ein Lautsprecher in der Decke zum Leben. Eine Glocke läutete, und eine tiefe, klangvolle Stimme, verunstaltet nur vom schweren, nasalen Akzent des Provinzlers aus Indiana, begrüßte uns Jungen und Mädchen und wies uns an, uns zum Fahneneid zu erheben. Die Lehrer im Lehrerzimmer zuckten nicht einmal mit der Wimper. Entweder war ihnen bewußt, daß sie nicht gemeint waren, oder sie waren einfach abgestumpft allem gegenüber, was um sie herum vorging. Wie dem auch sei, ich war es zufrieden. Mir war nicht danach zumute aufzustehen.

Auf den Eid folgte eine Aufnahme des Starspangled Banner; der Gesang wurde durch eine ungeschlachte Baßstimme live angeführt.

Die Musik endete, aber die Stimme ließ sich weiter vernehmen. »Diese Aufnahme unserer Nationalhymne und

vieler anderer schöner Stücke, eingespielt von der Central High School Band, ist in jedem Klassenzimmer bei eurem Beauftragten für Tonaufnahmen erhältlich. Unterstützt eure Band und tragt dazu bei, daß sie sich neue Instrumente anschaffen kann. Nur fünf Dollar das Stück. Kauft zwei, und ihr könnt eine verschenken!« Die Tagesdurchsage schloß mit dem Läuten einer Glocke. Die Klassenstunde war vorbei. Im Lehrerzimmer kam es zu einer ganzen Serie von Abgängen und Auftritten.

Ich erkannte John Shubert an dem mit Zetteln vollgestopften Biologiebuch, das er bei sich hatte. Und daran, daß er verheiratet aussah.

»Mist«, wandte er sich an das Lehrerzimmer im allgemeinen und niemanden im besonderen. » Es muß doch eine bessere Möglichkeit geben, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.«

»Idealismus, John, mehr Idealismus«, wies ihn ein kerngesund wirkender Mann zurecht, der sich in eine der Schulbänke gequetscht hatte. Er mischte gerade ein Deck Karten. Ich trat zu ihnen.

»Mr. Shubert? Ich würde gerne mit Ihnen über eine Ihrer Schülerinnen reden.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir uns während des Kartenspiels unterhalten? Das ist meine Spielstunde. Soweit man hier davon reden kann.« Er setzte sich in eine der Bänke und steuerte sie wie einen Autoscooter dem Kartenmischer entgegen, der jetzt gab. Ich zwängte mich in die Bank gegenüber von Shubert auf der anderen Seite des Ganges. Er nickte seinem Freund zu. »Das ist Clark Mace. Über wen wollen Sie etwas wissen?«

»Über Eloise Crystal.« Der Kartenkünstler gab langsam und mit großer Konzentration, als wolle er vermeiden, Fehler zu machen.

»Ahh, Eloise Crystal.« Shubert lehnte sich in seiner Bank

zurück, während ihm all das, was ich gerne wissen wollte, durch den Kopf ging. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Ich heiße Albert Samson. Ich stelle Nachforschungen für Elly Lilly an. Wir haben samstags eine Wissenschaftssendung, in der sich Eloise Crystal um einen Platz beworben hat. Wir haben eine Reihe von Bewerbern von High Schools, und ich verschaffe mir bei deren Lehrern in den naturwissenschaftlichen Fächern einen Eindruck von unseren Kandidaten.«

»Wird da nicht gewöhnlich ein Fragebogen geschickt?«

»Wäre es Ihnen denn wirklich lieber, wenn wir einen Fragebogen geschickt hätten?«

»Amen, Bruder«, mischte sich der geduldige Geber ein. »Ein Job, bei dem es auf naturwissenschaftliche Kenntnisse ankommt«, sagte Shubert und fand Gefallen an der Idee. Ich fand sie inzwischen auch ganz gut. »Das ist eine Überraschung.«

»Warum?«

»Sie hat eigentlich nie erkennen lassen, daß sie, nun, an einer Berufslaufbahn interessiert ist. Um ganz offen zu sein, überrascht es mich mehr, daß sie sich um einen Job bewirbt, als daß dieser Job mit Wissenschaft zu tun hat. Was wird sie dort tun müssen?«

»Wir werden sie in die Laborarbeit einweisen. Es ist vor allem die Frage, ob sie dafür ein Händchen hat, aber etwas Biologie wäre auch hilfreich. Sie erwähnte, daß sie bei Ihnen auch außerlehrplanmäßig im Labor gearbeitet hat. Blutuntersuchungen, glaube ich.«

»Ja, Blutuntersuchungen. Darin ist sie sehr gut. An Genetik hat sie einen Narren gefressen. Hat kein einziges Mal gefehlt, seit wir damit angefangen haben. Genetik nimmt in den Kursen heute einen viel größeren Raum ein als früher, wissen Sie. DNS und so weiter. Wir fangen ziemlich früh damit an und behandeln dann auf dieser Grundlage die Bereiche Ökologie und natürliche Selektion. Ein ungewöhnlicher Ansatz, aber wir sind recht stolz

darauf.«

»Halten Sie sie für gescheit?«

»Ausgesprochen gescheit, aber manchmal ein wenig unstet. Alles, wofür sie sich interessiert, macht sie extrem gut. Sie behält alles und übernimmt auch Sonderaufgaben. Aber was sie nicht interessiert, nimmt sie erst gar nicht zur Kenntnis, und noch häufiger kommt sie erst gar nicht zur Schule, wenn solche Dinge an der Reihe sind.«

»Sie kommt nicht zur Schule?«

»Oh, sie wird wohl irgendwo rumhängen. Machen doch alle. Was ist schon dabei?« Er hob den Kopf. »Sagen Sie, sind Sie sicher, daß sie sich selbst um die Stelle beworben hat? Wissen Sie genau, daß die Bewerbung nicht von ihrem Vater kommt? Er hat sie eingereicht, habe ich recht?«

»Ihr Vater ist nicht unbeteiligt.«

»Das habe ich mir gedacht. Er war neulich da, um mit mir zu sprechen. Er schien sich echte Sorgen um sie zu machen. Einzelkind, glaube ich. Offensichtlich ist sie zu Hause etwas schwierig geworden. Schien gar kein übler Typ zu sein, der Mann.«

»Ich habe ihn leider noch nicht kennengelernt.«

Ich trug ein wenig dick auf. »Also, haben Sie vielen Dank, Mr. Shubert. Ich will Ihre Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen.«

Er wedelte großmütig mit seinen vernachlässigten Karten.

»Es wäre schön, wenn Sie unser Gespräch Eloise gegenüber nicht erwähnten. Das würde sie unter Umständen bei den letzten Qualifikationsprüfungen beeinträchtigen.«

Er nickte. »Ich hoffe für sie, daß sie die Stelle bekommt.«

»Wir werden sie nach Möglichkeit berücksichtigen.« Angetan von dem offensichtlichen Erfolg meines kleinen Täuschungsmanövers verließ ich das Lehrerzimmer. Bestimmte

wichtige Punkte hatten geklärt werden können: In gewissem Maße war bestätigt worden, daß Eloise vernünftig war und daß man ihrer Analyse der Blutgruppen vertrauen konnte. Es war jetzt Viertel nach zehn, und ich hatte noch jede Menge Zeit. In der Eingangshalle der Schule war jetzt niemand mehr zu sehen. Das Haupttor war verschlossen, der Tisch stand verlassen da.

Ein durch und durch ordentlicher Laden. Wachen waren nicht nötig. Ich unterdrückte den Impuls, ins Sekretariat zu gehen und für fünf Dollar Bandaufnahmen zu erstehen, die höchstens ein paar Cents wert waren, und stiefelte ruhig und einigermmaßen fröhlich zurück zu meinem Wagen.

Wie kann ein Polizist, der über ein Minimum an Selbstachtung verfügt, ein Knöllchen an einen 58er Plymouth heften? Gibt es in diesem Land denn keinen Respekt vor dem Alter? Ich wischte den Strafzettel von der Windschutzscheibe und wurde dann echt sauer. Es war nicht einmal ein richtiges Strafmandat.

»Es verstößt gegen die Schulordnung, ohne Parkgenehmigung auf den Lehrerplätzen zu parken. Bitte tun Sie das nicht wieder. Wir haben Ihr amtliches Kennzeichen registriert. Falls es sich nicht um Ihren ersten Verstoß handelt, werden wir Sie der Polizei melden, die Sie wegen Falschparkens belangen wird.«

Wie ich Schulen liebe! Also machte ich mich auf den Weg zur nächsten.

Ich fuhr über die Neunundvierzigste Straße auf das Gelände der Butler University. Zwischen deren beiden Wahrzeichen hindurch, die mir sehr vertraut waren. Eins davon ist die Butler-Sporthalle, die jetzt Hinkle Field House heißt. Dort wird Basketball gespielt. Na schön.

Das andere ist ein Gewässer, das wir unter dem Namen Stiller Teich kannten. Zu meinen Zeiten war es ein üppig bewachsener kleiner Tümpel; Wasser floß herein, und Wasser floß hinaus. Klares, frisches Wasser, in dem im Sommer schöne Blumen

wuchsen und das im Winter eine gute Eisfläche zum Schlittschuhlaufen abgab. Ich bin in meiner High-School-Zeit immer mit meinen Freunden dorthin gegangen. Der Teich war damals viel besucht. Aber das war einmal. Armer Teich. Stinkt im Sommer, und im Winter ist das Eis uneben von all dem Zeug, das darin wächst.

Als ich ins Innere des Campus vorstieß, brauchte ich nur noch den Schildern zur Schwesternschule zu folgen. Ich war nie zuvor dort gewesen, was unwiderlegbar beweist, daß ich außerhalb Indianas studiert habe.

Kurz nach elf hatte ich die Registratur gefunden und war dort eingetreten.

Ich weiß nicht, ob sie die Registratorin war, aber die einzige Person, die ich hinter der langen Theke entdecken konnte, war eine einarmige Dame in Zivil. Ich mußte zweimal hinschauen; man kriegt nicht oft einarmige Damen zu Gesicht. Eine Folge unserer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

Ich ging auf ihr Ende der Theke zu, sie auf meins.

»Nun? Was kann ich für Sie tun?«

»Ich mache Ihnen nur ungern Umstände«, log ich, »aber eine Frau, die früher einmal hier gelernt hat, hat sich bei uns um eine Stelle beworben, und wir haben bisher ihre Unterlagen von hier nicht bekommen.«

»Ach ja?« Sie schien in sich zu gehen; sie schürzte die Lippen; sie zuckte die Achseln. »Name und Jahrgang?«

»Sie hat keinen Abschluß gemacht, aber 1949 angefangen. Ihr Name ist Fleur Graham.«

Sie begab sich von der Theke an einige Aktenschränke und kehrte überraschend schnell mit der akademischen Akte von Fleur Graham zurück.

Ich sah sie kurz durch. Es ließ sich wenig daraus entnehmen. Name, Heimatadresse, Adresse am Studienort (die gleiche), der

Name ihrer High School, ihr Geburtsdatum und die Liste der Lehrveranstaltungen, an denen sie in ihrem ersten und einzigen Jahr hier teilgenommen hatte. Als Abschluß war überall ›k. A.‹ für ›kein Abschluß‹ vermerkt. Eine schöne Akte. Erinnernte mich stark an mein erstes Semester meines ersten Studienjahres.

»Gibt es eine Möglichkeit herauszufinden, ob noch Lehrer von ihr hier aktiv sind?«

»Herrje. Wir haben keine Akten darüber, wer die von ihr belegten Stunden gegeben hat, guter Mann. Lehrer kommen, Lehrer gehen.«

»Aha. Kann ich denn wohl eine Kopie dieser Akte bekommen?«

»Ja, sicher.« Sie nahm die Blätter und machte eine Kopie.
»Das macht zehn Cent.«

Ich beglich meine Schuld und ging.

Man konnte diese Akte nicht uneingeschränkt als hilfreich bezeichnen, aber immerhin schloß sie definitiv genau das aus, was ich mir von der Butler University erhofft hatte. Freunde aus Fleurs Zeit als Schwesternschülerin. Die feine Dame hatte zu Hause gewohnt und nicht im Studentenheim. Jetzt konnte ich nur noch alle anderen Mädchen, die 1949 an der Schwesternschule der Universität angefangen hatten, ausfindig machen und fragen, ob sie vielleicht noch irgendetwas über ein stilles Mädchen namens Fleur wußten, das vielleicht in einem ihrer Kurse gewesen war. Keine sehr effiziente Methode. Darauf konnte ich jetzt keine Zeit verschwenden.

Von der Schwesternschule fuhr ich zurück auf den Campus und parkte dort. Ich hatte noch anderthalb Stunden bis zu meiner Verabredung bei Mrs. Forebush; also entschloß ich mich zu einem geruhsamen Mittagessen. Ich hielt Ausschau nach einer Mensa. Es ist kein Problem, in einer angeblich nicht allgemein zugänglichen Kantine zu essen, wenn sie nur groß genug ist. Man geht einfach mit düsterem Gesichtsausdruck hinein. Das

erweckt den Eindruck, als gehöre man dazu, weil man weiß, wie das Essen ist, das einen erwartet.

Das Essen war nicht gut, aber zumindest gab es nicht viel davon. Ich nahm noch einen Kaffee und belauschte die Gespräche in meiner Umgebung, so gut ich konnte.

Dann kamen ein paar Mädels zu mir, um sich mit mir anzufreunden. Wir unterhielten uns ganze zwanzig Minuten lang darüber, wie schwierig unsere Kurse waren. Ich stach alle aus. Der Schwesternberuf ist wirklich eine harte Sache für einen ›alten Knaben‹. Sie waren sehr mitfühlend und ein wenig überrascht, als ich um Viertel vor zwei schließlich abzischte.

7

Um vierzehn Uhr fünf fuhr ich an Haus Nummer 413 auf der Fünzigsten Straße Ost vor. Ein rötlichbraunes Haus mit rötlichbraunem Putz. Ein kleiner, üppig bepflanzter Vorgarten. Eine Auffahrt führte von der Fünzigsten Straße auf der linken Seite hinter das Haus, und rechts davon verlief eine kleine Gasse.

Ich hatte die Faust schon gehoben, um anzuklopfen, als die Tür geöffnet wurde.

»Kommen Sie herein«, sagte eine schicke, weißhaarige Dame mit einer gelben Nelke im Haar. Florence Forebush.

Ich trat ein und wurde in einen Raum geführt, den man früher als Salon bezeichnet hätte. Er war plüschig, viktorianisch, vollgestellt mit braunen Polstermöbeln, gekrönt von weißen Spitzendeckchen. Zwei Sessel und eine Couch standen steif vor einem großen Marmorkamin, dessen Sims mit Fotos überladen war. Auf einigen davon konnte ich jemanden erkennen. Dreimal Estes Graham in verschiedenen Lebensaltern. Neben ihm eine Frau. Das Bild und der Rahmen wirkten alt. Das mußte Irene Olian Graham sein. Neben ihr die uniformierte Gestalt von Leander Crystal. Und am Ende der Reihe das vertrauteste Gesicht. Das meiner Klientin.

Ich entschuldigte mich dafür, daß ich zu spät kam.

»Es ist noch ein wenig früh für den Tee, Mr. Samson«, sagte Mrs. Forebush, nachdem wir in den beiden Sesseln Platz genommen hatten und uns - getrennt durch einen Couchtisch mit Schieferplatte - gegenüber saßen. Ihre korrekten Umgangsformen waren nicht recht vereinbar mit dem kleinen Fauxpas einer gezielten Auslassung auf dem Kaminsims: kein Bild von Fleur.

»Sie müssen mir etwas auf die Sprünge helfen. Was war es

noch, das Sie wissen wollten? Etwas über Estes?«

»Ganz richtig, Mrs. Forebush. Ich versuche, etwas über Estes Graham und seine Familie in Erfahrung zu bringen.«

»Für die Zeitung, sagten Sie, wenn ich mich nicht täusche? Über Estes' letzte Jahre?«

Wozu hätte sie noch meiner Hilfe bedurft? Sie hatte alles wiederholt, was ich ihr gesagt hatte. Mir drängte sich das Gefühl auf, daß ich reingelegt wurde, statt jemanden reinzulegen. Aber vielleicht war ich nur empfindlich.

»Ja, ich hoffe doch.«

Sie musterte mich fragend. »Ich denke, Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich es einmal so direkt sage, aber Sie wirken ein wenig zu alt, um nicht genau zu wissen, was Sie tun.«

Ich fand mich wieder auf die Probe gestellt. »Ich hoffe, daß es für Sie kein Problem ist. Ich weiß ja bisher nur, daß Sie Estes Graham in seinen späteren Jahren gekannt haben.«

Sie zuckte die Achseln. »Ach, ich bin ganz froh, daß ich über Estes reden kann. Und nichts, was ich sagen kann, wird ihm jetzt noch zu schaffen machen.«

Gab sie mir da tatsächlich zu verstehen, daß sie mir die ganze Geschichte nicht abnahm?

»Ich habe für Estes Graham von meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag an bis zu seinem Todestag gearbeitet. Und ich habe miterlebt, wie dieser Mann Dinge durchgemacht hat, die für ein ganzes Dutzend Geringere zuviel gewesen wären.« Das Licht schien jetzt aus ihren Augen und nicht mehr vom Fenster zu kommen. Sie war wirklich froh, über Estes Graham reden zu können.

»Er hat eine gewisse Irene Olian geheiratet.«

»Ja. Die Hochzeit war 1916. Sie war das stillste, engelhafteste Mädchen, das Sie sich vorstellen können. Er betete sie an. Er

wäre beinahe selbst gestorben, als er sie 1937 verlor.«

»Sie hatten vier Kinder?«

»Drei Jungen, die im Krieg gefallen sind, und ein Mädchen, Fleur. Junger Mann, soweit es mich betrifft, gibt es mehr über Estes Graham zu erzählen als jemals wieder über einen anderen Mann. Welche Möglichkeiten hat ein echter Mann heutzutage noch? Aber in seinen letzten Jahren wurde alles anders. Warum also wollen Sie etwas darüber hören?« Sie blickte mich direkt an. Ich hielt ihrem Blick eine Weile stand, aber sie gewann schließlich drei zu zwei. Die gelbe Nelke sah sich das alles leidenschaftslos von oben an.

Ich sagte: »Das ist der Teil der Geschichte, den ich zu dem Artikel beisteuern soll.«

Ihr Schnauben übertönte das Schlucken, das meine matten Worte begleitete.

»Großer Gott. Ein Mann in Ihrem Alter, der ›hofft‹, einen Artikel zu schreiben, und es ist noch nicht einmal allein Ihr Artikel.« Sie schnaubte wieder, ohne jeden

Grund. Ich hatte allmählich den Eindruck, daß ich doch nicht klug genug war, um mich an der Tätigkeit eines Privatdetektivs zu versuchen. Vielleicht sollte ich es bei Kreuzworträtseln belassen.

Aber sie bot meinen Gedanken Einhalt. »Junger Mann, Sie werden doch nichts tun, was dem Kind schaden könnte, oder?«

Ich wußte, daß sie Eloise meinte.

»Nein, Mrs. Forebush. Ich versuche ihr zu helfen. Von ihr habe ich auch Ihren Namen.«

»Eloise«, überlegte sie. Sie setzte sich in ihren Sessel zurück. »Also gut. Sie gehen offenbar davon aus, daß ich Ihnen etwas erzählen kann, das Sie wissen müssen. Ich werde mein Bestes tun.«

»Vielen Dank«, sagte ich in grenzenloser Dankbarkeit. Sie

blickte auf ihre Uhr. »Aber Sie müssen sich beeilen. Ich möchte meinen Film nicht verpassen.«

»Es sollte nicht allzu lange dauern, Mrs. Forebush. Ich muß etwas über Fleur Crystal wissen.«

»Furchtbares Kind. Nach außen hin so sanft und lammfromm, aber in ihrem Innersten eine listige Schlange. Ich denke, es ist eigentlich durch den Krieg gekommen, dadurch, daß sie all ihre Brüder verloren hat, so kurz nach Irene. Das einzige, was sie ihr ganzes Leben lang im Sinn hatte, war, ihren Vater dazu zu bringen, sie zu lieben.«

»Und das tat er nicht?«

»Nur soweit es unvermeidlich war. Eine graue Maus wie sie! Er liebte Frauen mit Stil. Fleur hat immer herumgejammert.« Dann fügte sie ruhig hinzu: »Irene hatte Stil. Sie hätte es nicht nötig gehabt, so ungezogen zu sein.«

»Fleur hat ihn verehrt?«

»Grenzenlos.«

»Aber nicht genug, um nicht selbst zu heiraten.«

»Wissen Sie, das hat sie genauso wie alles andere getan, um ihrem Vater zu gefallen. Aber er ist nett, dieser Mr. Crystal. Ich vermag nur nicht zu erkennen, was er an ihr findet.«

»Vielleicht ging es ihm nicht um die Frau, sondern um das Geld?«

»O nein. Zu der Sorte gehört er nicht. Wußten Sie, daß Mr. Crystal sofort am Tag nach Estes' Tod zu mir kam, mir dieses Haus schenkte und mir von da an jeden Monat Geld schickte? Er hätte das nicht zu tun brauchen. Ich habe ihm erklärt, daß Estes vor seinem Tod für mich gesorgt hat, aber Mr. Crystal schickt mir immer noch Geld. Er meint, ich solle mir zurücklegen, was übrigbleibt. Also habe ich es mir hier schön gemacht. Habe all die großen Sträucher ausgerissen, die hier standen, als ich einzog. Und selbst etwas gepflanzt.

Aber ich komme vom Thema ab. Ich rede so gern über mein Haus und über die alten Zeiten. Sie müssen mich nach den Dingen fragen, die Sie wissen wollen.«

»Sie haben davon gesprochen, daß Fleur Leander Crystal geheiratet hat.«

»Ja. Er war ein Freund von Joshua, wissen Sie. Vom kleinen Joshua. Sie haben sich im Krieg kennengelernt, und nach dem Krieg hat Mr. Crystal uns besucht, um uns alles zu erzählen. Es war so traurig.«

»Was war traurig, Mrs. Forebush?«

»Wie der arme Joshi ums Leben gekommen ist. Ich meine, nachdem der Krieg eigentlich schon vorüber war. Er starb in Frankreich bei der Explosion eines LKWs. Mr. Crystal war dabei und hörte seine letzten Worte, liebe Grüße an seinen Vater und seine Brüder und seine Schwester und an mich. Mir kommen selbst jetzt noch die Tränen, wenn ich daran denke. Ich habe damals tagelang geweint. Das haben wir alle. Er wußte nicht einmal, daß seine Brüder bereits gefallen waren.«

Unwillkürlich verfielen wir beide in Schweigen. Das sagte so viel mehr, als ein routinemäßig aufgesagter Kondolenzspruch je sagen konnte.

»Aber ich muß zugeben, daß Mr. Crystal von Anfang an Gefallen an der kleinen Fleur fand. Er versuchte Estes dabei zu helfen, Fleur ein Ziel zu geben. Ich glaube, es ist vor allem ihm zu verdanken, daß Fleur es mit der Schwesternschule wenigstens versucht hat. Wußten Sie, daß sie eine Schwesternausbildung angefangen hatte?«

Ich nickte.

Sie fuhr fort: »Aber natürlich mangelte es ihr an Selbstdisziplin. Sie haben im Spätsommer geheiratet. Das war 1949.«

»Wie wirkte sich die Ehe auf sie aus?«

Eine Zeitlang ging es ihr besser. Sie wurde fröhlicher. Nach der Hochzeit brauchte Fleur eine Weile, bis sie begriff, daß Estes wirklich Enkelkinder von ihr erwartete. Sie glaubte, daß ihr Vater sich schon wieder beruhigen würde, wenn sie und Mr. Crystal erst einmal verheiratet wären. Aber dem war nicht so. Die Sache mit den Kindern machte sie wirklich nervös. Sie ging zu verschiedenen Ärzten, und schließlich fuhr Mr. Crystal mit ihr nach Europa. Er dachte, das würde ihnen vielleicht guttun. Und als sie zurückkamen, war sie tatsächlich schwanger mit Eloise. Das hat Estes sehr glücklich gemacht. Er glaubte, daß eine Ehe nicht Gottes Segen habe, solange es keine Kinder gab. Ich bin sicher, daß ihm Eloise gefallen hätte.

Wie geht es ihr, Mr. Samson? Ich habe sie schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen.«

»Ich denke, es geht ihr gut, Mrs. Forebush. Eine richtige junge Dame. Aber ich muß Ihnen eine delikate Frage stellen, über Eloise' Mutter.«

»Gut. Schießen Sie los.«

»Halten Sie es irgendwie für denkbar, daß sie untreu gewesen sein könnte?« Mrs. Forebush versuchte krampfhaft schnell herauszubekommen, was die Frage wohl bezweckte, fand aber dann zu ihrem Vorsatz zurück, hilfsbereit zu sein. »Nun, ich habe seit Jahren nicht mehr mit dem Mädchen gesprochen. Ich kann nicht sagen, wozu sie vielleicht in der Lage wäre.«

»Ich meine nicht jetzt, Mrs. Forebush. Ich meine damals. In den ersten Jahren ihrer Ehe, vor dem Tod von Estes Graham.«

Ihre Antwort war nach menschlichen Maßstäben absolut. »Völlig ausgeschlossen.«

Das war die große Frage gewesen, so daß wir jetzt schnell meinen Abgang einleiten konnten.

Sie sagte: »Ich weiß wirklich nicht, worum es bei alledem geht, Mr. Samson. Die Kräfte lassen nach. Aber sagen Sie Eloise, daß sie mich einmal besuchen soll. Ich denke, das wäre

besser, als wenn ich sie jetzt besuchte.«

»Das werde ich tun.«

»Sie auch, Mr. Samson. Sie müssen noch einmal herkommen und mir genau erklären, was eigentlich vorgeht. « Es war keine Bitte. Es war eine Drohung. »Das werde ich, Mrs. Forebush.«

»Vielen Dank, Mr. Samson. Und jetzt auf Wiedersehen.«

Ich ging langsam zu meinem Auto zurück. Sie war eine ungewöhnliche Dame. Energiegeladen und immer voll im Bilde. Sie gefiel mir, und obwohl ich mit lauter Lügen zu ihr gekommen war, glaubte ich, daß ich ihr ebenfalls gefallen hatte.

Im Auto brauchte ich einige Minuten, um mir aufzuschreiben, was sie mir erzählt hatte. Das Wichtigste war, daß sie jede Möglichkeit ausschloß, Fleur könne ein außereheliches Liebesleben geführt haben.

Zufällig schaute ich einmal auf und begegnete dabei dem Blick eines alten Mannes, der auf der Veranda des Hauses gegenüber dem von Mrs. Forebush saß, auf der anderen Seite der Gasse. Das machte mich nervös. Ich konnte nicht erkennen, ob er merkte, daß ich ihn ansah, oder nicht. Woher soll man wissen, ob irgend jemand etwas sieht, das sich vor seiner Nase abspielt?

Ich ließ den Motor an, und bevor ich den ersten Gang einlegte, winkte ich müde. Er reagierte nicht. Aber andererseits war meine Geste auch nicht nachdrücklich genug gewesen, um damit irgend etwas beweisen zu können.

Er hätte auch meinen können, ich hätte versucht, ein Moskito zu fangen.

Er blieb reglos sitzen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte.

Ich steuerte ganz grob Richtung Heimat. Aber da ich meine Aufzeichnungen noch vervollständigen mußte, hielt ich vor einem Drugstore an, um mir dazu einen Kaffee zu gönnen.

Kaum hatte ich meine Arbeit aufgenommen, fiel mir ein, daß

ich gar nicht viel von meinem Mittagessen gegessen hatte. Sofort stellte sich ein Hungergefühl ein.

Und nachdem ich mir ein Fleischimitat auf einem Brötchen bestellt hatte, wurde ich mit dem Mann hinter der Theke in ein Gespräch darüber verwickelt, ob die Pacers es noch einmal schaffen könnten. Gestern abend war ihr erstes Spiel in der Saison gewesen - während ich meinem Vergnügen nachgegangen war. Aber sie hatten zur Halbzeit auch ihren Spaß bekommen. Eine Bombendrohung hatte das Coliseum geleert. Aber es ging ohne Explosion ab, und die Pacers konnten weiter daran arbeiten, die Gäste aus Kentucky in ihrem höheren Streben zu bremsen.

Ungefähr um sechzehn Uhr fünfzehn machte ich mich wieder auf den Weg zurück in mein Büro.

8

Als ich mein Büro betrat, wartete in meinem Sessel eine Überraschung auf mich. Eloise Crystal, meine Klientin. Die Tür zu meinem Büro hat kein Schloß, sondern nur einen Riegel an der Innenseite. Eine der Taktiken, mit denen der Vermieter meiner Bruchbude mich dazu bringen will, ins Nachbarbüro zu ziehen. Aber ich halte einfach das Zimmer, dem mein Privatleben vorbehalten ist, verschlossen und versuche, nichts von Wert im Büro liegenzulassen. Ist auch gastfreundlicher so. Die Klienten haben etwas, wo sie ihre müden Knochen ausruhen können, wenn sie auftauchen und ihr unermüdlicher Privatdetektiv mal nicht daheim ist.

Sie lächelte, als ich hereinkam. Aus irgendeinem Grund rührte mich das. Es gibt so wenig Persönliches, Menschliches in diesem Geschäft. Meist ist man damit beschäftigt, gutgläubigen Kaufleuten rechtskräftige Unterlagen über die Herkunft ihrer Handelsware zu präsentieren - oder ein Klient versucht einen dazu zu bringen, seine Frau zu verführen, so daß er sich wegen Ehebruchs von ihr trennen kann. Ihr Lächeln tat mir gut.

»Ich wußte nicht, ob ich heute kommen sollte«, sagte sie. »Sie haben nichts gesagt.«

»Ich werde es wohl vergessen haben. Schön, daß Sie gekommen sind. Ich hoffe, es war nicht schwierig.«

»Nein, aber ich wußte nicht, ob Sie noch kommen würden oder nicht. Jetzt ist es fast fünf. Und um fünf muß ich gehen.«

Ich hatte mich inzwischen auf meine Seite des Schreibtisches gesetzt und fühlte mich recht locker, vielleicht unangemessenerweise, aber es war mein erstes Gespräch heute, bei dem ich niemanden hinters Licht führen wollte.

»Wie kommen Sie eigentlich hierher und wieder nach

Hause?« fragte ich. »Immer mit dem Bus?«

»O nein. Manchmal mit dem Taxi. Und manchmal gehe ich auch zu Fuß.«

Ich lächelte etwas verlegen. Ich führte ein zwangloses Gespräch, hatte aber versteckt schon wieder die Frage ihres Alters berührt. In unserer Stadt hat mit sechzehn jeder seinen Führerschein. Es war nicht ihre Absicht gewesen, mich dafür zu bezahlen, ihr wirkliches Alter herauszufinden.

Ich glaube, sie begriff, woran ich dachte. Sie sagte: »Ist das wichtig?«

Ich sagte: »Nein.«

»Also, ich weiß auch etwas über Sie. Ich weiß, daß Sie erst seit sieben Jahren in Indianapolis und kein Betrüger sind.«

»Ach?«

»Ich habe beim Verbraucherschutz angerufen. Dort gab es keine Beschwerden über Sie.«

Ich grinste.

»Ich habe mich dort erkundigt, bevor ich zum ersten Mal herkam. Ich hatte mir Ihren Namen aus den Gelben Seiten herausgesucht, weil Sie dort nur mit Ihrem Namen erscheinen. Nichts über »Nachforschungen bei Eheproblemen« oder dergleichen. Dann habe ich dort angerufen, um herauszufinden, ob Sie ehrlich sind.«

Ich hatte es immerhin mit einem Mädchen zu tun, das es fertiggebracht hatte, seinem soziologischen Vater Blut abzupfen.

»Vielleicht bin ich nur zu klein, um mich zu spezialisieren, und so unehrlich, daß ich alle geschmiert habe.« Ich versuchte, betrügerisch zu wirken.

»Ach, das glaube ich nicht.« Wieder lächelte sie. Wir lächelten beide. Langsam fühlte ich mich etwas unbehaglich. Ich bin es nicht gewohnt, daß man mir so ohne weiteres Vertrauen

entgegenbringt. Und es brachte mir zu Bewußtsein, daß ich mich in meinem Drang, Informationen zu beschaffen, die für sie von Nutzen waren, nicht besonders hervorgetan hatte. Was konnte es ihr schon nützen, zu wissen, daß ihre Mutter in der Schwesternschule alle Kurse abgebrochen hatte?

Im Augenblick kam mir die undankbare Rolle des undankbaren Auftragnehmers zu.

Ich beschloß, ihr eine Möglichkeit einzuräumen, meine Empfindlichkeiten zu beschwichtigen.

»Ich habe nicht viel, was ich Ihnen heute erzählen kann«, sagte ich.

Sie beschwichtigte mich nicht. »Haben Sie nicht wenigstens meine Blutanalysen überprüft?«

»Noch nicht«, sagte ich. »Nur indirekt.«

Sie blieb mir auf den Fersen. Wie der Hund dem Hasen. »Aber ist das nicht das erste, was Sie tun müssen? Sich rückversichern, daß ich nicht... Also, daß ich nicht einfach durchgedreht bin oder so was.«

Um sicherzugehen, daß ich für das Kind nicht nur eine Art Seelenklempner war, sagte ich: »Das ist nicht so leicht zu überprüfen.«

»Haben Sie denn nicht mit Dr. Fishman gesprochen?«

»Er wollte nicht mit mir sprechen.«

»Aber er ist doch so nett!« Vielleicht zu reichen Mädchen. »Warum hat er nicht mit Ihnen geredet?«

»Er sagte, nichts von dem, was er weiß, ginge mich etwas an. Ich konnte ihm kaum erklären, worauf ich eigentlich hinaus will.«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte sie. »Trotzdem...«

Ich merkte, wie enttäuscht sie war. Sie hatte begriffen, daß mich schon Kleinigkeiten aufhalten konnten. Daß ich mich mit einem Nein als Antwort abfand.

Ich war selbst ein wenig enttäuscht.

Zu meiner Verteidigung führte ich an: »Sie können nicht erwarten, daß es schnell geht. Es ist eine schwierige Sache.« Das klang selbst für meine Ohren dürftig.

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich habe bloß schon so viel darüber nachgedacht. Ich hatte einfach gehofft... « Sie sprach nicht weiter, weil wir beide wußten, auf was sie gehofft hatte: einen Vierundzwanzig-Stunden-Service. »Erzählen Sie mir, was Sie gemacht haben?«

»Ich habe mit Ihrem Biologielehrer gesprochen, mit der Registratur der Schwesternschule in der Butler University und mit Mrs. Forebush. Ich glaube, ich habe jetzt eine bessere Vorstellung von Ihrer Mutter und Ihrem Großvater.«

»Ihn habe ich nie kennengelernt.«

»Ich weiß. Seine Zeit war vorbei, bevor Ihre anfang.«

»Meine Mutter denkt immer noch viel an ihn. Manchmal nennt sie Leander versehentlich Daddy. Es passiert ihr einfach, wissen Sie. Leander haßt das.«

»Stört es Sie?« Es gab weniger zweideutige Fragen, aber diese war genau die richtige, damit sie weiterredete. »Ich bin irgendwie daran gewöhnt. An sie. Wenn sie nicht gerade unglücklich ist, kommen wir einigermaßen miteinander aus. Als ich noch klein war, haben wir immer draußen gespielt, da, wo sie früher mit ihren Brüdern gespielt hat. Aber seit ihrer Fehlgeburt geht es ihr schlecht, und wenn sie unglücklich ist, dann ist sie unausstehlich. Sie glaubt, sie muß sterben, und es ist wirklich zu schlimm, gerade weil sie während der Schwangerschaft so glücklich war.«

»Warum das?«

»Ich glaube, einfach weil sie schwanger war und sich auf das Kind freute.« Das Gesicht meiner Klientin nahm einen drolligen Ausdruck an. »Was meinen Sie, ob mein echter Vater wieder in

der Nähe war?«

Ich zuckte die Achseln. »Was halten Sie davon, wenn ich mich einmal mit Ihrer Mutter unterhalte?«

»Worüber unterhalten?«

»Ich bin noch nicht ganz so weit, sie direkt zu fragen, was Sie wissen wollen, aber ich könnte indirekt was herauskriegen, was von Nutzen wäre.«

»Sie könnten ihr erzählen, Sie seien der Beamte, der den Fällen von unregelmäßigem Schulbesuch nachgeht. Ich schwänze oft die Schule.« Das scheint gerade groß in Mode zu sein.

»Wenn es soweit ist, werde ich mir was einfallen lassen, um nicht in Schwierigkeiten zu geraten.«

»Haben Sie Angst vor Schwierigkeiten?«

»Ja, sicher.« Nein, nicht wirklich. Ich laufe nur nicht rum und halte krampfhaft nach ihnen Ausschau, wenn es dafür keinen Grund gibt.

»Ich hätte gedacht, daß das bei einem Privatdetektiv nicht sein darf.«

Meine einzige Antwort darauf war mein Gesichtsausdruck.

»Ich bin kindisch, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich muß jetzt sowieso nach Hause. Ich war hier bei Ihnen kindisch, um mich für meine Rolle zu Hause vorzubereiten.« Sie stand auf. »Ich glaube, das Geld, das ich Ihnen gegeben habe, reicht nur bis morgen. Hier ist noch etwas. Ich war bei meinem Erbschaftsverwalter auf der Bank und habe ihm gesagt, daß ich neue Wintersachen brauche.«

Ich nahm den Umschlag, den sie mir hinhielt, und legte ihn auf den Schreibtisch. »Danke«, sagte ich.

»Wollen Sie nicht nachschauen, wieviel drin ist?«

»Es reicht bestimmt, um mir davon neue Wintersachen zu kaufen.«

»Ich denke ja.«

»Ich muß irgendwie mit Ihnen in Verbindung treten können, ohne daß Sie jeden Tag herkommen müssen.«

»Es macht mir nichts aus herzukommen.«

»Ich bin bloß nicht immer um fünf wieder zurück.«

»Ach, das macht nichts. Dann sitze ich eben hier und denk an all die schönen Dinge, die Sie für mich herausfinden.«

»Wir werden sehen.«

»Okay. Tschüß.«

Und fort war sie.

Während der Kuckuck meiner Schweizer Uhr die Federn seiner Flügel abzählte, öffnete ich den Umschlag und zählte das Geld darin. Zehn Hundert-Dollar-Noten. Für fünfunddreißig am Tag zuzüglich Spesen bedeutete das ein recht langes Engagement. Ein erstaunliches Mädchen, meine kindliche Klientin. Mit jedem Tag lernte ich sie etwas besser kennen.

Zum Beispiel, daß sie von uns beiden diejenige war, die eher zu spontaner Aggressivität neigte. Nicht daß ich nicht aggressiv sein könnte, aber gewöhnlich beherrsche ich mich, es sei denn, ich verfolge ganz spezielle Ziele. Deshalb hatte die Geschichte mit Wilmer Fishman Jr., MD, auch so einen schlechten Nachgeschmack auf meiner Zunge hinterlassen. Eloise hatte mir klargemacht, daß er etwas besaß, das ich haben wollte.

Daß ich zu so früher Stunde mit ihm gesprochen hatte, mochte als Entschuldigung durchgehen. Ich raffte meine Besitztümer zusammen und stattete meinen Privatgemächern einen Besuch ab. Um kurz nach fünf schien der Vormittag bereits weit, weit hinter mir zu liegen.

Ich suchte mir eine passende Ausrüstung zusammen, entledigte mich aller Ausweise und steckte mir meine

›Wintersachen‹ in die Gesäßtasche. Und dann ging ich nach Hause zu meiner Mutter, zum Essen.

Bud's Dugout befindet sich immer noch am gleichen Platz wie vor siebzehn Jahren, ein wenig außerhalb auf der Virginia Avenue. Jenseits der Bahngleise. Im Südosten von Indianapolis. Die Preise sind in der Zwischenzeit zwar gestiegen, aber Ma behält wenigstens immer schön die gleiche Speisekarte bei. Das einzige, was regelmäßig ausgewechselt wird, sind die Flipperautomaten. Sie hat vier, und alle drei bis vier Monate wird einer davon ersetzt. Sie nutzen sich ab, muß man wissen, vor allem, wenn sie reichlich traktiert werden. Sie können zwar noch für ein Weilchen wieder instand gesetzt werden, aber das verursacht immer höhere Reparaturkosten, und die Flipperautomaten büßen trotzdem ihre Spritzigkeit ein. Das ist traurig für eine gute Maschine. Aber die Menschen scheinen ihre Maschinen mit den gleichen eingebauten Traurigkeiten zu versehen, mit denen sie sich selbst herumschlagen müssen.

»Hallo, Junge«, sagte Ma, als sie aufblickte und mich an der Theke sitzen sah. Es waren nur wenige Gäste da, als ich hereinkam, so daß ich vorne blieb. Wenn es sehr voll ist, gehe ich ins Hinterzimmer. Genau wie ich hatte sie früher immer eine separate Wohnung, aber als Bud starb, zog sie ins Hinterzimmer des Dugout. Bud war mein Vater.

»Wie geht's der Kleinen? Hast du in letzter Zeit von ihr gehört?« Diese Frage galt ihrer Enkeltochter.

»Ich habe in den letzten zwei Wochen nichts von ihr gehört, aber ihr geschrieben.«

»Wann wirst du sie das nächste Mal sehen?« Sie schob mir eine Schüssel von ihrem Chili ton tarne hin. Und Tee, frisch aufgegossenen Tee.

»Ich weiß nicht, Ma. Vielleicht schon bald.« Ich kam alle paar

Wochen vorbei, um nach ihr zu schauen, zu sehen, ob es ihr gutgeht. Wir sind nicht gerade unzertrennlich, aber wir leben auch nicht in verschiedenen Welten. Heute abend ging es ihr ganz gut, gut genug jedenfalls. Sie war abgearbeitet, aber ungebrochen. Der Laden gehört ihr, völlig schuldenfrei. Dazu habe ich ihr verholfen - das eine Mal, als es mir gutging.

Zwei Gäste kamen herein, ein junges Paar. Sie suchten sich einen Tisch aus und berieten dann einen Augenblick. Dann ging die Frau Hayride spielen, und der Mann kam an die Theke, um seine Bestellung aufzugeben. Er orderte Cheeseburgers und Pommes und leistete dann wieder der Frau Gesellschaft. Sie spielten an getrennten Flippern.

Ma beugte sich vor und flüsterte mir ins Ohr: »Sie lieben die Maschinen. Was, glaubst du, sind die von Beruf?« Ich sah sie mir an, aber ihre Kleidung verriet mir nichts. Während ich ihnen zusah, entging ihnen ein Wiederholungsspiel, und sie mißhandelten die Flipper. Ich zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf.

»Lehrer!« sagte Ma verächtlich, und ich verstand, warum. Sie waren so jung! »Sie hat es mir gesagt«, fuhr Ma fort. »Sie unterrichten an der High School. Er gibt Mathe an der Tech und sie Französisch und Latein an einer Privatschule. Den Namen habe ich vergessen.«

Ich zuckte noch einmal die Achseln und schüttelte den Kopf. Für einen einzigen Tag hatte ich heute Schule reichlich genossen. Aber die Sache erinnerte mich wieder an mein Geschäft. Ich nahm die tausend Dollar aus meiner Gesäßtasche und gab sie meiner Mutter. »Verwahrst du die für mich, bitte?«

Sie schaute in den Umschlag. »Wofür?«

»Vielleicht für eine Kautions. Ich hab sie erst bekommen, als die Bank schon geschlossen hatte, und es ist mir zu gefährlich, mit soviel Geld durch die Straßen zu laufen.« Sie wußte, daß ich meinte: zu gefährlich, falls ich verhaftet wurde.

»Rechnest du mit Schwierigkeiten?«

»Nein, aber man sollte immer auf alles gefaßt sein.« Das junge Paar gurrte und gluckste. Sie hatten ein Freispiel gewonnen.

»In Ordnung, Junge. Aber paß auf dich auf.«

»Ja, Ma.« Ich gehe nicht oft zu Ma, nur um zu essen, aber wenn es mal passiert, dann komme ich mir immer wie ein Polizist vor. Ich gehe, ohne zu zahlen.

Die Praxis von Dr. Fishman erwies sich als ein moderner, ziemlich kleiner, eingeschossiger Bau an der Hundertsten Straße in der Nähe des Nora-Einkaufscenters. Die nördlichen Vororte von Indianapolis haben sich inzwischen bis zum Nora ausgedehnt.

Ich fuhr an dem Praxisbau vorbei nach Westen und bog in das Einkaufszentrum ein. Jetzt am Abend bestand das Problem nicht darin, einen Parkplatz zu bekommen, sondern den Wagen so zwischen anderen abzustellen, daß er nicht allein übrigblieb, wenn die Läden schlossen. Wenn ich zu lange aufgehalten würde, fände ich mein Auto zwangsläufig nackt auf einem Präsentierteller aus Asphalt vor. Und Streifenpolizisten haben ein Auge für so was, vor allem, wenn sie ihre Runde schon eine Weile machen und wissen, welche Wagen dem Personal der Geschäfte gehören. Und für eine Verhaftung bekommt so ein Wachtmeister Pluspunkte, die für die Beförderung zählen. Ich möchte mich eigentlich nicht unbedingt zum Pluspunkt dieser Nacht mausern. Obwohl es auch keine Katastrophe wäre, erwischt zu werden. Ich habe Freunde, die mich aus kleinen Schwierigkeiten befreien können. Aber das Leben ist so viel einfacher, wenn man sich bei seinen illegalen Aktivitäten gar nicht erst ertappen läßt. Polizisten - außer den paar, die ich ganz gut kenne, wie zum Beispiel Jerry Miller, mit dem ich zusammen zur High School gegangen bin - sind in erster Linie Fremde, die Pistolen bei sich tragen.

Und ich mag keine Pistolen. Ich selbst trage auch keine. Ich habe einmal auf einen Mann geschossen, als ich 1957 für die Wachgesellschaft Tomgrove arbeitete. Ich hatte damals die Nase ziemlich voll von denen - nach dreieinhalb Jahren-, und ich war noch jung und dumm. Sie sagten mir dort, ich solle eine Pistole

tragen, also tat ich es.

Ich war beauftragt, einen Mann dingfest zu machen, der nachts etwas von einer Baustelle geklaut hatte. Als ich ihn stellte, schlug er mir ins Gesicht - mit einem Holzbrett. Aber nicht kräftig genug, um mich außer Gefecht zu setzen. Also habe ich ihm eine verpaßt. Er war nicht tot, aber tot genug, um irgend etwas in mir sterben zu lassen. Ich kam zu dem Schluß, daß von den verschiedenen Geschäften des Nora-Einkaufszentrums der Drugstore wahrscheinlich am längsten geöffnet sein würde. Es dauerte zehn Minuten, bis ich endlich auf einem Parkplatz direkt davor stand und meine Ausrüstung ausladen konnte. Fotoapparat, Elektronenblitz, Handschuhe, Taschenlampe, ein paar einfache Haken und mein kleiner Dreibeinstuhl, an dem ein dünnes Seil befestigt war. Dann machte ich mich auf den Weg über den dunklen Parkplatz hinüber zu der Praxis.

Ich ging auf die Rückfront zu. Ich war ziemlich zuversichtlich. Die Praxis machte nicht den Eindruck, als gingen dort die verschiedensten Arten von Drogenabhängigen ein und aus; wahrscheinlich lagerten auch keine ansehnlicheren Vorräte von Drogen in den Giftschränken, die Begehrlichkeiten wecken konnten.

Die Frage war jetzt, welche Art von Sicherheitsvorkehrungen Fishman für erforderlich gehalten hatte. Meine Kenntnisse der verschiedenen Alarmsysteme waren solide, aber nicht mehr ganz auf dem neuesten Stand. Ich hatte recht gut Bescheid gewußt, solange ich noch als Wachmann tätig war, aber wenn ich es hier mit einem dieser technikbegeisterten, vorstädtischen Apparatemediziner zu tun hatte, dann standen mir Schwierigkeiten bevor.

Während ich innerlich schon zusammenschrumpfte, nahm ich die Fenster an der Rückseite des Gebäudes in Augenschein. Ich entschied mich für eines, das ich für ein Toilettenfenster hielt - es saß höher als die anderen.

Mir kam zugute, daß das Haus so viele Fenster hatte. Eine Alarmanlage, die sie allesamt nebst den Türen und den Schränken überwachte, würde gewaltige Summen verschlingen. Ich hoffte einfach, daß Fishman für so etwas noch nicht genug Geld gehabt hatte, als er den Bau hochzog.

Ich klappte meinen dreibeinigen Hocker unter dem höheren Fenster auf. Das freie Ende des Seils, das an einem der Hockerbeine hing, band ich mir an den Gürtel. Dann überprüfte ich das Fenster mit meiner Taschenlampe. Kein Hinweis auf irgendwelche Schutzvorrichtungen. Ich machte mich an die Arbeit.

Ein Haken und ein wenig Muskeleinsatz, und das Fenster war entriegelt. Ich war im Haus. Ich zog den Hocker an dem Seil auf das Fenstersims und klopfte vorsichtig den Schmutz ab, der noch an seinen Beinen hing. Dann holte ich ihn herein.

Falls ich irgendeinen Alarm ausgelöst hatte, dann arbeitete er lautlos. Ich schloß das Fenster. Ein kurzer Schwenk mit der Taschenlampe, und ich wußte, daß ich in der Damentoilette war. Nicht zum ersten Mal. Ich fand die Tür und versuchte sie zu öffnen. Sie war verschlossen. Er schloß die Damentoilette ab. Verwundert nahm ich das Schloß in Angriff. Aber vielleicht war das ein gutes Omen. Vielleicht war er ein Schließer und kein Scheißer.

Ich trat in die Halle ein und sah mich um. In wenigen Minuten hatte ich das Büro der Anmeldung gefunden. Ich ging hinein. Ich war auf der Suche nach Akten, aber ich fand keine.

Zwei Türen führten aus dem Büro hinaus. Beide verschlossen. Und im Nu geöffnet. Hinter der einen verbarg sich das Sprechzimmer. Hinter der anderen fand ich die Akten.

Ein Raum eigens für die Ablage, zugänglich sowohl vom Sprechzimmer als auch vom Büro der Arzthelferin aus. In der Mitte des Zimmers stand eine Batterie von Aktenschränken. Das Ganze war drehbar, so daß man von allen Seiten leicht

herankonnte. Sehr modern.

Ich zögerte, bevor ich mich an die Schlösser des Aktenschanks machte. Sie könnten sich als das größte Risiko bisher erweisen. Falls sich zufällig besonders brisante Papiere oder Drogen in dem Raum befanden, waren die Chancen, daß sie elektronisch gesichert waren, beträchtlich. Mir würde dann nur wenig Zeit bleiben. Bevor ich mich also an die Arbeit machte, legte ich mir meinen Fotoapparat zurecht - für den Fall, daß wenige Sekunden entscheidend sein sollten.

Die meisten Detektive, die schriftliche Unterlagen fotografieren, besitzen dafür eine spezielle Ausrüstung. Ich werde nicht oft mit Industriespionage beauftragt, so daß ich mit dem auskommen muß, was ich habe. Mein Elektronenblitz zum Beispiel ist für diese Art von Nahaufnahmen viel zu hell. Aber statt mir einen anderen zu beschaffen, habe ich einen Filter darauf montiert, der ungefähr siebenzig Prozent des Lichtes wegnimmt. So eignet er sich besser für Nahaufnahmen. Außerdem benutze ich einen relativ unempfindlichen Film.

Ich öffnete den Schrank. Soweit ich feststellen konnte, hatte ich keinen Alarm ausgelöst.

Fleißige Hände sind eine Gabe des Herrn. Ich fand ›Crystal‹ in der ersten Ablage. Jeder Crystal hatte seinen eigenen Hefter. Fleur, Leander und Eloise. Ich nahm sie mir nacheinander vor. Breitete die Blätter auf dem Boden aus und fotografierte alle Papiere von beiden Seiten.

Nachdem ich mit den drei Crystals durch war, suchte ich nach Unterlagen für Graham, fand aber nichts. Das verwirrte mich für einen Augenblick. Ich wollte mehr über Estes Grahams Krankengeschichte wissen, also sah ich den Inhalt der anderen Auszüge des Schrankes durch. Dabei verfiel ich schon auf den Gedanken, es könne irgendwo noch weitere Unterlagen geben, vielleicht auch einen Archivraum mit Aufzeichnungen auf Mikrofilm. Aber als ich die Schrankbatterie einmal um sich

selbst gedreht hatte, stieß ich auf einen ganzen Schrank mit der Aufschrift »Wilmer Fishman, senior«, und darin fand ich die Akten für sechs Grahams. Einen Mann, eine Frau und vier Kinder. Die Seiten waren dicht beschrieben, und das schon angegilbte Papier bot nur noch einen schwachen

Kontrast zur Schrift. Ich betete, daß auf den Bildern noch etwas zu erkennen sein würde, und machte ein Foto nach dem anderen. Ein Blatt nach dem anderen kam an die Reihe, immer Vorder- und Rückseite.

Am Ende schwitzte ich, und die Batterien brauchten immer länger, um die Energie für den nächsten Blitz bereitzustellen. Sie hatten eine harte Nacht hinter sich.

Nachdem ich mit dem letzten Graham fertig war, legte ich eine Pause ein und dachte darüber nach, ob es noch etwas geben könnte, worüber ich etwas wissen sollte. Ich schaute unter Olian nach und fand nichts. Darüber war ich im Grunde ganz froh, und schneller, als ich sie geöffnet hatte, schloß ich die Schränke wieder und verriegelte die Auszüge.

Mein nächstes Problem war der Weg hinaus. Ich zog den gleichen Weg in Erwägung, wie ich ihn hinein genommen hatte. Der übliche Abgang. Aber durch das Fenster der Damentoilette zu kriechen, gefiel mir nicht recht. Dazu fühlte ich mich zu gut. Zu erfolgreich. Ein verfrühter Optimismus riß mich mit. Also entschied ich mich für den ehrenhaften Weg hinaus. Ich ging durch die Eingangstür. Nachdem ich sie schließlich gefunden hatte.

Sie war zugeklinkt. Eine Tür, zwei Schnappschlösser. Er war ein Schließer. Ich konnte keine Drähte oder andere gefährliche Zeichen entdecken. Ich hatte es eilig, rauszukommen, wieder nach Hause zu kommen. Ich entriegelte die Tür und trat hinaus.

Auf dem Treppenabsatz schaute ich kurz zum Himmel auf. Eine klare Herbstnacht. Mir war kühl wegen der Feuchtigkeit, die der Schweiß auf meiner Stirn hinterlassen hatte. Kühl und

wohlgemut. Sauber gemacht. Mir war nach Frühling zumute. Ich wußte, daß mein Platz hier oben auf der Treppe war.

Um für einen imaginären Beobachter meinem Abgang die letzte Eleganz zu verleihen, drehte ich mich zur Tür um und tat so, als schlosse ich sie ab.

Plötzlich stand ich in hellem Lichtschein.

Ich erstarrte. Das Licht verschwand nicht. Jetzt reagieren! Blitzschnell nachdenken!

»Charly?« fragte ich, drehte mich um, bluffte mit zitternden Knien.

»Nein«, sagte die Stimme. »Ich bin Eddie.«

»Ah, also gute Nacht, Eddie«, sagte ich und schritt die Stufen hinab auf das Licht zu. Es ruhte einen Augenblick auf mir und sank dann, der Lichtkegel beleuchtete jetzt den Bürgersteig vor mir.

»Gute Nacht, Sir«, sagte die Stimme. Eine hörbar alte Stimme. Und noch genauer bestimmbar. Die typische Stimme eines in die Jahre kommenden Wachmannes. Gott segne ihn.

Ich bog auf den leeren Parkplatz rechts von der Praxis ein und legte so viel Sicherheit in meinen Gang, wie ich konnte. Ich zitterte immer noch, aber ich hatte es geschafft.

Ein Blick zurück: Eddie setzte seine Runde fort. Wahrscheinlich vom Einkaufszentrum angestellt und von Fishman zusätzlich bezahlt, damit er die Praxis in seinen Patrouillengang mit einschloß. Als ich mich noch einmal umdrehte, sah ich auch einen Teil der Rückfront der Praxis. Kurz durchzuckte mich der Impuls, noch einmal zurückzulaufen und die Spuren zu tilgen, die mein Hocker in der Erde unter dem Fenster hinterlassen haben mußte. Die einzigen verräterischen Spuren.

Aber ich nahm mich zusammen. Von dümmlicher Konsequenz lassen sich nur Kleingeister narren. Mein Geist war

weit und groß heute nacht. Ich war wieder bei meinem Wagen, so gut wie in Sicherheit und fast zu Hause. Trotz meiner Vorsichtsmaßnahmen stand mein Wagen jetzt allein auf dem Parkplatz. Aber das kümmerte mich nicht weiter. Ich würde die Spuren unter dem Fenster lassen, wo sie sind. Ich wollte einfach weg. Fort von hier. Wer konnte schon beweisen, daß diese Spuren von meinem Hocker stammten?

Mein Hocker.

Ich hatte meinen Hocker nicht mehr.

Ich brach auf dem rechten vorderen Kotflügel zusammen. Ich sah den Hocker vor mir, der in dem Ablageraum an der Wand stand. So augenfällig, wie er nur sein konnte. Ich war auf meinem Weg hinaus direkt an ihm vorbeigekommen.

Auf der sehr langen Fahrt nach Hause mußte ich zweimal rechts ranfahren und haltmachen. Meine Knie und Hände zitterten so sehr, daß ich nicht weiterfahren konnte.

Ich schaffte es bis nach Hause und die Treppen hinauf. Inzwischen regten sich in mir die Selbstschutzmechanismen. Es gab keine identifizierbaren Spuren an dem Hocker, und ich hatte nichts hinterlassen, das eindeutig mir zuzuordnen gewesen wäre. Keine Fingerabdrücke. Wahrscheinlich würde Eddie nicht in der Lage sein, mich wiederzuerkennen; wahrscheinlich war ihm nicht einmal die Kamera an ihrem Riemen aufgefallen, die ich über dem Arm getragen hatte. Schlimmstenfalls würde Fishman mich wegen meines Anrufs bei ihm in Verdacht haben und Leander warnen. Aber wovor sollte er ihn warnen? Vor jemandem, der für einen Zeitungsartikel Fragen über die Familie stellt? Ich hatte ihm Maudes Namen nicht gegeben. Er kannte nur meinen Namen. Er konnte herausfinden, daß ich Privatdetektiv war; na und?

Die Vorstellung machte mich ein wenig neugierig - es könnte interessant werden, abzuwarten, was sich aus all dem entwickelte. Ich hatte Leander Crystal bisher noch nicht viel

Aufmerksamkeit geschenkt. Sicherlich war er wichtig, war er ein Teil der Geschichte. Soweit ich die Geschichte bisher kannte.

Würde er glauben, daß Fleur Schritte zu einer Scheidung unternahm? Was konnte er vernünftigerweise annehmen?

Wie dem auch sei, ich war immerhin zu Hause und nicht verhaftet oder sonstwie in Schwierigkeiten. Ich hatte die Informationen, hinter denen ich her gewesen war, auf Film gebannt. Jetzt mußte ich mir die Informationen auf dem Film nur noch zugänglich machen.

Ich begann mit der Entwicklung.

Als ich zum ersten Mal die Fotoausrüstung für meine Arbeit benutzte, mußte ich meine Filme noch entwickeln lassen. Das Filmentwickeln, vor allem, wenn es darauf ankommt, daß kein Teil des Films beschädigt wird, ist eine ziemlich schwierige Angelegenheit. Aber inzwischen beherrsche ich das recht gut. Mit einer Routine, die ich mir im Laufe der Jahre angeeignet habe, erziele ich ganz gute Negative.

Schwierig zu entscheiden war nur, ob ich den Film über Nacht trocknen lassen sollte oder lieber versuchen, diesen Hergang zu beschleunigen, um sofort Abzüge machen zu können. Aber dann hätte ich auch noch darauf warten müssen, daß die Abzüge trocknen und sie doch nicht sofort lesen können.

Also beschloß ich, die Filme über Nacht in Ruhe trocknen zu lassen. Ich hängte sie in meinem Wandschrank auf, der gleichzeitig als Dunkelkammer diente. Und dann hängte ich mich selbst zum Trocknen auf; ich zitterte immer noch. Ich sah mir einen Spätfilm an. Oder auch zwei.

Ich erwachte um sieben Uhr dreißig. Viel zu früh, aber es gelang mir nicht, wieder einzuschlafen, und nachdem ich ein paar Sekunden bei klarem Bewußtsein gewesen war, wollte ich auch nicht mehr einschlafen.

Nach meinen eigenen Maßstäben hatte ich für die Aufnahmen ziemlich viel riskiert, und jetzt wollte ich wissen, was sie hergaben. Die Frage war nur, ob ich die Abzüge vor oder nach dem Frühstück machen sollte.

Ich machte sie vor dem Frühstück.

Da alles auf Spesen ging, beschloß ich, gründlich zu sein. Ich machte zwei Vergrößerungen von jeder Seite der Krankengeschichten. Danach wurden die Vergrößerungen schnellfixiert und schnellgewaschen. Und einen Satz mit Ferrotypieblechen steckte ich in den Backofen, damit sie schneller trockneten. Die übrigen Vergrößerungen breitete ich überall auf Handtüchern im Zimmer aus. Dann machte ich mir meinen Frühstückskaffee.

Die Bilder im Backofen trockneten zwar schnell, rollten sich aber zu kleinen Zylindern zusammen. Ich mußte sie über der Tischkante wieder geradebiegen. Als das getan war, sortierte ich sie und gönnte mir einen Blick auf die Früchte meiner Arbeit.

Das Wichtigste zuerst. Ich versuchte es mit Fleurs aktuellem Krankenblatt.

Es stellte sich heraus, daß es eine einfachere Lektüre gibt als die Aufzeichnungen eines Arztes. Ich verstand nur Bahnhof.

Schließlich gelang es mir wenigstens, die Datumsangaben zu interpretieren. Zum Beispiel, daß die Aufzeichnungen am 21. Juli 1956 einsetzten, nicht mit einem Besuch, sondern mit einer Notiz des Wortlautes: ›Sn.7/21/56‹. Ich gestatte mir die Vermutung, das könne bedeuten, sie sei eine Patientin von

Fishman senior gewesen und zu diesem Datum vom Sohn übernommen worden. Weil sich der alte Fishman aus der Praxis zurückgezogen hatte oder weil er gestorben war.

Dann gab es einen Abschnitt mit der Überschrift »Geschichte«. Ich konnte ihn nicht entziffern.

Die Seiten, auf denen die Termine verzeichnet waren, konnte ich lesen. Es gab keine.

Ich begann mich zu fragen, ob ich irgendwelche Defizite hatte. Vielleicht klaffte in meiner Ausbildung eine Lücke. Ich konnte den Unterlagen nichts anderes entnehmen, als daß Fleur seit 1956 nicht mehr bei Dr. Fishman gewesen war. Warum war das so bemerkenswert? Die Frage konnte ich mir selbst beantworten. Weil er angeblich ihr Hausarzt war. Mir war also doch etwas durch die Lappen gegangen.

Was hatte es zum Beispiel mit der Fehlgeburt auf sich? Ich goß mir eine Tasse Kaffee ein und nahm mir die Aufzeichnungen über Leander Crystal vor. Sie trugen den Vermerk: »Sn.-7/21/56«. Der Abschnitt Geschichte war hier viel kürzer, aber genauso unverständlich. Ich ging weiter zu den Seiten mit den Behandlungsterminen.

Leer, wie bei Fleur.

Waren die Akten nur Attrappen? War der Detektiv ein Einfaltspinsel?

Oder waren die Crystals so gesund? Wenn man mehr riskiert hat, als einem zu verlieren lieb ist, dann ist es niederschmetternd, festzustellen, daß man nur wenig gewonnen hat. Der Wert einer Information steigert sich nicht dadurch, daß sie schwer zu ergattern war.

Ich brauchte noch Kaffee.

Dann nahm ich mir die aktuelle Akte von Eloise Crystal vor. Datiert 17. 11.54, ungefähr zwei Wochen nach ihrer Geburt, dem Tag nach ihrer Ankunft in Indianapolis. Ich vermutete, daß

Fishman junior von Anfang an ihr Arzt gewesen war. Oder besser gesagt, von ihrem ersten Erscheinen in Indianapolis an.

Behandlungstermine in rauen Mengen. Über sechzehn Jahre hinweg. Einzelne Wörter, die mir lesbar vorkamen. Aber selbst diese wohlgefüllten Blätter stimmten mich trübe. Denn wenn ich nur genügend Zeit darauf verwendete, mochte ich zwar das meiste davon herausbekommen; bevor ich aber damit fertig war, würde ich keinerlei Anhaltspunkte haben, ob überhaupt etwas Wichtiges darinstand. Es war die Ineffizienz der bevorstehenden Arbeit, die mich bestürzte.

Und das nach einem furchtbaren, ereignisreichen, aufregenden Tag mit spürbarem Schlafdefizit. Vor allem das. Ich wandte mich den alten Unterlagen von Wilmer Fishman senior zu. Wieder begann ich mit Fleur. Diesmal keine leeren Seiten, aber ich war schon zu angeschlagen, um noch viel wahrnehmen zu können.

Die Akte begann wahrscheinlich bei ihrer Geburt, mit dem 9. Januar 1930. Sehr dicht wurden die Eintragungen von den späten dreißiger Jahren an.

Zumindest wußte ich jetzt, wer die Praxis von Fishman bezahlt hatte: Estes Graham.

Leander hatte Fishman zum ersten Mal 1947 aufgesucht. Ich vermutete, daß Estes ihm den Arzt empfohlen hatte. Bis 1953 hatte er Fishman nur sporadisch konsultiert, ungefähr zwei Mal pro Jahr. Der letzte Termin war am 5. Januar 1953 notiert. Danach nichts mehr. Siebzehn Jahre lang. Geld heilt manche Krankheit. Aber gleich so gründlich? Lächerlich.

Ich nahm mir Fleurs drei Brüder vor. Windom, den ältesten, Sellman und dann Joshua. Alle drei hatten ihren letzten Termin Anfang der Vierziger gehabt. Die drei Helden. Gefallen. ›Verstorben‹ stand jeweils in der letzten Zeile auf ihrer Akte.

Über Irene Olian Graham gab es nur wenig. Sie war 1937 gestorben. Meine erste Bekanntschaft mit dem Tod eines

Patienten aus der Sicht des behandelnden Arztes. Unter dem letzten Behandlungstermin stand die kurze Notiz. ›Verstorben 19.2. 37. 156201.<

Schon nach wenigen Minuten hatte ich begriffen, daß es sich bei der letzten Zahl wahrscheinlich nicht um die Anzahl der Patienten handelte, die unter Dr. Fishman semors Hand gestorben waren. Vielleicht war es die Nummer des Totenscheines.

Der letzte eingetragene Termin war vom gleichen Datum und enthielt eine Notiz, die sich am ehesten als ›HB< entziffern ließ. Ich kam zu dem Schluß, daß es wahrscheinlich wirklich ›HB< heißen sollte, für Hausbesuch.

Vielen Dank, lieber Watson. Ich trank den nächsten Kaffee.

Ich blätterte Fleurs Unterlagen noch einmal rückwärts durch. In der älteren Akte waren, so schien es, Hunderte von Hausbesuchen verzeichnet. Ich spürte, daß mir bei Fleur irgendwie unbehaglich wurde. Wegen des Zusammenspiels all der Dinge, die ich herausgefunden hatte oder nicht herausgefunden hatte. Ich war mir immer unsicherer, ob ich jemals aus ihr schlau werden würde, dafür aber um so sicherer, daß ich ihr eines Tages begegnen würde. Ich wurde depressiv.

Estes Graham. Anscheinend zum ersten Mal von Fishman senior behandelt 1901. Der Senior konnte damals seine Praxis eigentlich gerade erst eröffnet haben. Und wer weiß, womit Estes damals gerade anfang. Er war ziemlich selten in der Praxis gewesen, manchmal jahrelang nicht, bis seine Besuche ab 1946 regelmäßig und häufig wurden. Viele Notizen, Zeichen und Zahlen.

Ich konzentrierte mich angestrengt, konnte aber in alledem kein vertrautes Wort erkennen. Meine Mißachtung der Arztserien im Fernsehen rächte sich jetzt bitter. Keine Frage, daß sich sein Gesundheitszustand entscheidend geändert hatte. Aber inwiefern?

Nach dem 18. August 1954 waren keine Behandlungstermine mehr eingetragen. Er war am 20. August gestorben, und dieses Datum war unter der letzten Eintragung vermerkt. Dazu: ›Verstorben.‹ Diesmal keine Nummer dahinter.

Ich legte den Stapel Fotos beiseite. Unzufriedenheit überfiel mich. Ich war mir nicht sicher, ob ich einen Haufen nichtssagender Abzüge vor mir hatte oder einfach nicht genug wußte, um herauszufinden, was ich mir da eigentlich verschafft hatte. Ich war ratlos, und mir war nicht danach, noch lange darüber nachzudenken. Es war eine anstrengende Nacht nach einem anstrengenden Tag gewesen. Ich spürte, daß ich nur noch rein mechanisch funktionierte.

Ich warf mich auf mein Bett. Mein Zustand erinnerte mich an die Tage nach den zermürbenden Nächten, in denen meine Tochter ihre ersten Zähne bekam. Harte Zeiten.

Im gleichen Augenblick mußte ich an Eddie denken, den einsamen Wachmann, und meinen Hocker, den unerreichbaren Gefangenen. Das verhalf mir zu einem echten Stimmungstief. Wie kann sich jemand mit meinen Fähigkeiten als solch armseliger Einbrecher erweisen?

Keine Nerven, das mußte es wohl sein. Vielleicht auch einfach mangelnde Übung. Träge beschloß ich, mehr zu üben. Vielleicht ein Leben des Verbrechens zu führen. Träge schlief ich ein.

Eine Sirene heulte, aber sie galt nicht mir. So gegen Viertel nach drei. Nicht mehr viel übrig vom Tag. Und trotzdem hatte ich mich geistig kaum erholt. Gerade so weit, daß ich mir einen großen Briefumschlag, ein Ringbuch, einen Locher und eine Schere aus dem Büro holen konnte.

In den Umschlag steckte ich die am Vormittag vergeblich studierten Abzüge. Dann sammelte ich die Duplikate, die ich in meiner morgendlichen Arbeitswut angefertigt hatte, von den verschiedenen Orten zusammen, wo sie trockneten. Ich gratulierte mir zu meinem Eifer. Ich glättete die Abzüge und lochte sie für das Ringbuch. Dann schnitt ich die Namen und Adressen heraus und heftete sie nach Patienten sortiert in das Ringbuch. Schließlich bekam die Krankenakte eines jeden Patienten noch eine Nummer.

Ich wurde nicht schlau daraus, aber vielleicht konnte ja ein Arzt etwas damit anfangen. Fishman war ja nicht der einzige Arzt in der Stadt. Ich hatte selbst einen Arzt. Wie einfach das Leben doch ist! Nimm die Aufzeichnungen mit zu Dr. Harry, und laß sie von ihm durchsehen. Dazu bedurfte es nichts weiter als etwas Geld. Und eines Gebetes sozusagen, daß es überhaupt etwas zu entdecken gab.

Ich rief Harry an, bekam aber nur seine Sprechstundenhilfe an den Apparat. »Was macht er? Hundefutter aus einem seiner Patienten?«

»Nein, Mr. Samson«, sagte die Helferin. Sie kannte mich von früher. Sie überbrachte meine Botschaft ihrem Chef und richtete mir dann aus, daß ich das Ringbuch bei ihm zu Hause abgeben solle. Er würde es heute abend für mich durchsehen.

Ich heftete ihm ein Zettelchen an das Ringbuch. Er sollte sich

die Aufzeichnungen anschauen und auf ›alles Ungewöhnliche‹ achten, was immer das bedeuten mochte. Es handele sich um die Krankenakten eines praktischen Arztes und dessen Sohnes über eine ganze Familie, die bei ihnen in Behandlung war.

Bevor ich mich aufmachte, verfaßte ich im Geist für mich selbst ein ähnliches Zettelchen. Was du jetzt tun sollst, ist...

Was eigentlich? Vor etwa vierundzwanzig Stunden hatte ich darüber nachgedacht, was ich eigentlich vorhatte - den Vater der am 1. November 1954 in New York City geborenen Eloise Graham Crystal ausfindig zu machen.

Was konnte ich noch tun, was ich bisher unversucht gelassen hatte? Vielleicht nach New York fahren? Ich hatte einige Jahre in New York gelebt. Mein Kind war dort zur Welt gekommen. Sehr schön, aber was konnte ich in New York herausfinden? Vielleicht, daß Eloise' echter Vater Fleur im Krankenhaus besucht hatte. Würde es darüber Aufzeichnungen geben? Würde sich eine Schwester dort an ihn erinnern?

Nein.

Ich konnte nach Europa reisen und versuchen, herauszufinden, wo sie gezeugt worden war. Aber wo in Europa sollte ich suchen? Wahrscheinlich in der Nähe des Grabes von Joshua Graham. Was hieß Nähe? Zehn Kilometer, hundert Kilometer? Wirklich sehr vernünftig. Ich könnte genauer herausbekommen, wo und wann sie diverse Orte in Europa besucht hatten. Aber wie? Fleur fragen? Kaum, wenn sie das Geheimnis hütete, das wir bei ihr vermuteten. Leander fragen? Wie soll man zu einem Fremden gehen und ihn nach der Route einer romantischen Reise fragen, die er vor siebzehn Jahren unternommen hat. »Ich schreibe einen Artikel...« Wenn er höflich war, würde er lachen.

Vielleicht hatten sie ja auch Ansichtskarten nach Hause geschickt. An Daddy. Durchaus möglich.

Und durchaus zum richtigen Zeitpunkt betrat Eloise Graham

Crystal, meine minderjährige Klientin und jugendlich schöne Wohltäterin, das Büro. Ihr Besuch schien sich zu einer Art Zäsur meines Arbeitstages zu entwickeln.

Ich sah sie hereinkommen, und sie sah, daß ich im Hinterzimmer war. Also begab sie sich direkt in mein Privatquartier.

»Hier wohnen Sie also«, sagte sie ohne übermäßige Bewunderung. Sie setzte sich in den Sessel, der als mein Eßzimmermöbel fungiert - er hat breite Armlehnen aus Holz, auf denen ich Teller und Gläser abstellen kann. »Ziemlich viel Schrott«, sagte sie.

Ausgeschlafen und geistig frisch, wie ich war, beschloß ich, die Werkzeuge meines täglichen Lebens nicht zu verteidigen. Statt dessen machte ich mich gleich an die Arbeit.

»Mir ist etwas eingefallen, das Sie vielleicht tun könnten«, sagte ich.

»Was denn?« Ihre Augen wanderten immer noch durch das Zimmer. Ich wartete ungeduldig, bis sie mich wiedergefunden hatte. Nur ein weiteres Stück Schrott.

»Wissen Sie, wo die Aufzeichnungen Ihres Großvaters geblieben sind? Nicht seine Geschäftsunterlagen, sondern seine persönlichen Briefe und dergleichen?«

»Ja, ich glaube schon. Sie stehen auf dem Speicher, in ein paar Schuhkartons.«

»Sind Sie sicher?«

»Mama hat mich oft mit hinaufgenommen und sie mir gezeigt. Das hab ich Ihnen doch erzählt. Alle möglichen Briefe, zum Beispiel von ihren Brüdern und von ihr. Und ziemlich alte, von Leuten, die wichtig waren, wie sie sagt. Ich glaube, er hat alle Briefe aufbewahrt, die er jemals bekommen hat.«

»Ich muß sie sehen.«

»Alle? Es sind viele Kartons.«

»Ich denke, so viele wie möglich, aber hauptsächlich die aus den letzten Jahren Ihres Großvaters und die aus dem Krieg. Also: aus den 1940er Jahren die Briefe von Ihren Onkeln und aus den Jahren 1952 und 1953 alle. Glauben Sie, Sie können sie mir beschaffen?«

»Ich? Sie beschaffen?« Es dämmerte ihr langsam.

»Sie sind die einzige mir bekannte Person, die in besagtem Haus ein und aus geht.«

»Könnte ich Sie nicht vielleicht einfach hineinlassen, und Sie holen sich die Sachen selbst?«

»Haben Sie Angst?«

»Ich weiß nicht. Wenn ich erwischt werde, wahrscheinlich schon.«

»Könnten Sie sich denn nicht viel leichter herausreden, wenn Sie ertappt würden, als ich?«

»Aber es scheint... hm, ja. Wann wollen Sie sie haben?«

»Wann können Sie sie besorgen?«

»Heute abend, denke ich. Aber ich kann sie nicht morgens mit hinausnehmen. Wir müssen uns heute abend treffen. Ich werde sie hinausschaffen, und Sie müssen auf mich warten.«

»Wann?«

»Sagen wir etwa um halb zwölf. Ich werde durch den Hintereingang kommen und dann zwischen den Häusern hindurchgehen. Ich treffe Sie an der Ecke Jefferson und Siebzigste.« Sie holte tief Luft und kicherte. »Sie werden mich ohne weiteres erkennen. Ich bin die mit den vielen Schuhkartons.«

»Versteht sich.« Entschlossen erhob sie sich und nahm direkt vor mir Aufstellung. Sie war bloß gekommen, um kurz nach dem Rechten zu sehen, und hatte statt dessen Pflichten aufgebrummt bekommen.

»Machen Sie Fortschritte?«

»Ich denke schon. Und diese Briefe werden uns weiterbringen.«

»Werden Sie herausfinden, wer mein biologischer Vater ist?«

»Wenn man es herausfinden kann, werde ich es tun oder Ihnen sagen, wie Sie es anstellen müssen.« Das war übereilt.

»Gut«, sagte sie. »Ich bin müde und muß gehen. Eigentlich muß ich nicht gehen, aber ich will gehen. Ich bin eigentlich in die Stadt gekommen, um einzukaufen. Bis heute abend. Seien Sie pünktlich.«

Ich hatte zu ihr aufgeschaut und mich dabei nicht richtig wohl gefühlt. Sie hüpfte davon und zum Büro hinaus. Ich runzelte die Stirn und fragte mich, ob ich mich in der Annahme täuschte, daß ihre Röcke kürzer wurden. Direkt vor meinen Augen kürzer wurden.

Ich sah ihr durch die Tür ein paar Sekunden lang nach. Und zeigte eine eigentümliche Reaktion: Unwohlsein bei der Beobachtung, daß eine Klientin hereinschneite und wieder abzog, wie es ihr beliebte - um mich zu kontrollieren.

Schön, sie war eine Klientin. Sie hatte mich bezahlt - im voraus, und zwar mit der beträchtlichen Summe von elfhundert Dollar. Ihr Anliegen war völlig legitim, ging es doch um ihre eigene Legitimität. Alles schön und gut.

Aber andererseits war Eloise Crystal noch ein Kind, und niemand, erst recht nicht ein Freiberufler von Format, ist gern gegenüber einem Kind verantwortlich.

Aber ich hatte ja von Anfang an gewußt, daß sie ein Kind war.

Hatte ich das? Oder hatte ich in ihr die junge Erwachsene gesehen, die sie hatte darstellen wollen? Oder hatte ich einen Auftrag gesehen, der mal ganz anders war als das Gewohnte? Oder habe ich einfach nur einen Auftrag gesehen, Punktum, im Gegensatz zu keinem Auftrag?

Mir fiel wieder ein, daß ich von sehr vielen Annahmen und Voraussetzungen ausgegangen war. Im wesentlichen weil ich es so gewollt hatte, möglicherweise aus Gründen, die ich mir selbst nicht eingestehen mochte.

Wenn man es genau betrachtete, dann bedeutete meine Klientin mir vielleicht mehr als nur ein Geschäft. Ich, und mich von einem Kind einfangen lassen? Das wäre eine merkwürdige Wendung. Aber wer weiß schon von sich, wie wendig er ist?

Ich stand auf und streckte mich. Ich rieb mir das Kinn, ging zum Spülbecken und ließ mir etwas kaltes Wasser übers Gesicht laufen. Ich tat alles, was ich zu tun pflege, wenn ich auf einem Kurs bin, der mir nicht gefällt.

Es half ein wenig. Wenn man in Schwierigkeiten ist, soll man sich auf die Grundlagen besinnen. Eine gute Basketballregel. Ich versuchte herauszukriegen, wozu ich mich da eigentlich selbst bewegen wollte.

Ich sollte einen Vater ausfindig machen, nicht wahr? Weil ein Kind ein paar Blutuntersuchungen angestellt hatte, richtig?

Ich schämte mich vor mir selbst. Was für eine furchtbar konfuse, orientierungslose Masse aus mir geworden war! Ich war in Fishmans Praxis eingebrochen, um eine Bestätigung für die Blutuntersuchungen zu bekommen, und hatte nicht einmal versucht, die Angabe der Blutgruppen in meinem Material zu finden.

Und ich wußte, daß ich es auch jetzt nicht tun würde. Daraus mag man Rückschlüsse auf meinen Geisteszustand ziehen. Ich ging an meinen Küchenschrank und nahm eine halbvolle Flasche mittelmäßigen Bourbon heraus. Der Form halber habe ich auch eine Flasche in meiner Schreibtischschublade, aber gewöhnlich überkommt es mich in meinem Privatquartier. Ich nahm einen langen Schluck. Zum Teufel mit dem Tag.

Ich nahm mir noch einmal die Notiz für Harry vor und schrieb darunter: »Und ich brauche die Blutgruppen aller Beteiligten,

soweit die Angaben vorliegen.«

Dann ging ich wieder nach hinten und gönnte mir noch einen Schluck aus Papas Nuckelflasche.

Darf ein Detektiv vielleicht nicht depressiv werden? Vor allem ein alleinstehender Detektiv?

Ich merkte, daß es bereits dunkel war und ich den ganzen Tag noch keinen Fuß vor die Tür gesetzt hatte. So was kann ja nicht gutgehen.

Ich griff nach meinem Mantel und der schweren Last der ärztlichen Aufzeichnungen und ging.

Ich fuhr sehr langsam. Aber es dauerte trotzdem nicht sehr lange, bis ich an Ort und Stelle war. Spann and Spruce. Wirklich nicht sehr weit von dort, wo ich mein müdes Haupt hinbette. Gewöhnlich lebe ich gern in einer kleinen Welt, wo alles dicht beisammenliegt. Aber nicht an diesem Abend. Warum hatte ich nicht einen Arzt, der weit genug weg wohnte, daß ich wieder nüchtern war, bevor ich dort ankam? Wenn ich schön langsam fuhr? Warum hatte ich nicht Fishman als Arzt? Er war gut und weit genug weg.

Ich war immer noch verärgert über meine Episode bei Fishman.

Nun gut, bei jedem von uns gibt es Dinge, die uns abstoßen, wenn wir uns ihrer erinnern. Man versucht halt, nicht dran zu denken.

Ich war gerade intensiv mit Nicht-dran-Denken beschäftigt, als ich bei Dr. Harry eintraf.

»Puh! Du riechst wie eine Brennerei.« Das war Evvie, Harrys Frau. Sie schmeichelt gern.

»Das ist für Harry«, sagte ich und hielt ihr das Ringbuch mit den Krankenakten hin. Die wertlosen Früchte eines idiotischen Ausflugs. »Ich habe ihn deswegen angerufen. Und ein paar Worte dazu geschrieben.« Ich lächelte, um freundlich zu wirken.

Sie nahm das Ringbuch mit spitzem Daumen und Zeigefinger und hielt es weit von sich weg.

»Bist du ansteckend?« fragte sie.

Wenn es auch schwer zu glauben ist, wir sind alle gute Freunde.

»Ich werde es ihm geben«, sagte sie. Ich stand einfach da und grinste wie der Trottel, als der ich mir vorkam. »Also ab mit dir!« sagte sie. »Husch husch! Er ruft dich an.«

Ich zeigte es ihr. Ich ging.

Ich stieg ins Auto, kurbelte das Fenster herunter und fuhr los. Langsam.

Ich mußte eine Entscheidung treffen. Nachdem ich mein Päckchen losgeworden war, an der frischen Luft und unterwegs, konnte ich auch wieder klar denken. Aber mir fehlte noch irgendeine Beschäftigung für den Abend, die sich mühelos beenden ließ, bis ich gegen halb zwölf die Briefe abholen würde.

Sollte ich Eloise anrufen und ihr sagen, sie solle die Geschichte mit halb zwölf vergessen? Und die Briefe nachmittags mitbringen?

Ich beschloß, das nicht zu tun. Denn ich wollte sie schon vor morgen nachmittag durchsehen, und es leuchtete mit jetzt, da ich etwas frischer und nachsichtiger war, auch ein, daß es für sie schwieriger sein konnte, die Briefe zu einer anderen Zeit hinauszuschaffen als in den ruhigeren Nachtstunden.

Gut. Dann also die Pacers oder meine Flamme. Ich rief meine Flamme an.

Lieb, wie sie nun mal ist, sagte sie mir, ich solle mir gar nicht erst die Mühe machen, wenn ich vor halb zwölf wieder weg wollte. Und sie hat recht. Wir haben eine klare Geschäftsgrundlage; damit war mein Vorschlag unvereinbar. Ent- oder weder.

Also auf zu den Pacers.

Am Fairgrounds Coliseum entnahm ich dem Rest einer Eintrittskarte, die ich dort auflas, daß die Pacers ihr zweites Saisonspiel Freitag abend gehabt hatten. Heute war Samstag: spielfrei. Die verschlossenen Tore und die ausgeschaltete Beleuchtung trugen zur Erhärtung meiner Schlußfolgerung bei.

Es brach mir das Herz.

Dann ging ich ins Fox-Kino und sah mir schmutzige Filme an. Was sonst soll ein Mann an einem einsamen Samstagabend tun?

Wenn einem der Kopf ganz schwer ist vor angestrengter Konzentration auf die fremde Welt des Sexus, was käme da gelegener als ein spätabendliches Stelldichein mit einer schönen Maid wie Mademoiselle Eloise?

Ich wartete wie befohlen an der Ecke Jefferson und Siebzigste Straße; um zwölf fragte ich mich zum ersten Mal, wann ich wohl ungehalten werden sollte. Aber kaum daß ich mich mit dieser Frage beschäftigte, wurde mir eine Erscheinung zuteil, die um die Ecke der Hintergasse bog und auf mich zukam. In Indianapolis scheinen sogar Phantasiehäuser Hintergassen zu besitzen. Eloise Crystal kam barfuß, im Nachthemd und mit den versprochenen Kartons auf mich zugehüpft. Wer will da noch behaupten, daß uns der Film eine Traumwelt zeigt?

Jetzt stellten sich wirklich schwere Kopfschmerzen ein. Ich öffnete die Beifahrertür, und sie rutschte neben mich. Nicht einfach auf den Sitz, sondern neben mich. »Ich habe lange gebraucht«, sagte sie atemlos, »um die richtigen zu finden und mich aus dem Haus zu schleichen. Ich bin den ganzen Weg gerannt. Aber ich habe es geschafft, was?« Sie sah zu mir auf; auf ihrem Gesicht wirre Reflexe der Straßenbeleuchtung. Ich fragte mich, ob sie high war. Ich fragte mich, ob ich selbst high war.

Was soll man sagen? »Hauptsache, Sie haben sie«, sagte ich.

»Tut mir leid, daß ich so blöd zu Ihnen war, in Ihrem Büro heute. Ich will eigentlich gar nicht so sein.« Sie nahm meine Hand und küßte sie, und fast im gleichen Augenblick schlüpfte sie aus dem Auto, setzte über den beleuchteten Teil des Gehsteigs und verschwand in der Dunkelheit der Hintergasse. Eine romantische Erscheinung für einen einfachen Mann. Vielleicht sollte Mademoiselle Eloise treffender die Naive Eloise genannt werden.

Was tut man mit Klienten, die einem die verdammte Hand küssen?

Als ich nach Hause kam, war ich nicht in der Verfassung zu schlafen. Ich machte mich über die Briefe her. Nur ein paar vor dem Zubettgehen. Sie hatte sieben Kartons gebracht. Eine gewaltige Menge Papier. Bis in die frühen Morgenstunden hinein sortierte ich die Briefe nach Datum; um die vierzehnhundert Stück, alle in ihren Originalumschlägen.

Der älteste stammte vom Februar eines nicht näher bestimmbaren Jahres Ende des neunzehnten Jahrhunderts, der letzte von 1954, geschrieben anlässlich des Todes von Estes Graham.

Es waren keine Geschäftsbriefe dabei, aber viele galten den geschäftigen Zeiten eines Menschenlebens: der Hochzeit (1916, der erste große Stapel), der Geburt der Kinder (1920 Windom, 1922 Sellman, 1926 Joshua, 1930 Fleur) und um die hundert dem Tod Irene Olians 1937.

Es war drei Uhr in der Frühe. Ich wollte nicht sofort mit der Lektüre anfangen. Ich sah mir nur einige wenige flüchtig an. J. C. Penny hatte geschrieben, um sein Beileid zu Irenes Tod auszusprechen.

Schließlich schlief ich ein.

Der Morgen und eine neue Sonne. Alte Briefe und dazu ein armseliger Kaffee - keine verlockende Vorstellung. Also entschied ich mich für das Ungewöhnliche und drückte sechs winzige Orangen aus, so daß es den Saft zur Abwechslung einmal frisch gab. Schließlich waren Briefe etwas Besonderes und auch nicht meine Normalkost.

Und tatsächlich steuerten sie neue Informationen bei. Keine tiefen Geständnisse, aber einige Informationen. Wie zum Beispiel, daß Leander und Fleur bei ihrer Frankreichreise 1953/54 hauptsächlich in Toulon und Umgebung gewesen

waren. Sie hatten von dort aus einen Ausflug nach Württemberg in Deutschland gemacht, einen nach Tours in Frankreich und einen nach London. Estes hatte Woche für Woche je einen Brief von ihnen bekommen. Immer die gleiche, forschende Wohlgefuntheit und in monotoner Regelmäßigkeit Lobgesänge auf das Wetter und das Essen.

Diese Episteln überraschten mich irgendwie. Sie waren der erste Riß in dem Bild, das ich mir von Fleur gemacht hatte. Ich wußte zwar nicht genug, um wohlbegründet zu bezweifeln, daß sie überhaupt jemals ungezwungen gewesen sein konnte. Aber mit monatelang anhaltender Prachtlaune hätte ich bei ihr nie und nimmer gerechnet.

Zwischen 1944 und 1945 hatte Fleurs jüngster Bruder Joshua ganz andere Briefe geschrieben. In klarer, aber etwas dürrer Prosa, voll komplexer Gedanken, die in einfache Sätze gepreßt waren.

August 1944

Mein lieber Vater, meine liebe Schwester, ich darf nicht schreiben, wo wir sind. Ich will aber auch gar nicht über diese Dinge nachdenken.

Statt dessen denke ich ständig an Euch beide, an Mrs. F. und Win und Slugger. Ich hoffe, sie sind bei einem besseren Verein gelandet als ich, wo immer sie auch sein mögen. Ich hab es hier mit einem Haufen unflätiger Kerle zu tun...

Mich macht ein Mann neugierig, der sich im Krieg mit solchen Sorgen plagt. Als er den Brief schrieb, waren seine Brüder bereits tot.

Im Dezember erwähnt er in seinen Briefen zum ersten Mal einen Mann, »... der meiner Kompanie neu zugeteilt ist. Er ist für seine Tapferkeit ausgezeichnet worden. Ich weiß nicht,

warum man ihn hierher geschickt hat. Hier ist kein Bedarf an Tapferkeit. Er heißt Leander Crystal. Er ist mein Freund geworden. Er benutzt nicht diese unflätige Sprache wie die anderen hier.«

In sieben Briefen nach Hause berichtete Joshua von seinem Freund - bis er nicht mehr schreiben konnte. Leander schrieb von Joshua nur ein einziges Mal.

März 1945

Lieber Mr., liebe Miss Graham, ich weiß, daß Sie inzwischen offiziell von der Tragödie, die sich hier um Ihren feinen jungen Mann, meinen Freund Joshua, abgespielt hat, unterrichtet worden sind. Uns bricht es hier das Herz ebenso, wie es Ihnen ergehen muß, weil er ein Mann war, wie man sich ihn besser nicht wünschen kann, und ein guter Kämpfer gewesen wäre, hätte man ihm nur die Möglichkeit des Fronteinsatzes verschafft, wie er es sich so sehnlichst wünschte.

Sie sollten genau wissen, wie es geschah. Joshua fuhr einen Lastwagen mit dringend benötigtem Nachschub, als plötzlich eine französische Familie vor ihm auf der Straße auftauchte. Als er auf die Seite fuhr, um ihnen auszuweichen, löste er auf der Straßenböschung eine Mine aus und wurde von ihr getötet. Obwohl die Straßen eigentlich geräumt sein sollten, kommt so etwas immer wieder vor.

Zufällig war ich in der Nähe und eilte mit einem Arzt, der in meiner Begleitung war, zu dem armen Joshua hin.

Sie sollen wissen, daß seine letzten Worte seiner Liebe zu Ihnen, seinem Vater, seiner Schwester und seinen Brüdern galt. Ich weinte, als er in meinen Armen starb, und ich weine nicht leicht, habe ich doch ohne Tränen den Tod anderer ertragen, die ich viel länger kannte als Ihren Sohn.

Es ist eine furchtbare Tragödie, daß Kriege, und seien es auch gerechte, geführt werden müssen und daß dabei Menschen wie Ihr Sohn fallen. Und besonders tragisch ist es, wenn Männer dabei etwas anderem zum Opfer fallen als den Kugeln des Feindes.

Ich hatte das Gefühl, Ihnen schreiben zu müssen; ich glaube, daß ich Ihrem Jungen sehr nahe stand, und meine Sie beinahe zu kennen. Wenn ich diesen Krieg überlebe, darf ich vielleicht hoffen, Sie eines Tages aufzusuchen, denn die Pläne für meine Berufsausbildung führen mich vielleicht in Ihre Stadt.

Mit herzlichen Grüßen Leander Crystal

Es ging zu wie am Tag der offenen Tür. Am Mittag rief Dr. Harry an.

»Schöner Stapel Mist, den du mir da aufgehalst hast«, eröffnete er. »Also, du kannst nicht erwarten, daß ich daraus viel mehr mache, als ich getan habe. Ich weiß nicht, was zum Teufel du vorhast, aber ich hoffe, du weißt, was du tust, wenn du dich so offensichtlich irgendwo hineinstiehst. Wenn du das bei mir gemacht hättest, würde ich dich bei passender Gelegenheit mal sterilisieren.«

»Wie geht's Evvie?«

»Und eins will ich dir auch sagen, diese Aufzeichnungen, die du geklaut hast, gehören zu den sorgfältigst geführten und verständlichst geschriebenen Krankenakten, die ich je gesehen habe. Sehr übersichtlich. Nur ein Rindvieh konnte nicht in der Lage sein, das herauszufinden, worauf es dir ankam.« Dann eine Pause. »Evvie geht's gut. Wie steht's denn bei dir? Sie sagt, du seiest gestern abend etwas gereizt gewesen.«

An Harry muß man sich erst gewöhnen. Seine Stimmung wird manchmal von Grausamkeit und Sarkasmus beherrscht, aber eigentlich ist er sanft und zart besaitet. Außerdem hat er Plattfüße und muß Spezialschuhe tragen. Ich habe eine Theorie entwickelt, die das mit seinem Mundwerk in Zusammenhang

bringt.

Ohne noch viel Gewese darum zu machen, rückte er mit folgenden Informationen heraus, die er für mich aus den Krankenakten herausgesucht hatte:

Nummer eins. Gestorben an Lungenentzündung 1937. Blutgruppe A. (Irene Olian Graham.)

Nummer zwei. Herzinfarkt 1945, Schlaganfälle 1952 und 1954, Gestorben an einem Herzinfarkt 1955. Blutgruppe o. Aus irgendeinem Grund wird kein Totenschein erwähnt. Entweder ein Versehen, oder der Arzt, der die Unterlagen geführt hat, hat den Totenschein nicht selbst ausgestellt. Totenscheine werden im Gesundheitsamt archiviert, falls das für dich wichtig sein sollte. (Estes Graham.)

Nummer drei, vier und fünf in der Reihenfolge ihrer Geburt. Nichts Bemerkenswerthes. Blutgruppen A, A und o. (Die Brüder.)

Nummer sechs. Große Vielfalt von Beschwerden im Laufe der Jahre, aber kaum wirkliche Erkrankungen. Wahrscheinlich hypochondrisch (anscheinend seit dem Jahr nach dem Tod von Nummer eins). Hat alle Symptome der ›populärsten‹ Krankheiten durchlaufen. Das heißt, derjenigen, die zur betreffenden Zeit durch Veröffentlichungen gut bekannt waren, z. B. Tuberkulose, Lungenentzündung, Herzbeschwerden. Macht sich zweifellos, falls noch nicht verstorben, zur Zeit Sorgen wegen Krebs. Letzte Terminabsprache erfolgte zur Untersuchung vermuteter Sterilität, aber die Tests wurden nicht mehr durchgeführt, und sie scheint seit August 1953 diesen Arzt nicht mehr frequentiert zu haben. Das ist eigentlich erstaunlich, es sei denn, sie wäre fortgezogen, denn in dem Arzt hatte sie eindeutig den richtigen für sich gefunden. Blutgruppe o. (Fleur Olian Graham.)

Nummer sieben. Kaum Informationen, keine bedeutende Konsultation, Erkältungen, Routineuntersuchungen und

dergleichen. Hat die Behandlung bei diesem Arzt gleichzeitig mit Nummer sechs beendet. Blutgruppe B. (Leander Crystal.)

Nummer acht. Dies ist die vollständige und bis in die Gegenwart reichende Krankenakte des Patienten vom Alter von zweieinhalb Wochen an. Beginn 17. November 1954, letzte Eintragung ungefähr vier Wochen alt. Nichts Ungewöhnliches. Blutgruppe A. (Eloise Graham Crystal.)

»Nun, das war's. Hast du alles?« Das hatte ich, in Form einer längeren Kritzelei. »Ich weiß nicht, was ein Trottel wie du mit diesem Zeug anfangen soll. Also, raus mit der Sprache, erzähl mir mehr.«

»Na, frag schon.«

»Welche Beziehung besteht zwischen diesen rätselhaften, nummerierten Leichen?«

»In Reihenfolge der Nummern Mutter, Vater, drei Söhne, Tochter, Ehemann der Tochter, Kind der Tochter und ihres Mannes.«

»Ein adoptiertes Kind?«

»Nein.«

»Dann weiß ich jetzt wenigstens, warum du nach den Blutgruppen fragtest.«

»Laß hören.«

»Ich würd's dir ja erklären, aber du bist zu dämlich. Ganz offensichtlich, weil Nummer sechs und Nummer sieben nicht die Eltern von Nummer acht sein können. Aber um Himmels willen, Al, ist es nicht ein bißchen spät, wenn sie jetzt die Vaterschaftsfrage aufwerfen?«

»Das denke ich schon.«

Dann sagte er ruhig: »Du weißt, daß es bei deinen Leuten um viel Geld geht?«

»Woran siehst du das?«

Etwas flotter: »An all den Arztbesuchen. Wir arbeiten ja nicht umsonst, weißt du. Und wenn wir schon davon reden, daß wir nicht umsonst arbeiten...«

Wir einigten uns auf einen Zuschuß, der etwas geringer ausfiel als die tausend Dollar, die er vorschlug.

Wir vereinbarten außerdem, daß ich mich noch einmal nüchtern bei ihm melden und ihm alles erklären wollte, wenn die ganze Sache vorbei war.

Da hatte ich es also. Die Blutuntersuchungen waren bestätigt. Die vorgebliche Elternschaft war widerlegt. Eine reiche Ernte unter diesen Umständen. Genug, um mich mit Hochstimmung zu erfüllen. Ich hatte im besten Fall eine echte Klientin und einen echten Auftrag.

Meine Gedanken schweiften zurück zu den Briefen. Aus ihnen hatte ich etwas über Leander Crystal erfahren, den Mann, der nicht der Vater war. Ich hatte gleichzeitig die Antwort darauf erhalten, warum der Soldat aus Ames, Iowa, in Indianapolis aufgetaucht war, und gleichzeitig doch wieder keine Antwort. »Ausbildungspläne«. Machte der Mann während des Krieges Pläne für seine Berufsausbildung, die so detailliert waren, daß er wußte, in welche Stadt er schließlich gehen würde? Und warum Indianapolis? Wegen des Wetters? Um Basketball zu spielen? Oder vielleicht wegen irgendwelcher Verwandten, von denen ich bis jetzt nichts wußte? Warum erweist sich immer das, was man wirklich wissen wollte und dann herausgefunden hat, als nicht mehr so interessant? Wer leicht in Hochstimmung gerät, muß auch auf jähen Sturz gefaßt sein. Was zum Teufel wußte ich überhaupt? Nichts, ich hatte keine einzige Spur, die auf den echten Vater deutete.

Eine gab es allerdings, natürlich. Fleur Crystal. Wenn es überhaupt jemand wußte, dann sie. Vielleicht war jetzt die Zeit für einen kühnen Schritt gekommen, für einen Frontalangriff.

Konfrontation mit Fleur. »Also gut, Lady, keine dummen Sprüche. Raus damit. Das ist hier kein Finger in meiner Tasche, weißt du, und der Hahn ist schon gespannt. Spuck's aus, Schwester. Ist sowieso schon lange her, tut nicht mehr weh, ich will jetzt die Wahrheit, Schwester, und zwar schnell.« Und wenn ich es habe, dann behalte ich es noch eine Weile für mich, um noch 'ne Extradröhnung aus Eloise rauszuziehen. Keine Gnade für keinen.

Ich schwelgte eine Weile in dieser aggressiven Vorstellung, lang genug, daß mir schließlich mein Zimmer eindeutig zu klein für mich erschien. Die ganze Welt war zu klein. Ich legte mich hin und machte ein Mittagsschläfchen. Eine nette Angewohnheit, wenn man sie mit seiner Arbeit in Einklang bringen kann.

Ich wachte auf unnatürliche Weise auf. Ich wurde in die Welt des Bewußtseins zurückgeschüttelt durch Eloise Crystal. Nicht die richtige Art aufzuwachen. Keine angemessene Rückkehr aus einem Land voller Gitarrenmusik und nackter Damen.

»Verschlafen Sie immer den Nachmittag in Ihrem Sessel? Sie sind wohl älter, als ich dachte.«

Kinder können grausam sein. »Kommen Sie immer nachmittags hierher? Haben Sie nichts Besseres zu tun? Gibt's keine Sonntagsschulen dort, wo Sie herkommen?« Oder Heuschober? Es war ein linder Herbstsonntag.

Aus irgendeinem Grund dachte sie darüber nach. »Ich glaube, ich hoffe einfach, daß ich irgendwie helfen kann. Ich bin niemals zuvor der Antwort so nah gewesen, und ich habe niemals so aktiv daran gearbeitet, wenn Sie verstehen, was ich meine.« So nah. Ich würde es anders bezeichnen. Aber sie fuhr fort: »Und außerdem finde ich es irgendwie aufregend.«

Keine Gnade! »Sie müssen eine lebhaft Phantasie haben.« So nah!

»Das habe ich«, sagte sie.

Also war ich jetzt wach. Ich stand auf und ging zur Spüle, um mein Gesicht abzuwaschen. Dann wandte ich mich wieder meiner Klientin zu, die sich in den Sessel fallen ließ, den ich für sie angewärmt hatte.

Eins war klar. Die Tageslichtversion von Eloise war wieder da. Kein Kichern, kein Nachthemd, keine lockere Verabredung. Vielleicht hatte es ja doch etwas bei ihr bewirkt, daß sie mich schlafend vorgefunden hatte. Schock und Unsicherheit. Ach, die Kinder. Äußerlichkeit ist alles. Ich trat an meinen Eßzimmersessel und versuchte sie zurück in meine Welt zu locken.

»Die Briefe waren nützlich. Und außerdem habe ich Ihre Blutuntersuchung überprüft und bestätigt.«

Ein scharfer Blick. »Schon?«

»Sehen Sie mal, Eloise, ich muß hier nicht unbedingt herumsitzen, Blicke mit Ihnen tauschen und meine Pläne besprechen. Wenn Sie sonst nichts zu tun haben, ich schon.«

»Was werden Sie tun?«

»Der nächste wichtige Schritt wird ein Treffen mit Ihrer Mutter sein.«

Das war die richtige Antwort, um die Dinge zu ändern; glühendes Licht. Und ich begriff sofort, warum. Ihre Mutter zur Rede stellen war genau das, was sie von Anfang an gewollt hatte.

»Sie werden Sie nicht direkt fragen, oder?«

»Das kommt darauf an. Wahrscheinlich nicht, nicht beim ersten Mal, aber das hängt davon ab, wie wir miteinander zurechtkommen.«

»Sie besuchen Sie besser nicht, wenn Leander zu Hause ist.«

»Wird er heute abend da sein?« Bei heute abend hellte sich ihr Gesicht auf.

»Schwer zu sagen.«

»Ich werd's drauf ankommen lassen.«

»Rufen Sie sie nicht an, sie haßt Telefongespräche.«

»Ich werd's mir merken.« Eine neue Information. »Und seien Sie bitte nicht da, wenn ich komme.«

»Warum nicht?«

»Sie könnten mich ablenken.«

»Ich Sie ablenken?« Sie errötete.

»Ja.«

Sie überlegte einen Augenblick. »Sie müssen eine ausschweifende Phantasie haben.«

»Es gehört sich für Kinder nicht, ihren Eltern Widerworte zu geben.« Als Vater wußte ich das. Ich wurde nicht rot.

»Ich bin kein Kind.«

Ich lachte sie aus. Nicht besonders laut, aber unverkennbar. Und es dauerte nicht lange, da lachte sie auch. Ich machte uns einen Tee. Wir plauderten, so wie es sich beim Tee gehört. Sie erzählte mir ein wenig vom Drumherum in der Schule und daß sie nicht vorhabe, ein College zu besuchen. Alles sehr nett. Alles sehr indirekt. Von unserem Projekt war nicht mehr die Rede.

Schwarzweißfotos lügen. Ich weiß nicht genau, was ich von Fleur Crystal erwartet hatte; jedenfalls war ich überrascht. Sie hatte feuerrotes Haar. Niemand hatte das auch nur im entferntesten angedeutet. Wahrscheinlich meine Schuld, daß ich nicht nach körperlichen Merkmalen gefragt hatte, aber andererseits war es so auffällig, daß ich mich etwas hintergangen fühlte, weil niemand es von sich aus erwähnt hatte.

Schulterlang, wie bei Eloise. Ein Feuerkopf.

Sie öffnete selbst, als ich klingelte. Sie war geschminkt und trug Jade-Ohringe, die ihr buchstäblich über die nackten Schultern kratzten. Rückenfreies Madras-Top mit Halsträger, ganz sommerlich, und ein langer Rock, wie man ihn zum Squaredance trägt, schwarz mit roten und gelben Figuren am Saum. Die Abfolge der Figuren stellt vielleicht eine Geschichte dar, aber wegen der Falten sieht man nie genug davon, um sie ganz zu verstehen.

Ich wollte gerade mit der Geschichte von dem Zeitungsartikel anfangen, aber sie bat mich ohne weiteres hinein. Im Haus war es sehr heiß; hier wurde an diesem Herbstabend schon wie im Winter geheizt. Und alles stand voll mit Schnittblumen.

Sie rauschte ins Wohnzimmer, winkte mich zu einer pelzbezogenen Couch zwischen zwei mit Blumen beladenen Tischen und nahm dort neben mir Platz. Wir saßen dicht genug beieinander, daß ich ihre Alkoholfahne riechen konnte, aber nicht auf Tuchfühlung.

Ich erklärte ihr, wer ich war. Erzählte von dem Artikel, den ich über ihren Vater schreiben wollte. Als ich Estes Graham erwähnte, strahlten ihre Augen.

»Das ist ja wundervoll! Sie wollen mit mir über Papa sprechen. Über Papa rede ich gerne.«

»Gibt es denn auch Menschen, über die sie nicht gerne reden?«

»Aber natürlich. Geht das nicht jedem so?« Sie lächelte, nein, sie strahlte mich an, aber irgendwie distanziert. Ich spürte ihre Wärme, aber es fehlte jede Sinnlichkeit. Es war eine gewollte Wärme. Ich kam mir plötzlich asketisch vor, und ich fühlte mich sehr blöd dabei, sie fragen zu wollen, ob sie es nicht mal außer Haus getrieben habe.

Wir kauten den größten Teil der mir inzwischen vertrauten Geschichte ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Brüder durch. Die Verehrung troff ihr aus allen Poren; mir dagegen der Schweiß.

»Und dann habe ich Leander geheiratet. Er ist ein guter Mann, ein wunderbarer Mann. Ich glaube, wenn er sich von mir trennen würde, würde ich sterben.«

»Gibt es denn irgendeinen Grund zu der Annahme, daß er sich von Ihnen trennen könnte?« Andere hätten mich für eine solche Frage hinausgeworfen. Sie dagegen antwortete mir mit einem Lächeln, das ihrem Gesicht ein ernstes Aussehen verlieh. »Nun, man weiß ja nie, wie das Leben spielt, oder?«

»Das ist wohl wahr. Ich habe gehört, daß Sie kürzlich eine Fehlgeburt hatten. Das tut mir leid.«

Ihr Gesicht blieb ernst. »Es war nicht ganz so schlimm, außer für meinen Mann. Er hat sich so sehr weitere Kinder gewünscht. Wirklich sehr. Aber das Risiko einer Fehlgeburt ist eben hoch bei einer Frau über dreißig.« Sagen wir vierzig.

Sie fuhr fort: »Es waren Zwillinge.« Ein tapferes Lächeln. »In letzter Zeit...«, sie hielt kurz inne, »... jedenfalls habe ich allerlei an Krankheiten mitgemacht. Und auch psychisch ging es mir schlecht. Ich war wirklich völlig hypo... dingsbums...«

»... chondrisch?« schlug ich vor.

»Richtig. Genau das. ›Eine Zigarre für den Herrn. Man bringe

dem Herrn eine Zigarre!« Wieso wissen Sie davon?« Sie stellte die Frage nicht mit der Härte einer Frau, die nichts von sich preisgeben will. Ich hätte ihr sagen können, daß sie es mir gerade erzählt hatte. Statt dessen erwiderte ich: »Ich habe mit einer Frau gesprochen, die früher für Ihren Vater gearbeitet hat. Mit einer Mrs. Forebush.«

Jäher Stimmungswechsel. Von überschwenglicher Kumpelhaftigkeit zu mißtrauischer Aufmerksamkeit. »Und was hat die Ihnen erzählt?« Ich war auf den Umschwung nicht vorbereitet. Ich hatte keine Zeit, auf die Nuancen zu achten.

»Eigentlich nicht mehr, als Sie selbst mir gerade erzählt haben.«

Das Mißtrauen blieb. »Und hat sie Ihnen auch erzählt, daß sie alles ihr Mögliche getan hat, um meinen Vater dazu zu bringen, sie zu heiraten? Hat sie Ihnen das erzählt, Herr Zeitungsritze?«

»Nein, das hat sie nicht.«

»Und hat sie Ihnen erzählt, daß sie nie verheiratet war und daß sie sich nur Mrs. nennt, weil sie eine Tochter hatte? Und daß ihre Tochter starb, was ihr nur recht geschah? Hat sie Ihnen das erzählt?«

»Nein.«

»So.« Dieses Wort kündigte das Finale an. Sie lehnte sich zurück, um Raum zu schaffen für den folgenden Wortschwall. »Also, eins muß man Papa lassen, er hatte eine untrügliche Menschenkenntnis. Die sogenannte Mrs. Forebush hielt seinen Ansprüchen nicht stand. Wissen Sie, daß sie, während Papa im Sterben lag, die Frechheit hatte vorzuschlagen...«

Aber ich hatte nicht mehr die Gelegenheit zu erfahren, was Mrs. Forebush die Frechheit hatte vorzuschlagen, und auch nicht mehr die Chance, mich zu entschließen, all meinen Mut zusammenzunehmen und die Frage zu stellen, die mich eigentlich interessierte.

Ein gepflegter, kahlköpfiger Herr stand in der Tür, ungefähr eins siebzig groß, in einem modisch geschnittenen Anzug, der ihm genauso gut stand wie seine Armeeuniform auf den Fotos. Die Fotos hatten ihn nicht entstellt, ihm eher etwas geschmeichelt. Kein gutaussehender Mann, aber ein Mann mit Haltung und Ausstrahlung.

Mitten in ihrer Rede ermattete Fleur. Sie sprang von der Couch auf und ging an mir vorbei zu einer Tür in der Wand zu meiner Rechten. Und verschwand dahinter. Während sie die Tür hinter sich schloß, wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder der anderen Hälfte des Raumes zu. Dort stand Leander Crystal.

»Wer sind Sie?« Angespannte, herausfordernde Haltung, aber Feindseligkeit nur im Blick, nicht in der Stimme. Er tat nichts anderes, als sich einer notwendigen Aufgabe zu stellen, als ein Problem zu lösen. Während er sprach, formten sich Falten über Falten auf seiner Stirn und verschwanden wieder. Es war faszinierend, ihm zuzusehen. Aber seiner Stimme nach zu schließen, war es mit dem zusehen nicht getan. Ich erzählte ihm also von dem Zeitungsartikel.

»Bitte nennen Sie mir irgend jemanden bei der Zeitung, von dem ich mir bestätigen lassen kann, was Sie sagen.« Ich nannte ihm Maudes Namen und Stellung und hätte ihm auch ihre Telefonnummer gegeben, aber er unterbrach mich, weil er die Nummer selbst aus dem Telefonbuch herausuchen wollte. Ein mißtrauischer Bursche. Ich hätte ihm natürlich ihren gewöhnlichen Büroanschluß gegeben, nicht ihre Privatnummer dort. Ich hätte ihn schon nicht betrogen.

Als er das Wohnzimmer verließ, um zu telefonieren, glaubte ich einen Augenblick lang, allein zu sein. Aber ich täuschte mich. Fleur Crystals Kopf war ebenfalls anwesend. Sie steckte ihn durch die Tür, durch die sie den Wohnraum vorhin verlassen hatte. Mir war schleierhaft, woher sie wußte, daß Leander gerade nicht da war, aber sie wußte es eben.

Ich fühlte mich entschieden unwohl, und sie blieb in der Tür stehen.

»Sie sollten gar nicht hier sein.«

»Na, kommen Sie, Mrs. Crystal. Wir haben doch über bestimmt nichts geredet, was Ihren Mann stören könnte.«

Sie war sich dessen nicht so sicher. Tatsächlich sagte sie noch einmal: »Sie sollten gar nicht hier sein.«

Ich seufzte und setzte mich wieder. Die emotionale Wetterlage war soweit umgeschlagen, daß mein Zartgefühl an der Oberfläche die ersten Erosionserscheinungen zeigte. Langsam kam darunter der harte, steinerne Kern zum Vorschein. Ich holte noch einmal tief Luft. Schade, daß ich nicht rauchte, sonst würde ich mir jetzt eine Zigarre anzünden, um den Raum vollends zu verpesten. Mir fiel wieder ein, daß Fleur Zigarren erwähnt hatte. Ich hätte wetten mögen, daß ihr Vater Zigarrenraucher war. Leander kam zurück.

»Sie scheinen ja wirklich echt zu sein, Mr. Samson, aber ich muß Sie trotzdem bitten, jetzt zu gehen. Sie wären besser nicht an ein Mitglied meiner Familie herangetreten, ohne zuerst mit mir zu sprechen.«

»Ihre Frau scheint über einundzwanzig zu sein, Mr. Crystal, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen. Und wenn ich etwas über Estes Graham wissen will, wende ich mich doch besser an eins seiner Kinder als an seinen Schwiegersohn, oder?«

»Genaugenommen wenden Sie sich an keines von beiden. Sie werden hier keine weitere Unterstützung erfahren. Sie werden jetzt gehen. Ehrlich gesagt, es konnte ja nach all den Jahren ohnehin keine große Story mehr werden. Es ist Zeit nach Hause zu gehen. Hier entlang, bitte.« Ich ging. Aber es gefiel mir gar nicht.

Ich ging nicht nach Hause. Ich fuhr in den Norden der Stadt. Es gab ja noch vieles, womit ich mich beschäftigen konnte. Mit scharfem Nachdenken zum Beispiel. Darüber, wie

ungewöhnlich Fleur Crystal war. Eine schwierige, verrückte Frau, von der ich noch vieles wissen wollte, ganz gleich, ob sie es mir jemals erzählen würde oder nicht. Was mich letzten Endes am meisten störte, war, daß sie wie ausgewechselt gewirkt hatte, als Leander hereinkam. Eine Art Selbständigkeit, die in totale Unterwürfigkeit umschlug. Es war gespenstisch gewesen.

Wenn ich abends allein bin, sehe ich leicht Gespenster. Ich fand eine Telefonzelle und rief die Dame meines Herzens an. Wir verabredeten uns für eine Stunde später, weil ich Zeit brauchte, um die ganze Geschichte aus dem Kopf zu kriegen. Damit ich bei ihr nicht mehr daran denken mußte.

Gemächlich legte ich den langen Weg in den Süden der Stadt zurück. Ich schaltete das Radio ein. Ich hielt an, um ein ganz besonderes Eis zu kaufen. Meist bringe ich ihr etwas mit, weil sie das glücklich macht, und das wiederum macht mich glücklich. Zuerst hatte ich an Blumen gedacht, aber als es dann ernst wurde, meinte ich doch, für diesen Tag genug Blumen gesehen zu haben.

Mitten in der Nacht wurde ich kurz wach. Ich weiß nicht, was ich geträumt hatte. Aber ich wurde wach und wußte, daß ich mit Mrs. Forebush sprechen mußte. Ich warf mich noch eine Weile unruhig hin und her und überlegte, ob ich damit besser bis zum Nachmittag warten oder schon vormittags hingehen sollte. Schließlich schlief ich wieder ein.

Ein düsterer, regnerischer Tag. Ein Vorbote des Winters. Wieder ein Winter, es würde mein siebenunddreißigster Winter sein. Ein Wetter, das der Seele nicht bekommt.

Gegen elf stand ich bei Mrs. Forebush auf der Matte. Zeit für einen Kaffee. Mein ehemaliger Schwiegervater hat mir einmal erklärt, daß elf Uhr die richtige Zeit sei, um jemanden zu besuchen, bei dem man sich nicht lange aufhalten will. Um gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen.

Die gelbe Blume war aus Mrs. Forebushs Haar verschwunden. Verschwunden war auch allzuviel von dem Lächeln, das ich erhofft, sogar erwartet hatte.

Als sie mir öffnete, sagte sie: »Heute morgen hat Leander Crystal mich angerufen. Er bat mich aus verschiedenen Gründen, nicht noch einmal mit Ihnen zu reden. Ich weiß nicht, was Sie da eigentlich im Schilde führten, Mr. Albert Samson, denn so etwas sieht Mr. Leander Crystal gar nicht ähnlich.«

»Es tut mir leid, wenn ich Sie in Schwierigkeiten gebracht habe, Mrs. Forebush.«

»Ich bin froh, daß Sie es so sehen. jedenfalls habe ich beschlossen, weiter mit Ihnen zu reden, falls Sie mir Ihrerseits einige Fragen beantworten. Kommen Sie herein, Mr. Albert Samson.«

Als sie Platz nahm, sagte sie: »Zunächst einmal, junger Mann, müssen Sie mir sagen, woran Sie wirklich arbeiten. Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich Ihnen die Geschichte mit dem Zeitungsartikel abnehmen. Dazu haben Sie mir nicht die richtigen Fragen gestellt.«

»Ich bin lizenzierter Privatdetektiv.«

»Das habe ich mir gedacht. Wer hat Sie engagiert, Fleur oder

Leander?«

»Nein, nicht das, was Sie wahrscheinlich vermuten, Mrs. Forebush. Mein Auftraggeber ist Eloise.«

»Die kleine Eloise! Wozu um Himmels willen?«

Jetzt wurde es ernst. »Bevor ich Ihnen davon erzählen kann, brauche ich Ihre Zusicherung...«

Sie schnitt mir das Wort ab. »Ach, Unfug. Wir hatten doch eine Übereinkunft, als Sie vor drei Tagen hier waren. Das wissen Sie auch; nur deswegen konnten Sie ganz unbefangen wieder herkommen, um noch einmal mit mir zu reden. Solange Sie im wohlverstandenen Interesse des Kindes arbeiten, arbeiten wir zusammen, und Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, daß ich irgend jemandem etwas erzählen oder nicht erzählen werde.«

Sie hatte natürlich recht. Wir hatten eine Übereinkunft. »Eloise kam in der Überzeugung zu mir, Leander Crystal sei nicht ihr leiblicher Vater. Sie hat mich engagiert, um ihren leiblichen Vater ausfindig zu machen.«

Die alte Dame alterte sichtlich, ließ sich von der vorderen Kante des Sessels, auf der sie gehockt hatte, zurück in die Polster fallen und überdachte diese Information. Aus den Polstern des Sessels heraus fragte sie: »Und haben Sie den Mann ausfindig gemacht?«

»Ich konnte Eloise' Annahme bestätigen.«

»Ohne jeden Zweifel?«

»Ohne jeden Zweifel.«

»Also noch einmal, Mr. Albert Samson, haben Sie den Mann ausfindig gemacht?«

»Nein. Ich habe herausgefunden, daß Eloise empfangen wurde, als Fleur mit ihrem Mann in Europa war.«

»O Gott.«

»Außerdem habe ich gestern abend Fleur aufgesucht. Aber

Leander hat mich hinausgeworfen.«

»Ich verstehe.«

»Nach dem, was Sie sagen, muß er Fleur unter Druck gesetzt haben, um herauszubekommen, was sie mir erzählt hat. Ich habe ihr gegenüber erwähnt, daß ich mit Ihnen gesprochen habe.«

»Und was führt Sie heute wieder hierher? Was wollen Sie noch von mir wissen?«

»Leander kam gestern abend gerade dazu, als Fleur mir erzählte, Sie hätten beim Tod ihres Vaters einen Vorschlag gemacht, den sie nicht gebilligt habe. Ich wollte wissen, worum es sich dabei handelte.«

Sie machte keinen glücklichen Eindruck. »Der arme Estes«, sagte sie. »Ich sehe nicht, daß das irgendwie dem Ziel Ihrer Nachforschung dienen könnte.«

»Wenn Sie es mir nicht erzählen wollen, Mrs. Forebush - ich habe kein Mittel, Sie dazu zu bringen.« Außer dem, was ich gerade anwandte. Sie war es ja, die zuerst unser ›Übereinkommen‹ erwähnt hatte.

»Also gut. Also gut. Es ist keine große Geschichte. Mir schienen damals die Umstände von Estes' Tod nicht ganz geheuer zu sein. Mir schien... also, Mr. Crystal hatte ihn nach einem Herzanfall gefunden. Estes lag auf dem Boden vor seinem Bett und versuchte, den Knopf für die Klingel in meinem Zimmer zu erreichen. Es hieß, er müsse Schmerzen gehabt haben und dann bei dem Versuch, den Klingelknopf zu erreichen, aus dem Bett gefallen sein. Ich hatte aber den Klingelknopf an seinem Laken befestigt, bevor ich zu Bett ging.«

»Ich verstehe.«

»Andererseits steht außer Frage, daß er an einem Herzinfarkt gestorben ist, und ich vermute, er konnte durchaus den Klingelknopf vom Laken gerissen haben, während er selbst zu

Boden fiel. So könnte es gewesen sein. Ich war erregt. Es war damals alles etwas schwierig.« Auch für Fleur, der vielleicht eine solche Anschuldigung losgelöst von der Relativierung durch die damaligen Umstände in der Erinnerung haften geblieben war.

»Es tut mir sehr leid, daß ich all diese Dinge noch einmal aufgerührt habe, Mrs. Forebush. Aber ich wollte Gewißheit haben. Es tut mir leid, daß Sie es so noch einmal durchmachen mußten.«

Darüber dachte sie eine Weile nach. »Ich werde es überleben«, sagte sie. »Eins der Probleme des Altseins besteht darin, daß die Dinge, über die man nicht gerne redet, immer zahlreicher werden.«

»Noch eine Kleinigkeit, und zwar diesmal zum Kern der Sache, dann werde ich gehen. Falls Leander Crystal vermutet haben sollte, daß Fleurs Kind nicht von ihm war, hätte er dann tatenlos zugesehen, wie sie es bekommt, und es dann als sein eigenes aufgezogen?«

Wieder überlegte sie. Ihre Augen wanderten unsted durch den violetten Raum, ein starker Gegensatz zur völligen Bewegungslosigkeit ihrer steifen, aufeinandergepreßten Lippen. Hätte ihr Schweigen noch viel länger gedauert, dann wäre ich wohl selbst in Gedanken über das Alter und den Tod und den Verfall versunken. Das Violett des Raumes zog sich dichter zusammen und wurde etwas dunkler. Was für ein miserabler Tag. Und welch armselige Weise, ihn zu beginnen.

Schließlich sagte sie: »Davon würde ich nicht ausgehen. Aber wer kann das schon sagen. Ich bin ja wahrlich keine Expertin, was Mr. Crystal anbelangt.«

»Könnte Fleur denn möglicherweise vergewaltigt worden sein und es Leander nicht erzählt haben?«

Sie dachte wieder nach. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Fleur, so, wie sie damals war, irgend etwas für

sich behalten hätte - weder vor ihrem Vater noch vor Mr. Crystal.«

Wir saßen da und dachten darüber nach. Ansonsten gab es nicht mehr viel zu sagen.

Ich verabschiedete mich.

Es regnete immer noch. Das viele Wasser trieb mich schneller in meinen Wagen zurück, als ich eigentlich gewollt hatte. Ich stieg ein und fuhr los. An der Central-HighSchool bog ich rechts ein und fuhr dann eine Weile mehr oder weniger in Richtung Stadtmitte. An einer nicht näher definierbaren Snack-Bar hielt ich an. Wenn man Zeit fürs Mittagessen hat, dann ist es Mittagessenszeit. Ich nahm einen Tee und ein Stück matschigen Schokoladenkuchen.

Durchs Fenster an meinem Tisch beobachtete ich einige Bauarbeiter. Sie sahen aus dem Schutz eines Anbaus der Schule heraus dem Regen zu. Schließlich begriff ich, warum sie da drinnen standen und dem Regen zusahen. Sie hatten die Verschalung für die Betonstufen angelegt, die zum Tor des neuen Schulflügels führen sollten, aber sie wollten den Beton nicht gießen, solange es so stark regnete.

Mich überflutete der starke Wunsch, daß sie die Treppen niemals gießen würden. Ich war dem Regen dankbar, daß er sie aufhielt. Die Schlagzeile würde lauten: »Samsons Regen verhindert Betonierung.«

Reifen, die sich auf der Straße durch Wassermassen pflügen, hören sich so ähnlich an wie eine Gabel, die einen matschigen Schokoladenkuchen zerteilt. Meine Gedanken schweiften ab.

Ich hatte etwas Zeit. In meinem Notizbuch standen zwei Anweisungen, die ich jetzt zu befolgen gedachte: »Testament überprüfen«, und: »Totenschein überprüfen.« Ich beschloß, kühn zu sein und mich der schwierigeren Aufgabe zuerst anzunehmen. Des Totenscheins.

Die Totenscheine werden in Indianapolis vom Gesundheitsamt auf der West Michigan Street archiviert. Es ist schwierig, darin Einblick zu nehmen, weil nur ein kleiner Teil der Informationen, die sie enthalten, als öffentlich gilt. Um

genau zu sein, »Name und Geschlecht, Alter, Sterbeort und Adresse des Verstorbenen«. So bestimmt es Abschnitt 1227, Kapitel 157 der Gesetze des Staates Indiana von 1949. Das ist mir bekannt. Ich hatte schon öfter Zusammenstöße mit Miss Moleman. Miss Moleman, der Wächterin über die Totenscheine von Marion County.

»Estes Graham. Männlich. Dreiundachtzig. Graham House, North Meridian Street. Desgleichen«, sagte Miss Moleman. Ich nenne sie den Elch. Nicht wegen irgendwelcher körperlicher Ähnlichkeiten - sondern einfach, weil das, was sie mir sagt, so lieblich klingt wie der Lockruf eines Elchjägers.

»Na komm schon, Schätzchen«, sagte ich. »Es tut doch nicht weh, wenn Sie mich mal kurz einen Blick auf dieses alte, grüne Stückchen Papier werfen lassen.«

»Nein!« sagte sie.

»Ich lade Sie zu einem Stück Schokoladenkuchen ein.«

»Meine Anweisungen lauten, die Informationen weiterzugeben, die ich Ihnen gegeben habe, und sonst nichts. Um den Totenschein im Original einzusehen, benötigen Sie einen Gerichtsbeschluß. Haben Sie einen Gerichtsbeschluß?«

Ich seufzte auf. Ich hatte es versucht.

Miss Moleman ist eine verschlossene Tür. Der Schlüssel zu Miss Moleman ist Miss Fitch, ihre Chefin. Der Schlüssel zu Miss Fitch ist Maude Simmons. Und der Schlüssel zu Maude Simmons ist Geld. Man geht ja mit dem Geld seiner Klienten lieber sparsam um, aber das ist bei Miss Moleman nicht möglich. Eins der vielen Dinge, die bei ihr nicht möglich sind.

Von Miss Molemans Domäne aus bog ich links in den nächsten Korridor ein. Ich war auf dem Weg zum nächsten öffentlichen Telefon. Das befand sich im Erdgeschoß in der Empfangshalle des Gesundheitsamtes an einem Fenster. Ich konnte von dort aus die Parkuhr sehen, an der mein Wagen stand. Ich hatte gehofft, diesmal Glück zu haben. Zuerst hatte

ich auch im Regen direkt vor dem Amt eine Parkuhr gefunden, die erst in einer halben Stunde ablief. Aber nein. Miss Moleman lag nicht zu Hause mit einer Grippe im Bett. Also mußte ich beim Indianapolis Star anrufen.

Ich sprach mit Maude. Maude sprach mit Miss Fitch. Miss Fitch ging von ihrem Büro ins Archiv und nahm eine Akte heraus. Sie hatte sie schon auf ihrem Schreibtisch liegen, als ich vom Telefon aus den Weg zu ihrem Büro hinauf bewältigt hatte. Ich drückte ihr fünf Dollar in die Hand - Maude würde später zehn bekommen.

So bekam ich schließlich meinen bösen Willen. Vielleicht haben Sie noch nie einen Totenschein zu Gesicht bekommen. So was ist gestopft voll mit nützlichen Informationen. Estes Graham war am 20. August 1954 gestorben. Verschluß der Herzkranzgefäße. Keine Autopsie.

Er war ein ›Geschäftsmann‹. Er hatte nicht auf einer Farm gelebt. Der Mädchenname seiner Mutter war Graham. Der letzte behandelnde Arzt war Henry Chivian. Die Bestattung wurde ausgerichtet vom Bestattungsinstitut Happy Hoosier am 24. August 1954.

Okay. Pflichtschuldigt notiert.

Ich bedankte mich bei Miss Fitch und gab ihr die Akte zurück. Sie erhob sich und brachte die Akte zurück zu Miss Moleman. Auf dem Weg hinaus kam ich an Miss Molemans Büro vorbei. Ich glaubte, hinter der Tür ein Schluchzen zu vernehmen.

Der Regen hatte etwas nachgelassen. Ganz frohgemut fuhr ich zurück in Richtung Stadtmitte.

Das Gebäude der Stadt- und Countyverwaltung ist einen Block von meinem Büro entfernt, aber wegen des Regens wollte ich versuchen, einen Parkplatz näher daran zu finden. Wieder hatte ich Glück. Eine Parklücke mit Parkuhr nur einen Steinwurf entfernt. Ich fütterte die Maschine mit einem Zehn-Cent-Stück

und überquerte wohlgemut die Straße.

Bestätigte Testamente sind frei zugänglich. Aber ohne triftigen Grund dauerte es länger, bis das Gesuchte vor mir lag, als ich zur Einsicht in den Totenschein gebraucht hatte. Ich ließ mich jedoch nicht abschütteln und wurde belohnt.

Es war ein sauberes altes Dokument, datiert vom 12. Dezember 1937 und seit diesem Tag nicht mehr umgeschrieben, ein Zeugnis für Estes' Grahams Unbeirrbarkeit. Die einzige Änderung, die darin vorgenommen worden war, betraf die Namen der drei Söhne. Ein einfacher Tintenstrich durch jeden Namen. Datiert, mit den Initialen des Erblassers versehen, von Zeugen bestätigt. Bis man bei den Namen und den einzelnen Vermächtnissen ankam, hatte man allerdings schon einige Seiten hinter sich.

Es war nicht gerade Otto Normalverbrauchers Testament. Es war nach dem Tod von Estes' Ehefrau niedergeschrieben worden und begann mit einer langen Eloge auf sie und ihrer beider Ehe.

Offensichtlich war zeitgleich mit der Heirat eine völlige Umstellung in Estes' Lebensführung erfolgt. Seine bemühte, gottesfürchtige Prosa ließ deutlich erkennen, daß er seine Gattin geliebt und ihr alle Tugenden und Werte seines Lebens zugeschrieben hatte. Sein Leben vor Irene wurde kurz zusammengefaßt als »sinnlose Verschwendung von Lebenskraft«. Soweit ich es beim Überfliegen erkennen konnte, war Estes' Heirat mit der Dame etwas Ähnliches wie eine religiöse Konvertierung gewesen.

Von dem Vermögen war ein Drittel an eine gewisse Billy-Lee-Olian-Stiftung gegangen. Ich sah in meinen Notizen nach. Billy Lee war Irenes Vater, der Prediger.

Die verbliebene Vermögensmasse wurde als Treuhandeigentum zugunsten Estes' Erben verwaltet. Die Hälfte davon fiel an seine Kinder. Die Hälfte der verbliebenen Hälfte wiederum an deren Kinder. Und vom verbliebenen Rest

wiederum die Hälfte für die Kinder der Kinder. Und, soweit ich es verstand, nach gleichem Schema weiter bis zum jüngsten Gericht.

Aber es gab eine ganz ungewöhnliche Klausel. Die Erben hatten Zugriff auf die jeweils anfallenden Vermögenserträge, aber »... das Kapital des Treuhandvermögens soll einem Erben zum festgelegten Teil erst am ersten Geburtstag des ersten diesem Erben ehelich geborenen, gesunden Kindes zufallen.«

Weiter hieß es, daß gesunde Kinder ein »Zeichen Gottes« seien, ein Beweis, daß eine Ehe »vom Höchsten gutgeheißen werde«. Dafür sei seine eigene Ehe ein Beispiel.

Das bedeutete natürlich, daß er vor seiner Heirat 1916 im Alter von fünfundvierzig noch keine gesunden Kinder gezeugt hatte, die wenigstens ein Jahr alt geworden waren.

Bei dem Testament befanden sich auch die Einzelheiten der gerichtlichen Testamentsbestätigung. Das Vermögen war nach Abzug der Erbschaftssteuer etwas weniger als sechs Millionen wert.

Ich wandte mich noch einmal den Einzelheiten des Verfahrens zu. Danach mußte am 1. November 1955 -Eloise' erstem Geburtstag - Fleur Graham Crystal etwas weniger als zwei Millionen Dollar erhalten haben.

Und es bedeutete, daß meiner Klientin eine Million Dollar winkte, wenn sie sich verheiratete und anfang, sich zu vermehren.

Und es bedeutete, daß die Fehlgeburt der Zwillinge meiner Klientin zwei Drittel ihrer Million gerettet hatte. Das sind eine Menge Dollars. Elotse hatte recht. Sie hatte Geld.

Ich vervollständigte meine Aufzeichnungen und sah auf die Uhr. Es war schon fast fünf, viel später, als ich vermutet hätte. Recherchieren verschlingt immer viel Zeit.

An meinem Wagen fand ich ein Knöllchen vor. Und zwar ein

völlig durchnäßtes Knöllchen.

Kann man ein völlig durchnäßtes Knöllchen in sein Notizbuch legen, um sich später damit zu befassen? Es gibt keine Möglichkeit, mit einem nassen Knöllchen angemessen zu verfahren.

Außer es wegzuwerfen.

Leise pfeifend fuhr ich den Block weit nach Hause.

Zu Hause erwartete mich eine Nachricht von Eloise. »Ich hätte Sie gern hier gehabt, heute. Sie haben sich gestern abend gestritten, nachdem Sie fort waren. Ich komme Morgen wieder.« Ohne Unterschrift.

Mir gefiel die Nachricht nicht besonders. Vor allem nicht die versteckte Anweisung: »Seien Sie morgen hier.« Nein, das schätzte ich gar nicht. Also verschob ich zunächst einmal die Aufarbeitung des Materials, das ich während des Tages gesammelt hatte, und konzentrierte mich auf die Zubereitung von etwas Nahrhaftem.

Etwas Nahrhaftes ist hilfreich, wenn man reinen Tisch machen und für eine Zäsur sorgen, wenn man sich einer Sache mit frischen Kräften annehmen will. Ich versuchte an diesem Abend einige der Informationen wiederzukäuen, die mich irgendwie den ganzen Tag über verwirrt hatten. Schließlich kam ich zu zwei neuen Schlußfolgerungen.

Die erste war, daß ich vielleicht gleichzeitig für und gegen meine Klientin arbeitete. Wenn ich die Information fand, die sie psychologisch zufriedenstellen würde - die Information, die zu finden sie mich engagiert hatte -, dann nahm ich ihr damit vielleicht den Zaster ihres Großvaters. Das hing von juristischen Einzelheiten ab - ob das Testament rechtsgültig war, insoweit es ein »eheliches Kind« voraussetzte, ob sie ein solches Kind war und ob vielleicht die inzwischen verflossene Zeit irgendwelche Umstände unerheblich gemacht hatte, die vielleicht anfangs noch ein Problem dargestellt hätten.

Aber diese Überlegungen waren verfrüht. Ich ging davon aus, daß ich irgendwann den Zustand erreichen würde, wo ich vor die Wahl gestellt war. Wo steckte also der Vater, den ich finden sollte?

Das führte zu dem zweiten Punkt. Mrs. Forebush schien alle Möglichkeiten, wie Fleur außerehelich mit Eloise hätte schwanger werden können, für völlig ausgeschlossen zu halten.

Die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich freiwillig auf eine Affäre eingelassen hatte, stand eins zu einer Million.

Und falls sie vergewaltigt worden war, schien es völlig unwahrscheinlich, daß sie es Leander nicht erzählt hätte, der seinerseits ein Kind als Frucht einer Vergewaltigung nicht akzeptiert haben würde.

Das ließ mir wenig Auswahl. Ich war also gewissermaßen gezwungen zu glauben, daß Fleur schwanger geworden sein mußte, ohne selbst davon zu wissen, das heißt, ohne sich des Geschlechtsaktes im Augenblick seines Vollzuges und kurz danach bewußt gewesen zu sein. Fleur mußte also irgendwie und irgendwo bewußtlos geschlagen oder unter Drogen gesetzt worden sein (zufällig oder mit Absicht) und in diesem Zustand sanft vergewaltigt worden sein. Danach kommt sie mit so starken Kopfschmerzen wieder zu sich, daß sie die anderen Symptome nicht bemerkt.

Das mochte zwar denkbar sein, schien aber mit allem, was sonst bekannt war, schwer vereinbar. Vor allem nicht mit Leander. Wo bleibt denn der werte Ehemann, während all das passiert? Treibt er sich aushäusig herum? Liegt er, ebenfalls bewußtlos geschlagen, neben ihr?

Alles in allem war das viel zu phantastisch, als daß ich es lediglich aufgrund des Ausschlusses anderer Möglichkeiten annehmen konnte.

Womit ich wieder am Ausgangspunkt war: eine Affäre oder eine bewußt erlebte Vergewaltigung.

Die Wahrscheinlichkeit für eine Affäre belief sich auf eins zu eine Million - nach Einschätzung von Florence, ihres Zeichens Landpomeranze aus Indiana. Ich teilte ihre Einschätzung, nachdem ich Fleur kennengelernt hatte. Sie war zwar attraktiv, aber was sie antrieb, hatte mit Sinnlichkeit nichts zu tun. Sie suchte Liebe, aber eine Art liebe, in der Sex keine Rolle spielt.

Also Vergewaltigung. Das kann jeder Frau passieren, nehme ich an. Die entscheidende Frage dabei war nicht, ob es passiert sein konnte, sondern wie Leander darauf reagiert hätte.

Was wußte ich also von Leander Crystal? Hätte er ein Kind als sein eigenes aufgezogen, von dem er wußte, daß es von einem anderen Mann sein konnte?

Der Mann aus Ames, Iowa, sagte nein. Der Weltkriegsheld sagte nein. Estes Grahams »Schwiegersohn«, der einen auf der Geburtstagsparty mit Alkohol ertappten Reporter hinauswarf, sagte nein. Mrs. Forebush sagte nein. Und der Mann, der Fleurs Anteil am Nachlaß ihres Vaters wieder in die Zehn-Millionen-Dollar-Klasse gebracht hatte, sagte: »Nur, wenn damit etwas zu verdienen ist.«

Etwas zu verdienen. So wie die fast zwei Millionen, mit denen er herumspielen konnte. Also war Eloise für ihn knapp zwei Millionen Dollar wert.

Der Gedanke faszinierte mich. Der glatzköpfige Mann mit der faltigen Stirn, der mich auf höflichste Weise aus seinem Haus komplimentiert hatte. Der übermächtige, treusorgende Vater. Verkaufte das Fleisch seiner Frau um des guten, alten, uramerikanischen Profitstrebens willen.

Die Jahreszahlen aus meinem Notizbuch sprangen mich regelrecht an. Heirat 1949. Erstes Kind 1954. Bedeutete das vier Jahre, bis sie begriffen hatten, daß es nicht klappte? Fleur war zuletzt zur Feststellung ihrer Fruchtbarkeit bei Dr. Fishman gewesen, und sie hatte diese Untersuchung abgebrochen. Vielleicht hatten ähnliche Untersuchungen auch bei Leander

angestellt werden sollen. Vielleicht aus Angst vor den Resultaten war er vom Hausarzt, von Estes' Arzt, zu einem anderen gewechselt, zu jemandem, bei dem das Geheimnis besser aufgehoben war?

Und dann? Nach einigen Tests mit unbekanntem Ausgang auf nach Europa, angeblich zum Zweck, »Joshis Grab zu besuchen«. Wie lange hätten sie dazu gebraucht? Fast sieben Monate?

Und was geschah dort? Leander sorgt dafür, daß irgend jemand seiner Frau ein Kind macht. Entspricht nicht ganz bürgerlich-protestantischer Moral, zeigt aber eine kerngesunde Profitorientierung.

Und es verlangte nur eine einfache Voraussetzung. Daß nämlich Leander und Fleur die Klausel in Estes' Testament kannten. Der Rest ergab sich von allein. Von Vergewaltigung keine Spur. Fleurs extreme Hingabe an ihren Mann konnte so asexuell sein, daß sie ihr jede sexuelle Aktivität gestattete.

Ich verordnete mir eine Pause in meiner tagesfüllenden Tätigkeit. Ich hatte mich vergaloppiert. War viel zu übereilt vorgegangen.

Meine Theorie war unhaltbar. Das Fundament, das sie trug, zerstörte sie gleichzeitig. Fleurs jüngste Fehlgeburt. Man mußte sicher davon ausgehen, daß Leander der Vater dieser Zwillinge war. Aber auch das mußte erst noch bestätigt werden.

Eins jedenfalls wurde mir mehr als klar. Ich wußte nicht viel über Leander Crystal, und es wurde Zeit, daran etwas zu ändern.

Noch vor dem Zubettgehen traf ich Vorbereitungen, um genau das zu tun.

Der Wecker klingelte um fünf Uhr dreißig. Ich nehme an, weil ich ihn im Enthusiasmus meiner nächtlichen Gedankenspielerien auf fünf Uhr dreißig eingestellt hatte.

Es war schrecklich.

Um Viertel vor sechs quälte ich mich aus dem Bett und stellte zur Vorbereitung meines Frühstückes eine ganze Kanne Kaffee auf. Während der Kaffee kochte und vier Scheiben Toast rösteten, machte ich mich über den Kühlschrank her. Ich nahm Eis, Milch, eine sehr harte Salami, alles, was ich an Obst hatte, Sellerie und Tomaten heraus.

Während die Butter den nachthimmelschwarzen Toast durchtränkte, spülte ich meine Thermoskanne und meine Kühlbox aus. Da ich schon einmal dabei war, entnahm ich meinen Beständen auch noch ein paar Plätzchen und Erdnüsse.

Ganz als ob es alle sieben Minuten eine Pause gäbe, aß ich dann meinen Toast und trank die Dreivierteltasse Kaffee, die nicht mehr in die Thermoskanne paßte.

Alles andere kam in die Kühlbox. Fürs Picknick. Um sechs Uhr fünfzehn war ich abmarschbereit. Gerissen, wie ich nun einmal bin, hatte ich mir schon am Abend zuvor eine Tasche mit unverderblichen Waren gepackt - zwei 'Bücher, ein noch nicht fertiggestelltes Kreuzworträtsel aus dem Morning Telegraph, die Aufstellung der Pferde, die auf allen Rennbahnen in New York und Kalifornien liefen, ein Block und ein paar Buntstifte, ein Regenmantel und ein Pullover, für den Fall, daß es naß oder kalt werden sollte, eine Sonnenbrille für den Fall, daß es sonnig würde, Schnurrbart und Schlapphut für den Fall, daß ich mich langweilte und im Rückspiegel ein wenig über mich lachen wollte. Fotoapparat und Filme natürlich, für Erinnerungstotos; ein Radio, diverse Werkzeuge und Dietriche, mein Notizbuch und etwas Geld für den Fall, daß ich etwas vergessen haben

sollte. Ein ganz beachtliches Transportvolumen, aber ich hatte alles sehr ordentlich gepackt.

Um sechs Uhr achtunddreißig hatte ich mein Auto in diskretem Abstand vom Haus der Crystals geparkt.

Ich wartete auf Leander. Ein typischer Tag. Vielleicht würden auch Tage daraus werden. Denn ich wollte ja schließlich was über ihn rauskriegen.

Beschatten ist einer der langweiligsten Jobs, die man sich vorstellen kann. Aber ich hatte ja sonst nicht viel vor. Und ich wußte wirklich nichts über Leander Crystal. Wenn ich ihm einen oder zwei Tage auf den Fersen blieb, würde ich wohl wenigstens ein paar Leute finden, von denen ich etwas über ihn erfahren konnte. Um schließlich eine bessere Vorstellung davon zu bekommen, wie er seinen Geschäften nachging - falls er irgendwelchen Geschäften nachging. Vielleicht würde ich auch nur einen einzigen Tag brauchen - wenn ich ein wenig Glück hatte. Und wenn ich sehr viel Glück hatte, stieß ich vielleicht auf etwas, das mir von größerem Nutzen sein konnte. Zum Beispiel ein schriftliches Geständnis.

Um sechs Uhr vierzig stand ich vor einem Problem. Womit sollte ich mir als erstes die Zeit vertreiben? Ich beschloß, die Rundfunknachrichten zu hören und ein paar Bilder von den Tieren des Dschungels zu malen.

Um sieben Uhr fünfzehn kam er aus dem Haus und fuhr in seinem vielleicht ein Jahr alten Buick los. Ich folgte ihm, meine Bilder auf dem Beifahrersitz, und summte dazu Ich und mein Schatten.

Für eine Beschattung hatte ich ganz gute Laune. Ich malte ein mittelmäßiges Nilpferd.

Dreieinhalb Stunden brachte ich damit zu, die Front eines Bürogebäudes auf der Vermont Street zu beobachten. Auf einer der Tafeln an der Tür stand: »Graham Enterprises«. Ich blieb fast die ganze Zeit recht munter. Die Sonne lugte einmal

vorsichtig hervor und entschloß sich dann zum Bleiben.

Das bloße Wissen um die Existenz von Graham Enterprises verschaffte mir eine völlig neue Spielwiese. Jetzt konnte ich, wenn mir der Sinn danach stand, jederzeit einen Tag damit verbringen, die Leute zu überprüfen, mit denen Leander hier täglich zu tun haben mußte - Parkwächter, Aufzugpersonal, Sekretärinnen, Kollegen.

Gegen elf hatte ich einen schlechten Tagtraum: Ein Polizist schnappte mich wegen Herumlungerns. Schleifte mich vor einen Richter, dem ich erklären sollte, warum ich seit drei Stunden auf der Vermont Street in meinem Wagen saß.

Aber das war nicht der schlechte Teil des Traumes. Der kam erst, als ich dem Richter erklären sollte, warum ich ausgerechnet Leander Crystal folgte, wenn es eigentlich meine Aufgabe war herauszufinden, wer seine Frau geschwängert hatte.

Um elf Uhr dreißig kam er heraus. Ohne Aktenmappe. Natürlich hatte er auch keine gehabt, als er hineinging. In die Garage, das Auto holen. Ich war froh, daß wir jetzt ein wenig herumfahren würden.

Crystal war ein geduldiger und höflicher Fahrer. Er fuhr in Richtung Norden, und eine Zeitlang dachte ich, er ginge zum Mittagessen nach Hause. Nicht gerade typisch für einen Geschäftsmann aus Indianapolis, aber als Millionär genießt man eben gewisse Privilegien.

Aber dann ging es nicht mehr nach Norden, sondern nach Nordwesten und schließlich zum Broadland Country Club. Nicht die Gegend dort, an die ich Kindheitserinnerungen hätte. Mit diskretem Abstand folgte ich ihm auf den Parkplatz. Ich stellte den Wagen so weit wie möglich von seinem entfernt ab. Es gibt dort keine Wachen und niemanden, dem man seinen Mitgliedsausweis zeigen mußte, aber einen Parkplatzwächter haben sie. Nach einer Weile kam er rüber, um mir das Leben schwerzumachen. Ich erklärte ihm, daß ich auf meine

Schwägerin wartete, die nach dem Schwimmen dort zu Mittag aß. Er kaufte es mir ab. Fürs erste wenigstens.

Normalerweise wäre ich ein bißchen herumgeschlendert, da ich bisher noch nie einen Country Club in Indianapolis mit denen verglichen hatte, von denen ich im Osten umworben worden war. Aber ich wollte das Risiko, Crystal zu verpassen, wenn er rauskam, möglichst gering halten. Gegen zwölf Uhr vierzig fuhr ich auf die Hauptstraße zurück.

Nachdem ich am Straßenrand bis ein Uhr zwanzig gewartet hatte, war ich einigermaßen sicher, daß da mehr als ein Mittagessen im Gange war. Das bedeutete Saufen, Baden, Schwimmen, Golf, Karten oder Nutten. Ich blieb, wo ich war. Das war der härteste Teil des Tages. Ich stellte fest, daß ich eins der Bücher, die ich mir am Vorabend eingepackt hatte, bereits kannte.

Er hätte mich fast bemerkt. Der Wagen stand ungefähr fünfhundert Meter vom Tor des Country Clubs entfernt am Straßenrand. Eine sichere Entfernung. Aber nur ungefähr zehn Meter von einem Abschlag entfernt. Wenn mir das klar gewesen wäre, hätte ich ihn vielleicht darauf zukommen sehen. So aber entdeckte ich ihn erst mitten in seinem Schlag. Purer Zufall. Und purer Leichtsinn. Man muß immer wissen, wo man sich selbst und wo sich das Ziel der Beobachtung befindet, wenn man jemanden auch nur halbwegs professionell beschatten will.

Statt dessen hörte ich das Sausen eines Übungsschlags und blickte gerade rechtzeitig nach links, um den Mann in voller Aktion zu sehen. Sein Gang und sein Auftreten daheim mochten ja ganz schön sein, ließen aber von seiner tatsächlichen Eleganz und Beweglichkeit nichts ahnen. Es war ein echtes Vergnügen, ihn zu beobachten. jedenfalls ,die eine Sekunde lang, die mir zur Beobachtung blieb. Noch während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, ließ ich mich tief in den Fahrersitz sinken und wartete - allzu lange -, um absolut sicher zu sein, daß er weggegangen war.

Bei dieser Art von Beschattung ›auf Verdacht‹ - wenn man nur feststellen will, was jemand mit seiner Zeit anfängt - ist es von größter Wichtigkeit, daß der Betreffende nicht weiß, daß man da ist. Die bloße Kenntnis meiner Gegenwart würde schon ändern, was er tut. Das ist das grundsätzliche wissenschaftliche Problem. Phänomene zu beobachten, ohne diese Phänomene zu beeinflussen. Es ist das Problem, das die grundsätzlichen Grenzen des Beobachtens setzt.

Es gibt noch andere Arten der Beschattung. Manchmal strengt man sich gewaltig an, damit ein Bursche auch wirklich weiß, daß man ihn beschattet. Bei Scheidungssachen zum Beispiel kriegt man manchmal nicht ohne weiteres raus, wo es einer mit seiner Zweitfrau treibt. Also läßt man ihn wissen, daß man ihm folgt, und wartet dann ab, welchen Ort er meidet. Falls der Bursche hell genug ist, um zu bemerken, daß er verfolgt wird.

Bei einer Beschattung hat man jede Menge Zeit, über das Beschatten im allgemeinen nachzudenken.

Gegen drei Uhr fünfzehn war ich dem Heulen nahe, so langweilig war es. Mein Eis war geschmolzen, meine Salami stank. Ich hörte immer wieder dieselben Nachrichten und dieselbe Musik. Ich war nicht in Stimmung, darüber zu spekulieren, was mein Ziel gerade tat oder mit wessen Hilfe ich demnächst dem Country Club mal einen Besuch abstatten konnte. Ich schätze, Beschattungen sind einfach nicht meine Stärke. Ich quälte mich mit der Entscheidung, ob ich die Sache noch einen weiteren Tag lang fortsetzen sollte. Das war es, was wirklich weh tat. Keine einfache Entschuldigung parat zu haben, um die Sache sausen zu lassen.

Ich kann von Glück sagen, daß es außer dem Country

Club in dieser Gegend nicht viel gab, sonst hätte ich ihn vielleicht verpaßt, als er herauskam. Ich hätte ihn auch sonst vielleicht verpaßt, wäre er nicht direkt an mir vorbei gefahren, zurück in Richtung Stadt. Er kam gerade rechtzeitig raus. Noch

ein paar Minuten länger, und ich hätte etwas von dem Schlaf nachgeholt, den ich durch die Frühaufsteherei verloren hatte.

Wir fuhren nach Osten und nach Süden, zurück in Richtung Stadt. Ich tippte aufs Büro. Das hat man dann von der Tippierei: Ich hätte beim Wechsel der Fahrspur fast einen Unfall gebaut, als er plötzlich nach rechts abbog - in Fahrtrichtung Süden auf die Capital. Natürlich muß man darauf gefaßt sein, daß ein Mensch möglicherweise irgendwo anders hinmöchte.

Also fuhren wir nach Süden. Und in mein abgestumpftes Hirn kroch wieder ein gewisses Maß an Interesse. Ich versuchte, es zu unterdrücken. Ich hasse Enttäuschungen. Vielleicht hatte er einen Zahnarzttermin. Vielleicht wählte er nur den landschaftlich schöneren Weg nach Hause, damit er seine Frau nicht mit dem Vater ihres Kindes im Bett erwischte.

Aber in den Süden der Stadt?

Ich mag ihn zwar, weil ich dort aufgewachsen bin, das heißt genaugenommen im Südosten, aber er steht nicht gerade für das, was der Durchschnittsbürger als landschaftlich reizvoll empfindet.

Wir fuhren weiter, die Capital runter, und kurvten dann über die McCarty auf die Madison hinüber. Es sah so aus, als verließen wir die Stadt; die Madison ist die Route 431 und führt nach Franklin. Auch eine schöne Stadt. Technisch gesehen waren wir auf der rechten Seite der Madison, die für eine Weile die Grenze der Stadt ist, vielleicht schon außerhalb der Stadt.

Aber gerade noch rechtzeitig bog er ab. Wir waren noch in der Stadt, in der Nähe von etwas, das sich Southern Plaza nennt.

Es war das erste Mal an diesem Tag, daß ich keine Probleme in puncto Langeweile hatte. Das mußte ja ein toller Zahnarzt sein, zu dem es ihn hier hinzog. Oder eine Zahnärztin. Ich war schon ganz gespannt auf ihre Haarfarbe.

Von der Southern Plaza bogen wir nach links auf die Monkward Avenue ein, und einen halben Block weiter fuhr er

auf den Parkplatz eines eingeschossigen Bürokomplexes.

Als ich ihn auf den Parkplatz einbiegen sah, beschleunigte ich und fuhr an der Einfahrt vorbei. Bei der ersten Querstraße wendete ich, so schnell es mein altes Streitroß erlaubte, und katapultierte es geradezu den halben Block zurück zu Crystals neuem Bürogebäude. Er stieg gerade aus dem Wagen und ging auf die Eingangstür zu.

Wenn ich ihn nicht aus dem Wagen hätte steigen sehen, hätte ich ihn nicht erkannt. Er trug eine Sonnenbrille und schritt unter einem frisch montierten, fülligen Haarschopf einher, der den größten Teil dessen bedeckte, was ich zuvor als seine Stirn identifiziert hatte.

Ich parkte neben einem abgestellten Wagen auf der anderen Straßenseite, um mir das Spektakel anzusehen. Er betrat die Eingangshalle, und ich sah ihn noch nach rechts aus meinem Gesichtskreis verschwinden. Anschließend wartete ich ein paar Minuten ab, um zu sehen, ob er es sich nicht noch einmal anders überlegte, bevor ich mir selbst einen Parkplatz suchte. Und über die Straße ging. In der Halle hinter der Eingangstür fand ich eine üppige Vegetation aus Plastikbäumen und Büschen vor. Leider fehlten ihr aber jegliche Sessel, in denen, oder Säulen, hinter denen man sich hätte verstecken können. Crystal war nach rechts gegangen, in den einzigen Korridor auf dieser Seite, der wahrscheinlich durch die gesamte Länge dieses Flügels lief. Ein zweiter, ähnlicher Korridor führte nach links.

Ich ging wieder zurück nach draußen. Und marschierte in der Hoffnung, einen Blick auf Crystal erhaschen zu können, an den Fenstern rechts von der Eingangstür vorbei. Ich wollte wissen, in welchem Büro er war. Und versprach mir einen Hinweis darauf, was er dort trieb.

Zu sehen bekam ich allerdings überhaupt nichts, obwohl bei den meisten Büros die Blenden offenstanden. Der Flügel war fünf Büros lang. Ich war mir jetzt einigermaßen sicher, daß er in

einem der Büros auf der Rückseite des Gebäudes verschwunden sein mußte.

Ich ging um das Gebäude herum, an einem Sturmzaun entlang, der in anderthalb oder zwei Meter Entfernung von der rückwärtigen Gebäudeseite aufgestellt war. Ich bog um die Ecke. Ohne die ganze Reihe Entlangzumarschieren, konnte ich sehen, daß alle Blenden geschlossen waren - es war Nachmittag, und die Fenster gingen nach Südwesten.

Ich ging zurück zum Eingang und trat ein.

Keiner der Namen auf der Übersichtstafel sagte mir etwas. Größtenteils wohl kleine Firmen. Eine Lehrervermittlung.

Ein Immobilienmakler. Und ein paar mit Namen, die nichts preisgaben. Insgesamt zählte ich siebzehn. Was einen Aushang erklärte, auf dem es hieß: »Büroraum verfügbar. Günstige Mietpreise. Rundumservice.« Dahinter stand eine Telefonnummer, die ich mir notierte. Sonst gab es nicht viel zu tun. Die Warterei ging wieder los.

Crystal steckte da irgendwo im rechten Flügel. Ich ging den linken hinunter und entschied mich für ein Büro am Ende: »Die Import-Export-Experten Inc. Bitte vor dem Eintreten anklopfen.«

Da stand ich also. Mein Plan war einfach - ich wollte abwarten und feststellen, aus welchem Büro Crystal kam. Ich schätzte, daß ich einigermaßen unverdächtig wirken würde, wenn ich nur schnell genug in einem anderen Büro untertauchen konnte.

Er blieb achtundvierzig Minuten drin. Lange genug für mich, um festzustellen, daß die Schlösser, die in dem Gebäude benutzt wurden, Braversweighs waren und daß keines der Büros hier überwältigenden Publikumsverkehr zu verzeichnen hatte. Telefone klingelten, Schreibmaschinen klapperten, aber solange ich dort stand, kam keine Menschenseele, und es ging auch keine. Mir wurde einsam zumute.

Ich erfuhr allerdings, daß ich in meinem Büro wenigstens ein weibliches Wesen mit sanfter, kühler Stimme vorfinden würde. Die letzten siebenundzwanzig Minuten, die ich draußen vor ihrer Tür verharnte, hing sie an der Strippe. Der Anruf war nicht direkt geschäftlich. Es war schon eine ganze Zeit her, daß jemand so mit mir am Telefon gesprochen hatte. Ich freute mich schon darauf, endlich zu ihr reinzugehen.

Um vier Uhr dreiunddreißig kam Leander Crystal sonnenbebrillt und perückenbeschofft aus dem vierten Büro auf der linken Seite des anderen Flügels. Während er seine Tür mit einem Schlüssel abschloß, stürmte ich zu der Import-Export-Expertin hinein. Ich klopfte nicht an. Es war einfach nicht drin; meine Knöchel kriegen so leicht blaue Flecken.

Ich jagte der pummeligen Lady am Telefon einen gehörigen Schrecken ein.

»Verdammt! Was wollen Sie hier?« Dann sprach sie in etwas versöhnlicherem Ton in den Hörer, den sie zwischen Schulter und Ohr geschmiegt hielt.

»Gerade ist so'n Blödmann reingekommen, ohne anzuklopfen - ich ruf dich zurück.« Sie legte auf, richtete sich aus ihrer kompromittierenden Position auf und erkundigte sich mit bemerkenswertem Takt: »Was ist los, Mista, können Sie nicht lesen? Da steht was von Anklopfen. Danach kommt man dann hier rein! «

Ich ging zur Tür und zog sie auf: »Oh, tatsächlich. Steht wirklich da. Herrjemine!« sagte ich. »Tut mir furchtbar leid.«

»Was wollen Sie?«

»Ich wollte wissen, aus welchen Ländern Sie importieren. «

»Wir können so ziemlich von überall importieren. Was wollen Sie denn importiert haben?«

»Briefmarken«, sagte ich. »Ich hätte gern Briefmarken aus allen fremden Ländern, an die Sie rankommen können.

Ich dachte, da Sie mit fremden Ländern Geschäfte machen, hätten Sie vielleicht ein paar ausländische Briefmarken für mich übrig. Ich könnte Ihnen Geld dafür geben. Nicht viel, aber etwas.«

Sie lehnte sich in ihrem Bürostuhl mit flexibler Rückenlehne zurück. »Jesus.« Sie rieb sich mit der linken Hand die Schläfen. Sie seufzte. »Sie sehen nicht wie ein Briefmarkensammler aus.«

»Na ja, ich wollte eigentlich versuchen, sie zu verkaufen. Das ist auch der Grund, warum ich etwas bezahlen kann.«

»Tut mir leid, Mista. Aber die Briefmarken, die wir hier kriegen, heben wir für die Kinder vom Boss auf. Er ist morgen früh wieder da, wenn Sie noch mal wiederkommen wollen.«

»Mach ich vielleicht. Tut mir leid, daß ich Sie gestört habe.« Im Rausgehen sagte ich dann noch: »Sie haben eine sehr schöne Stimme«, und schloß die Tür.

Ich war gerade rechtzeitig wieder in der Eingangshalle, um zu sehen, wie Crystal vom Parkplatz fuhr. Ich hechtete über die Straße zu meinem Wagen und sah ihn am Ende des Blocks vor der Ampel stehen - an der Madison Street. Die große Frage war nun, ob er in die Stadt zurückfahren oder ob er eine andere Richtung einschlagen würde. Die große Entscheidung war, ob ich an ihm dranbleiben oder mich mit diesem geheimen Schlupfwinkel seines Lebens begnügen sollte.

Als die Ampel auf grün sprang, bog er nach rechts ab, in Richtung Indianapolis-Zentrum. Auch dort konnte er sich mit vielen Dingen beschäftigen, über die ich Näheres würde wissen wollen, aber wenn dem so war, machte die Tatsache, daß er in der Stadt blieb, das Ganze doch irgendwie klarer und überschaubarer. Irgendwie leichter erreichbar für ein anderes Mal, falls ich darauf zurückkommen mußte.

Und der Gedanke, ein trautes Plätzchen wie die Import-Export-Experten zu verlassen, um wieder den Schatten zu spielen, na ja...

Ich beschloß, in der Gegend zu bleiben. Ich suchte mir eine Telefonzelle und erledigte ein paar Anrufe.

Als erstes ein Anruf in mein Büro.

Es war sechzehn Uhr sechsvierzig, beste Sendezeit. Das Telefon klingelte zweimal, bevor jemand ranging. Eine zaghafte, vertraute, weibliche Stimme hüstelte und sagte: »Mr. Samsons Büro.«

»Miss Crystal, hier ist Albert Samson.«

Mit von einer Sekunde zur anderen gesteigertem Selbstbewußtsein sagte sie: »Jesus, Miss Crystal haben Sie mich noch nie genannt.«

»Ich hatte gehofft, daß ich Sie noch erwischen würde. Ich wollte Ihnen sagen, daß ich an der Sache arbeite und wahrscheinlich morgen im Büro sein werde. Ich hätte da ein paar Fragen an Sie.«

»Und worum soll's da gehen?«

»Vor allem um ihren soziologischen Vater und darum, was er mit seinem Tag anfängt.«

»Er geht morgens ins Büro und dann für den Nachmittag in den Country Club.«

»Jeden Tag?«

»Ja. Außer am Wochenende.«

»Können Sie ihn im Country Club erreichen?«

»Nur im Notfall. Er hat es nicht gern, wenn er gestört wird. Aber wenn es sein muß, rufen wir an und fragen nach ihm.«

»Und wann kommt er abends nach Hause?«

»Manchmal früh und manchmal auch erst spät. Kann man nie vorher wissen.«

»Nun, wir können uns morgen weiter darüber unterhalten, wenn es Ihnen paßt.«

»Hm, klar. Ich denke schon.«

»Vielleicht sollte ich Sie als Sekretärin engagieren, wenn wir schon mal dabei sind.«

Sie kicherte. Nicht so verführerisch wie das Kichern, das ich durch die Import-Export-Tür gehört hatte. Zu kindlich.

»Macht es Ihnen was aus? Ich meine, wenn ich einfach so an Ihr Telefon gehe? Als es klingelte, dachte ich, es könnte vielleicht was Wichtiges sein.«

»Nein, machen Sie nur. Kein Problem. Ich bin froh, daß Sie rangegangen sind.«

»Ja, ich auch.«

Und solchermäßen trennten wir uns.

Zu meiner Erbauung suchte ich mir die Nummer des Broadland Country Clubs heraus.

»Entschuldigung, ist Leander Crystal zu sprechen?« Eine steife männliche Stimme antwortete leidenschaftslos und ohne zu zögern: »Mr. Crystal ist auf dem Golfplatz.«

»Wäre es möglich, ihn ausrufen zu lassen? Es ist eine Frage von Leben und Tod.«

»Wenn Sie Ihren Namen und Ihre Telefonnummer hinterlassen, Sorge ich dafür, daß er Sie zurückruft, sobald er wieder reinkommt.«

»Wie lange wird das dauern, bitte?«

»Höchstens eine Stunde.«

»Hm«, sagte ich leicht gereizt, »so wichtig ist es auch wieder nicht.« Und ich legte auf.

Crystal kehrte wahrscheinlich in den Club zurück. Noch so ein Privileg der Reichen.

Da es mir widerstrebte, einen Apparat im Stich zu lassen, der mich so reich belohnt hatte, wählte ich die Telefonnummer vom Aushang in der Lobby des Crystal-Geheimbüro-Gebäudes. Einen Augenblick später hatte ich Immobilien-Armor am

Apparat und erfuhr, daß es zwei vorzügliche Büros gab, die zufällig letzte Woche frei geworden waren. Ich erkundigte mich nach der Miete, weil sich das so gehörte, und verabredete mit meinem Gesprächspartner einen Termin für den nächsten Vormittag.

Zwanzig Büros, zwei davon frei, aber nur siebzehn auf der Anschlagtafel in der Halle als belegt ausgewiesen. Ich konnte darauf wetten, wessen Büro da fehlte.

Auf dem Rückweg in die Stadt machte ich bei Bud's Dugout halt, um zu essen und mich davon zu überzeugen, daß Mom das Geld für meine Kautions warmhielt. Ich ließ mir Zeit und gönnte mir eine große Mahlzeit. Ein letztes Abendmahl, könnte man sagen.

Und ich fütterte den Flipper, bis das Lehrerehepaar kam. Leute, die sich sowohl in ihrer Freizeit als auch bei der Arbeit an einen festen Zeitplan halten, machen mich depressiv. Aber ich war in diesem Augenblick vielleicht auch besonders dünnhäutig. Ich hatte einen langen Tag hinter mir, und er war längst noch nicht zu Ende. Ein sonniger, trügerisch warmer Tag.

Meine nächste Station war mein Büro. In der Post fand ich nichts, was meine Zuneigung geweckt hätte, abgesehen von einem Rundschreiben irgendeiner Organisation namens Kosmische Detektive, die einen Kurs über »Spezielle Fragen« anboten. Ich legte meine gewichtige Beschattungsausrüstung ab und holte statt dessen den Nahaufnahmef Aufsatz für meine Kamera, einige Schlüssel und die Tasche mit dem Werkzeug. Und ich entledigte mich aller Ausweise.

Gegen acht Uhr abends war ich wieder im Süden von Indianapolis. Ich parkte am Einkaufszentrum Southern Plaza und kaufte mir im Drugstore dort jede Menge Filme. Dann machte ich mich zu Fuß auf den Weg zu meinem Mondscheinabenteuer.

Vor dem Fenster von Crystals Büro fand ich plötzlich meine eigene Monotonie ziemlich bedrückend. Ich wäre ja vorne reingegangen - ich habe die Schlüssel dazu-, aber ich wollte nicht meine Zeit vor der Haustür damit verbringen, den richtigen Schlüssel herauszufischen. Hinten standen die Chancen besser, und wenn es irgendwo Alarmanlagen gab, dann wahrscheinlich

eher vorn am Eingang als an den einzelnen Fenstern.

Langsam bekam ich Übung in der Sache. Das war auch gut so; ich kam ohne meinen Hocker rein.

Der Raum war nicht groß, aber Crystal verstand ihn auf mannigfaltige Weise zu nutzen. Aktenschränke, Bücher, ein großer Schreibtisch. Kleider. Ein Waschbecken mit einem bestens ausgestatteten Medizinschränkchen - für jeder Art von Waschung. Er hatte sein eigenes Klo. Ein Einzelbett.

Von einer Frau keine Spur.

Die interessantesten Dinge schienen der Inhalt des Schreibtischs und der Aktenschränke zu sein. Ich beschloß, das Ganze zu fotografieren und mir später einen Reim darauf zu machen.

Und es gab viel zu fotografieren. Seite um Seite endloser finanzieller Unterlagen. Drei Schubladen mit Akten. Keine einzige davon sagte mir im Moment irgend etwas. Gelegentlich sah ich Namen und Dollarzeichen, aber im Augenblick hielt ich mich nicht damit auf, nach Erklärungen zu suchen. In der unteren Schublade befand sich die Korrespondenz. Als ich zum Schreibtisch vordrang, hatte ich bereits sieben Rollen Film verschossen.

In den Schreibtischschubladen erwarteten mich noch mehr Bonbons. Wie etwa eine Schublade mit Bargeld. In der nächsten Schublade ein Erinnerungsalbum und ein Adreßbuch und in der untersten eine Pornosammlung. Aus Schamgefühl fing ich mit dem Geld an. Es waren lauter Zwanzig-Dollar-Noten. Ich fotografierte sie so, daß ich sie später auf den Fotos zählen konnte, und notierte mir willkürlich ein paar Seriennummern. Nächste Schublade...

U in halb elf hatte ich dreizehn Rollen Sechsenddreißiger-Film verschossen. Mein elektronischer Blitz war längst ans Netz gegangen.

Ich hatte mich gerade halb durch die Pornographie gearbeitet,

als ein Schlüssel ins Schloß glitt. Ich sprang auf. Ich war übertrieben zuversichtlich gewesen, unvorsichtig. Nichts hatte mir ferner gelegen als der Gedanke an eine Unterbrechung. Die Tür flog auf, und die Stimme der Autorität sagte: »Bleiben Sie genau da, wo Sie sind, Meister.«

Ich war so überrascht und erschrocken, daß ich mit der Intelligenz eines kleinen Jungen reagierte, der beim Klauen eines Donald-Duck-Heftes vom Comic-Regal erwischt wird. Ich schätze, ich neige unter Druck wohl zu Panik. Ein Fehler. Ich rannte auf die Tür zu.

Das war dumm, unglaublich dumm. Er stand in der Tür, durch die ich rennen wollte.

Mehr als das - er richtete eine Waffe auf mich. Himmel, er hätte mich töten können!

Ich bin froh, daß er bessere Nerven hatte als ich. Statt zu schießen, ließ er das stumpfe Ende seiner Kanone auf ,das stumpfe Ende meines Kopfes krachen.

Ich dachte, die Waffe wäre losgegangen. Ich habe eine vage Erinnerung an so ein seltsames Gefühl. Ich muß zu Boden gefallen sein.

Sie sagten mir nachher, ich sei auf meinen elektronischen Blitz gefallen. Ich muß mit dem Kopf voll daraufgekracht sein. Das Gerät ging in Stücke.

Aufgewacht bin ich dann mit Bullen vor meiner Nase. Bullen, Bullen, so weit das Auge reichte, und keiner bot einen besonders lieblichen Anblick. Sie waren nicht zartfühlend oder mitleidig oder brutal. Es waren einfach nur Zwei große Ochsen, einer blond, einer grau. Aber sogar ihnen war die Ironie der Situation aufgegangen. Typisch für die höhere Klasse von Cops, die von den Brutalogeschichten heutzutage angezogen werden.

Der Jüngere fuhr den Wagen; Alter Hase führte das Gespräch.

Die große Frage, die die beiden umtrieb, war, ob sie mich als Voyeur hopsnehmen konnten. Sie hatten mich dabei erwischt, wie ich die Pornos eines anderen Mannes fotografierte. Alter Hase warf einen Blick in den Käfig und sabberte los: »So was wie dich hatte ich noch nicht, Kumpel. Machst du so was öfters in meinem Territorium, oder hast du gerade erst angefangen?«

»Beantragen Sie schon mal Ihre Pension«, meinte ich. »Harter Bursche«, sagte er und drehte sich wieder um, um in der Betrachtung des vormitternächtlichen Verkehrs zu versinken. »Harter Bursche. Ich frage mich, wo der sich seine Kicks holt.«

Der diensthabende Sergeant war in übelster Laune. Seine Frau mußte ihm, bevor er zur Nachtschicht ging, in die Eier getreten haben.

Natürlich war ich nicht allzu glücklich über mich selbst. Ich fragte mich verzweifelt, was aus meinen Filmen werden würde.

»Ihr Bastarde seid der Abschaum der Erde«, zischelte Taube Nuß, nachdem meine Wächter mich abgeliefert und meine Schandtaten näher beschrieben hatten. Während ich daneben stand, hielten sie eine geheime Copversammlung ab und entschieden sich für ›gewaltsamen Einbruch‹ und ›Verletzung der Privatsphäre‹ als Anklagepunkte und für den ›verdammten Perversen‹ als Beschreibung des Gefangenen.

Aber Taube Nuß heiterte mich tatsächlich etwas auf. »Warten Sie, bis Sie meinen Namen hören«, sagte ich, »dann werden Sie mich erst richtig mögen.«

»Wie heißen Sie?« knurrte er.

»Donald Duck«, sagte ich. »Ehrlich. Ich wurde 1932 geboren, und meinen Eltern gefiel die Alliteration.«

»Die Alliwas? Scheiße. Sperrt den Bastard ein.«

»Hey, was ist mit meinem Anruf? Mir steht ein Anruf zu.«

»Du kannst ein paar von den Jungs da unten anrufen. Da bist du unter deinesgleichen.«

Die Sache geriet langsam etwas außer Kontrolle. Ich hatte schon halbwegs mit einer Nacht auf Staatskosten gerechnet, wollte sie aber nicht verstreichen lassen, ohne daß irgendein Räderwerk für mich zu rattern begann. »Sehen Sie mal, ich entschuldige mich dafür, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin«, Sie Scheißkerl. »Aber wenn Sie mich ohne einen Anruf einsperren, werden diese netten Gentlemen, die mich hergebracht haben, keinen Schuldspruch kriegen. Das können die Ihnen bestätigen. Oder ist Miller im Haus? Jerry Miller. Er kann Ihnen meinen Namen sagen. Er hat doch heute nacht Dienst, oder?«

Er sah mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Sie kennen Miller? Er kennt Sie?« Speichel spritzte auf Dielenbretter hinter dem Schreibtisch. »Typisch. Okay, ihr zwei«, an die beiden Polizisten gewandt, die mich verhaftet hatten, »bringt ihn zu dem Nigger runter.«

Jerry Miller war ein Klassenkamerad von der High School. Außerdem ist er Sergeant bei der Polizei. Ich werde es ihm nie verzeihen, daß er nicht im mindesten überrascht war, als man mich in sein Kabuff brachte.

Er brütete gerade über irgendwelchem Papierkram. Sie verfrachteten mich auf einen Stuhl vor ihm, klatschten ihm

meine Akte auf den Schreibtisch und gingen. Jerry kritzelte ein bißchen herum, griff dann, ohne noch einmal aufzusehen, nach meiner Akte und blätterte sie durch.

»War wohl 'ne große Sache, die Verhaftung«, sagte er. »Ich wünschte, ich wäre dabeigewesen.«

»Hier stinkt es«, sagte ich.

»Hätte mir garantiert 'ne Beförderung eingetragen. Zigarette?«

»Steck dir deine Zigarette sonstwohin.« Er weiß, daß ich nicht rauche. »Ich will hier raus. Ich habe in einer halben Stunde eine Verabredung.«

»Ach, wir haben doch alles hier. Mörder, Vergewaltiger, Abfallwerfer, Gesetzesbrecher.« Er genoß es richtig, während wir beide uns durch den Kopf gehen ließen, wie oft ich darauf herumgeritten hatte, daß er nun schon seit neun Jahren als Sergeant festsaß. Sieh die Sache doch mal so, hatte er dann immer erwidert, ich bin der dienstälteste Sergeant bei der ganzen stinkenden Truppe hier. »Donald Duck, wie? Keine Ausweise. Ich schätze, du hast damit gerechnet, daß sie dich schnappen.«

»Nicht direkt damit gerechnet. Es war nur eine Schutzmaßnahme, für den Notfall. Ich bin noch nie unter meinem richtigen Namen hopsgegangen. Nicht seit meiner Jugend. Ist sehr nützlich für die Lizenz.«

»In diesem Fall bin ich mir, was die Lizenz betrifft, nicht so sicher. Worauf zum Teufel hast du es eigentlich abgesehen?«

»Ich versuche ein paar Geheimnisse aufzudecken.«

»Geheimnisse, die was mit Anatomie zu tun haben?«

»Geheimnisse, die was mit dem Burschen zu tun haben, der dieses Büro mietet. Sehr tiefgründig, sehr dunkel.«

»Klingt, als läge das ganz auf meiner Linie.«

Wir tauschten ein Lächeln. Wenn ich meine jüngste Vergangenheit mit meinen unmittelbaren Zukunftsaussichten

verglich, konnte ich ganz zufrieden sein.

»Du machst immer noch Nachtschicht, wie ich sehe.«

»Ja. Besser als Streife gehen. Aber man lebt nicht gerade auf der Sonnenseite. Ich kriege all die Sachen auf den Schreibtisch, die alle anderen durchgeschoben haben, weil keiner sie will. Niemals eine Chance auf was wirklich Großes. Ich werde auf ewig hier festsitzen, wenn ich nicht rein zufällig über was Großes stolpere. Drogen in einem Skistock oder so was.«

»Oder in einem Hockerbein«, sagte ich.

Er sah mich scharf an. »Was weißt du über einen Hocker?«

Ich seufzte. »Du hast ihn nicht zufällig da, oder?«

Er stand auf und trat an einen Schrank. Und kam mit einem mir überaus vertrauten Hocker zurück. »Hat jemand im Büro einer Arztpraxis der Nordstadt als Visitenkarte hinterlassen.«

»Ich habe diesen Hocker im Leben noch nicht gesehen.«

»Keine Medikamente gestohlen und auch sonst nichts. Keine Fingerabdrücke. Wir haben ihm gesagt, er soll sich nicht aufregen. Na ja, all diese Einbruchsfälle landen bei mir.«

»Ich habe diesen Hocker noch nie im Leben gesehen«, sagte ich. »Aber ich könnte gut einen gebrauchen, falls niemand Anspruch drauf erhebt. Wenn's soweit ist, denk bitte an mich.«

Er setzte sich und schüttelte den Kopf. Mehr über sich selbst als über mich. Dann hielt er mein Haftprotokoll hoch. »Also, was fangen wir damit an? Kannst du mir irgend 'ne wahre Geschichte erzählen, damit ich so tun kann, als hätte ich die Sache aus dir rausgeprügelt? Wäre ganz gut für meinen Ruf hier.«

»Wer mietet das Büro?«

»Ein Bursche namens Ames, sagt jedenfalls die Nachtwache. Ist das der Bursche, hinter dem du her bist?«

»Schätze, ja. Verrate ihnen meinen richtigen Namen und verschaff mir ein Telefongespräch.«

»Ist das alles, was du von mir willst?« Jetzt hatte mich die scharfe Klinge der Ironie voll erwischt. Ich zahlte es ihm heim; ich lebe erst richtig auf, wenn man mir ironisch kommt.

»Nein, ich will Informationen. Ich will die Armeedokumente über einen Leander Crystal und alle polizeilichen Aufzeichnungen über ihn aus Ames in Iowa. Kannst du dir diesen Namen merken?«

»Kann ich. Und du bist ganz sicher, daß ich sonst nichts für dich tun kann?« Ich spürte den Sarkasmus, aber ich ignorierte ihn.

»Wenn du mich nicht gleich rausboxen kannst, ruf bitte meine Mutter an und sag ihr, sie soll mich morgen früh auf Kautionsrausholen.«

Wenn wir nicht in seinem eigenen Büro gewesen wären, hätte er mir vor die Füße gespuckt. Miller ist ein guter Spucker. »Jetzt denk mal scharf nach«, sagte er. »Ganz sicher, daß es sonst nichts gibt, was ich für dich tun kann?«

Also lehnte ich mich zurück und dachte nach. »Außerdem die Armeeakten über Windom, Sellman und Joshua Graham.« Ich wollte feststellen, ob Crystal wirklich beim selben Haufen gewesen war wie Joshua. »Ich schreib dir die Namen auf.« Ich schrieb sie auf. Er wartete geduldig. Bei näherem Nachdenken glaube ich, die Sache interessierte ihn.

»Gibt's sonst noch was, was du mir erzählen möchtest?«

»Nein.«

»Möchtest du mir vielleicht erzählen, was ich von der ganzen Sache habe? Du weißt, ich kann nicht einfach irgendwo reinspazieren und ohne den Schimmer eines Grundes irgendwelche Armeeunterlagen anfordern.«

»Vielleicht kriege ich einen Betrug für dich. Und alles, was ich kriege, gehört dir.«

»Du führst mich wirklich in Versuchung.« Er seufzte. »Wie

dem auch sei, es wird auf jeden Fall interessant festzustellen, ob irgend jemand überhaupt merkt, worum ich da bitte.«

»Und ich brauche auch die Filme, die ich heute nacht verschossen habe.«

»Dachte ich mir schon. Kannst du nicht kriegen.«

»Ich muß sie haben.«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt. Aber verlaß dich nicht zu fest darauf.«

Ich ging still und leise von dannen. Zu meinem nächtlichen Ruhelager.

Gegen ein Uhr morgens tätigte ich den mir zustehenden Anruf. Ein Privileg, das mir Taube Nuß, der Diensthabende, schließlich und endlich gewährte. Ich war langsam ziemlich sauer. Miller hatte mich identifiziert, aber seine Schicht war kurz nach Mitternacht zu Ende. Man hatte mich nicht bei irgendwelchen Gewalttätigkeiten erwischt. Ich dachte, sie könnten mich aufgrund einer schriftlichen Verpflichtung meinerseits entlassen. Taube Nuß ließ sich auf nichts ein.

Wie um sein offensichtliches Unvermögen, mir zu vertrauen - obwohl Miller sich für mich verbürgt hatte -, wettzumachen, kam Nüßchen wohl zu dem Schluß, das ich mit einem einzigen Telefonanruf der Gesellschaft kaum dauerhaften Schaden zufügen konnte. Also gab er mir sein Telefon. Ist ihm wirklich sauer angekommen, das muß ich sagen. Er wollte mich nicht gehen sehen.

Womit ich ein Problem am Hals hatte. Ich konnte mich auf die Kautions am Morgen verlassen, aber ich konnte von meiner Mutter wohl kaum erwarten, daß sie mitten in der Nacht zum Kittchen gerannt kam. Wenn ein Kind siebenunddreißig ist, kennt die Mutterliebe gewisse Grenzen.

Ich konnte meinen Anwalt anrufen, aber ich hatte ihm nichts zu sagen, was nicht warten konnte.

Also beschloß ich, die nächtliche Gastfreundschaft der Stadt anzunehmen. Die Kautionssheriffs kann ich ohnehin nicht riechen, genausowenig wie ihre zehn Prozent Provision, die ich sowieso nicht dabei hatte.

Womit mir immer noch ein Telefongespräch zustand, das ich, so wahr ich Albert Samson hieß, nicht verschwenden würde. Ich beschloß, es auf mein zweitwichtigstes Bedürfnis zu verwenden - die Nächte im Gefängnis sind ziemlich lang.

»Haben Sie ein Telefonbuch?« fragte ich meinen fröhlichen Cop.

»Scheiße«, sagte er, »Sie meinen, so'n schräger Vogel wie Sie kennt nicht mal die Telefonnummer seines Sprachrohrs auswendig?«

Schauernd nahm ich das Telefonbuch in Empfang. Seine Ausdrucksweise hatte was. Ein alter Kinoausdruck wie ›Sprachrohr‹ in unmittelbarer Nähe eines rührenden Erstkläßlerworts wie ›auswendig‹.

Ich schlug das Telefonbuch auf. Das Polizeirevier und das Gefängnis gegenüber, auf der anderen Straßenseite, liegen in meinem Territorium. Ich kann von zu Hause aus zu Fuß hin. Ich kenne mich hier aus. Ich suchte die Nummer des von mir bevorzugten, die ganze Nacht geöffneten Hähnchengrills, wählte und holte tief Luft.

»Würden Sie bitte ein ganzes Hähnchen und eine Portion Pommes frites ins Stadtgefängnis liefern? Die Bestellung geht auf den Namen Duck, D. Duck.«

Das gab Nüßchen endgültig den Rest. Er schlug mir mit dem Handrücken ins Gesicht; er warf mir den Blick zu, der eigens für Leute reserviert war, die sein Telefon schänden.

Ich lachte innerlich, lachte den ganzen Weg hinüber auf die andere Straßenseite.

Das Gefängnis ist nicht direkt ein gemütlicher Ort, aber wenn

man weiß, was einen erwartet, und wenn man ein gewisses Maß emotionaler Reserven hat, können einem ein oder zwei Nächte nicht viel anhaben. Ich würde Ihnen empfehlen, so viel zu schlafen wie möglich. Das ist zweifellos die schnellste Art und Weise, die Zeit rumzukriegen.

Es war zwar nicht direkt das erste Mal, daß ich im Gefängnis von Indianapolis landete. Aber ich war lange nicht mehr dagewesen. Es hatte sich nicht im mindesten verändert. Sie mußten da wirklich noch mal einen Dekorateur verhaften.

Mein Hähnchen habe ich übrigens nie bekommen.

Miller kam eigens wegen mir um halb elf auf einen Sprung vorbei. Das war das Netteste, was jemand seit einer ganzen Weile für mich getan hatte. Es bedeutete, daß er mich nicht vergessen hatte.

Er ist in der High School mit mir in die gleiche Klasse gegangen. Aber ich habe ihn erst gegen Ende des Sommers nach unserem Abschluß kennengelernt. Es war ein Samstag, und ich hatte nach einem Film im Vogue von einem Parkplatz am Broad Ripple ein Cabrio geklaut. Ich fuhr ohne bestimmtes Ziel über den Westfield Boulevard und sah ihn als Anhalter am Straßenrand stehen. Ich wußte, daß ich ihn schon mal irgendwo gesehen hatte. Also hielt ich an und nahm ihn mit. Er war bei einem Basketballspiel in der North Central gewesen. Wir kamen ins Gespräch. Er sollte in ein paar Tagen als Werfer gegen eins der Teams spielen und hatte nichts anderes zu tun.

Wir stellten fest, daß wir einige gemeinsame Interessen hatten. Wie zum Beispiel die Erkundung fremder Gegenden.

Wir beschlossen, eine Spritztour zu machen. Wir fuhren dieses verdammte Auto ungefähr hundertfünfzig Meilen weit. Rauf nach Kokomo und durch Muncie, um den ganzen Nordosten der Stadt herum, bis uns kurz vor Oaklandon das Benzin ausging. Von Oaklandon gingen wir zu Fuß zurück in die Stadt. Zehn Meilen. So was schweißt die Leute zusammen. Egal, wie verschieden man ist, wenn man sich kennenlernt, und welche Wege man einschlägt, nachdem man sich getrennt hat, anschließend hat man ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, das man nie wieder vergißt.

Er hatte meine Mutter für mich angerufen, und als ich aufgerufen wurde, war sie bereits dagewesen und schon wieder verschwunden, aber nicht ohne die fünfhundert Dollar Kaution zu hinterlassen.

Gegen elf Uhr fünfundvierzig war ich in Millers Büro. Er gab mir einen dicken Briefumschlag voller Bilder. Abzüge von den Filmrollen, die ich letzte Nacht verschossen hatte. »Ich habe mir deinen Fall noch mal angesehen«, sagte er. »Könnte sein, daß du diese Bilder brauchst, um eine vernünftige Verteidigung aufzubauen.« Ich lächelte. »Wetten, daß die vom Labor begeistert waren?«

»Ich habe Sie gestern nacht vor Schwierigkeiten bewahrt. Wenn Sie nur rumsitzen und die ganze Zeit Shakespeare lesen, kommen Sie bloß auf unanständige Gedanken.«

Wir plauderten noch ein Weilchen, und dann erzählte er mir von Crystals Anwalt. »Dieser Bursche, Ames. Sein Anwalt hat sich anscheinend den ganzen Morgen hier herumgetrieben, um rauszufinden, so viel er konnte.«

»Was hat er rausgefunden?«

»Zu guter Letzt deinen Namen. Sonst nicht viel, was er nicht schon vorher wußte. Wann man dich erwischt hat und wobei. Er will die Bilder und redet geschwollenes Zeug von wegen strafrechtlicher Verfolgung. Übrigens haben sie dir jetzt auch den Besitz von Einbruchswerkzeug ins Anklageprotokoll geschrieben. Dachte, das wüßtest du gerne. Sie haben deinen Wagen bei diesem Geschäftszentrum gefunden. Er steht auf dem Abstellplatz. Und du stehst mit dreißig Mäusen in der Kreide. Abschleppgebühren plus Parkticket für die ganze Nacht.«

Diese Nachricht tat ich mit einem Achselzucken ab. Ich wollte in die Gänge kommen, aber ich hatte schließlich eine ganze Nacht Zeit gehabt, über meine Erfahrungen nachzudenken. »Noch was. Kannst du mir sagen, was für Probleme der Diensthabe von gestern nacht hat?«

»Ja. Seine Alte hat ihm den Laufpaß gegeben. Ist abgehauen. Nach dreiundzwanzig Jahren. Er weiß nicht, wohin. Jeden Abend, wenn er reinkommt, sieht er die Vermißanzeigen durch.«

»Er springt ganz schön rauh mit den Leuten um, die er einbuchtet.«

»Ja, aber das Leben ist ja auch ganz schön rauh mit ihm umgesprungen.« Herzensgut, dieser Miller, einfach zu weich, um sich doch noch nach oben zu boxen. Aber ein guter Mann. Mir selbst fiel es immer noch schwer, für diesen traurigen Trottel von einem Sergeant Sympathie aufzubringen.

»Du solltest jetzt besser gehen«, sagte er. »Ich muß nach Hause. Mein Dienst fängt erst um vier Uhr an, du weißt ja.«

»Ich weiß«, sagte ich. Und wußte es wirklich.

Ohne Geld in der Tasche, beschloß ich, zu Fuß nach Hause zu gehen und den Wagen sich selbst zu überlassen. Ich ging bei meiner Bank vorbei und überredete sie dort, mir zu erlauben, einen ihrer Schecks zu benutzen, um etwas von meinem eigenen Geld abzuheben.

Ich holte mir hundert Dollar. Autoauslösegeld, wenn ich schließlich dazu käme, plus ein kleiner Notgroschen für alle Fälle.

Dann kaufte ich die stärkste Lupe, die ich schnell auftreiben konnte, und nahm im Vorbeigehen ein ganzes Huhn mit einer doppelten Portion Pommes frites mit. Im Büro verabredete ich telefonisch für vier Uhr einen Termin mit meinem ›Sprachrohr‹.

Ich aß mein Huhn. Aber ich stopfte es lediglich in mich rein. Ich konnte es gar nicht erwarten, mich über die Bilder herzumachen, um derentwillen ich den Bettwanzen die Stirn geboten hatte.

Dreizehneinhalb Rollen. Sechsenddreißig Negative pro Filmrolle. Zwei oder mehr Seiten auf jedem Negativ. Mein Briefumschlag enthielt Abzüge von vierhunderteinundneunzig Negativen, Bilder von mehr als zwölfhundert Seiten Papier.

Ich schnitt die Abzüge auseinander, so daß ich jedes fotografierte Blatt einzeln hatte. Dann sortierte ich sie stapelweise.

Gegen drei Uhr hatte ich zehn Häufchen heimlich erschlichener Schnappschüsse:

Sammelalbum, Pornographie, Geld, Briefe, stornierte Schecks, Steuerunterlagen, Namen und Telefonnummern etlicher Ladys, Dokumente und Rechnungen, Rechnungsbuch, Sonstiges.

Und ich bekam auch meine ersten Belohnungen. Vier stornierte Schecks datierten aus den Jahren 1954 bis 1956. Und beliefen sich auf einen Gesamtbetrag von zwanzigtausend Dollar. Ausgestellt auf einen Jacques Chaulet; eingelöst, soweit ich das feststellen konnte, in einer Bank in Toulon.

Der erste fiel mir wegen des französischen Namens auf. Die anderen kamen dann einfach hinterher. Nicht, daß ich genau gewußt hätte, was sie bedeuteten, aber sie machten mich glücklich.

Glücklich genug, um Eloise eine Notiz zu hinterlassen:

Tut mir leid, daß ich heute nicht da bin, aber es ist ein gutes Zeichen: Ich arbeite. Ich glaube, ich habe einen Schlüssel zu der Frage Ihrer Abstammung. Komme so bald wie möglich nach vier Uhr zurück. Warten Sie, wenn Sie können.

Ich ging mit mir zu Rate, ob ich mit ›Alles Liebe‹ unterschreiben sollte. Ich meine, ich war einfach glücklich. Aber ich beschloß, mir das noch aufzusparen.

Ich bezahlte für den Wagen, ohne auch nur einen einzigen dummen Witz zu reißen, konnte aber nichts gegen die Erkenntnis tun, daß es nicht weiter schwierig gewesen wäre, ein paar von den Autos zu stehlen, die die Cops in ihrem Warenlager hatten. Was nicht heißen will, daß ich pausenlos Autos stehle. Aber mein Vater hat mir gezeigt, wie man die Dinger ohne Schlüssel in Gang bekommt, und fünf oder sechs Mal während meiner Highschoolzeit...

Aber nicht ein einziger dummer Witz. Ich fuhr zu Clinton Grillo.

Wir verbrachten nicht viel Zeit mit der Frage, wie die Dinge bei der Polizei für mich standen. Nur kurz die Fakten und die wesentliche Strategie. Nichts von dem ganzen ›Warumhaben-Sie'sbloßgetan?‹ -Quatsch, der für die Juristerei ohnehin unerheblich ist. Also gibt sich der Senior erst gar nicht damit ab. In der Juristerei, sagt er, nimmt man zur Kenntnis, was die

Wahrheit zu sein scheint, kombiniert das mit dem, was man gern als Wahrheit hätte, und versucht die Sache außergerichtlich zu regeln. Außerdem glaube ich nicht, daß der alte Herr allzuviel über mich wissen möchte. Er sieht in mir immer noch Juniors unterprivilegierten Freund.

Clinton junior hatte auf der Highschool ziemlich gute Noten und ging dann nach Yale. Aber er kam nie mehr zurück. Als ich seinerzeit nach Indianapolis zurückkehrte, habe ich seinen Vater besucht - um ihm von seinem Sohn zu erzählen, der in New York Computer verkaufte, solange ich dort lebte. Jetzt ist Clinton senior mein Rechtsanwalt und eine Art Freund. Und er schickt mir keine Rechnungen. Ich bringe ihm dafür ein paar Flaschen guten Schnaps mit.

In diesem Fall hieß die Strategie: Zeit schinden. Je länger wir ›diesen Ames‹ hinhalten konnten, um so unwahrscheinlicher wurde es, daß seine Empörung anhielt und er die Mühe einer Anklage noch auf sich nehmen wollte. Okay, soweit es mich betraf.

Ich nutzte das Treffen überdies, um in Erfahrung zu bringen, daß die Verjährungsfrist bei Erbschaftsbetrug sich in Indiana auf sechs Jahre beläuft.

Glück ist natürlich etwas Relatives, aber als ich in mein Büro zurückkehrte, war ich so glücklich wie schon seit langem nicht mehr. In einem Job wie meinem, bei dem so viele Dinge so stumpfsinnig sind, bekommt man irgendwann Angst, selbst ebenfalls stumpfsinnig zu werden.

Da ich nun mal einen ungewöhnlichen Auftrag hatte, war ich froh darüber, Fortschritte gemacht zu haben. Einen Teil des Rätsels gelöst zu haben, wenn meine Vermutungen zutrafen. Mir, wenn auch etwas ungeschickt, mein Honorar mit ein klein wenig Engagement und ein klein wenig Kühnheit verdient zu haben. Wegen der Verhaftung machte ich mir keine allzu großen Sorgen. Ich habe eine ganze Reihe von Freunden in der Stadt,

die einem helfen können, wenn man nicht so wichtig ist. Und wichtig bin ich nicht.

Auf dem Heimweg im Auto piff ich vor mich hin. Ich nahm die Treppe, statt auf den Aufzug zu warten. Und ich nehme fast nie die Treppe.

Der einzige Wermutstropfen war, daß Eloise aus irgendeinem Grund nicht in der Lage gewesen war zu bleiben. Ich dachte, meine Nachricht würde genügen, um sie hier festzuhalten. Ich freute mich darüber, eine so positive

Nachricht hinterlassen zu haben. Ich beeilte mich auf dem Rückweg, daher näherte ich mich um vier Uhr fünfundvierzig meiner Bürotür.

Die Tür stand einen Spaltbreit offen. Als ich das sah, tat mein Herz einen kleinen Hüpf, wie Herzen das eben so tun. Das überraschte mich. Ich war immerhin ein alter Mann, von dem man etwas mehr Selbstbeherrschung erwarten durfte.

Ich staunte kopfschüttelnd über mich selbst. Ich lächelte, ich ging mit langen Schritten in mein Büro.

Auf der Ecke meines Schreibtischs saß mit meiner Notiz an Eloise in der Hand Leander Crystal.

Dieser Anblick machte mich sprachlos. Ich stand einfach nur da und fing an zu zittern. Ich weiß nicht, ob er das bemerkte.

Nach einminütigem Schweigen murmelte ich: »Ich brauche einen Drink«, und versuchte mir zu überlegen, wie ich am besten an meine Schreibtischschublade kam. Es hätte eigentlich nicht weiter schwierig sein dürfen - das ist mir jetzt klar. Aber der Anblick von Crystal dort, wo meine Eloise, meine Klientin hätte sein sollen, dieser Anblick erschreckte mich.

Ich brauchte noch mal volle sechzig Sekunden, um zu begreifen, daß ich in keiner unmittelbaren körperlichen Gefahr war; er hatte keine Waffe und richtete sie auch nicht auf mich. Ich war sicher, daß er wußte, daß ich zitterte. Ich wollte ihn los

sein. Ich wünschte ihn Gott weiß wohin. Wir wußten, daß wir Feinde waren.

Ich sagte: »Gehen Sie von meinem Schreibtisch runter.« Er ging runter und stellte sich neben den Stuhl. Eloises Stuhl. Ich trat hinter meinen Schreibtisch, setzte mich und tat, was zu tun war. Ich ging drei Schubladen durch, bevor ich die Flasche fand. Das Siegel war kaum aufzukriegen. Ich kann nicht sagen, daß ich mich nach dem guten Schluck besser fühlte. Es war mir halt nichts Besseres eingefallen. Ich reagiere nicht besonders gut auf Überraschungen.

»Sie haben meine Tochter erwartet, glaube ich.« Er machte nach jedem Wort eine kurze Pause und artikulierte sehr deutlich. Mister Cool. »Ich habe sie nach Hause geschickt. Das arme Kind war sehr aufgeregt. Die Überraschung, mich hier zu sehen. Ich muß sagen, ich war überrascht, sie hier zu sehen. Aber ich habe mich entschlossen zu bleiben, damit wir reden können.«

»Ich bin nicht so sicher, ob wir einander viel zu sagen haben«, meinte ich, weil es jetzt an mir war, etwas zu sagen, und weil ich instinktiv zu Höflichkeit neige.

»Ich glaube, diese Notiz, die Sie meiner Tochter hinterlassen haben, läßt eher auf das Gegenteil schließen.«

»Ah, die Notiz.«

»Was genau wissen Sie über Eloise' Abstammung, Mr. Samson?«

»Ich arbeite immer noch an der Frage, wie Sie hierhergekommen sind.«

Er trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und beschloß dann, sich zu setzen. »Sie sind gestern nacht in mein Büro eingebrochen. Die Nachtwache hat eine Geheimnummer von mir, mit der man mich verständigt, falls im Büro etwas Verdächtiges vorgeht. Ihre Aktivitäten wurden für verdächtig gehalten. Von der Polizei habe ich

Ihren Namen bekommen. Ich muß sagen, es fasziniert mich, was Sie alles für einen Artikel auf sich nehmen. Aber dieses kleine Märchen können wir wohl für den Augenblick fallen lassen, nicht wahr? Sie sind Privatdetektiv, siebenunddreißig Jahre alt und stammen ursprünglich aus dieser Stadt. Sie haben Indianapolis verlassen, um das College zu besuchen, sind aber abgegangen, als ihr Vater starb. Er war Wärter im Gefängnis von Marion County. Dann haben Sie eine Zeitlang als Wachmann gearbeitet, sind zurück aufs College gegangen, durch die Prüfung gefallen und haben ein Buch über ihre »Erfahrungen« geschrieben, das eine Art cause celebre war. Sie haben über Ihren Stand geheiratet, eine Tochter bekommen und der Sache ein Ende gemacht, weil Sie dem Druck nicht standhalten konnten. Vor sieben Jahren sind Sie hierher zurückgekommen, haben sich eine Detektivlizenz erteilen lassen und leben seither von diesem Job und verschiedenen anderen Unternehmungen. Ihre Mutter lebt noch und betreibt Bud's Dugout. Der Laden gehört ihr. Das Geld dazu ist wahrscheinlich ein Überbleibsel aus Ihren besseren Tagen gewesen. Ich bin heute hergekommen, um herauszufinden, was Sie gestern nacht in meinem Büro zu suchen hatten.«

»In Ihrem Geheimbüro«, sagte ich und fand meine Bemerkung selbst engstirnig.

»In meinem Geheimbüro. Aber ich glaube, Ihre Notiz hat mein Rätsel schon gelöst. Außerdem wollte ich wissen, wer Sie auf die Sache angesetzt hat; das hat Eloise mir gesagt. Jetzt will ich wissen, wieviel Sie wissen. Das können Sie mir sagen.«

»Ach?« Ich versuchte verzweifelt, mich auf den neuen Stand der Dinge einzustellen.

»Versuchen Sie nicht, sich auf die Privatsphäre Ihrer Klientin herauszureden. Eloise gibt Ihnen die Erlaubnis zu sprechen. Ganz abgesehen von den Tatsachen, daß sie minderjährig ist und daß ich ihr Vater bin. Was, frage ich noch einmal, was glauben Sie zu wissen?« Er verlor die Geduld. Ich beschloß, ihm eine der

Versionen zu gönnen, die zu den Dingen, die ich wußte, paßte.

»Ich weiß, daß Sie nicht ihr echter Vater sind. Ich weiß, daß sie in Frankreich empfangen wurde, und ich glaube, ihr Vater war ein Mann namens Jacques Chaulet, an den Sie zwanzigtausend Dollar für geleistete Dienste gezahlt haben.«

Diese Mitteilung erstaunte ihn leicht, aber er erholte sich schnell.

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Damit Sie und Ihre Frau der Klausel in Estes Grahams Testament entsprechend erben konnten. Dazu mußten Sie ein gesundes, ehelich geborenes Kind haben. Ich glaube, Sie haben herausgefunden, daß Sie steril sind.« Unter den gegebenen Umständen war es einen Versuch wert.

Wir schwiegen gemeinsam, musterten einander aufmerksam. Es war die Art von Augenblick, die jemand, der plötzlich bei uns hereingeplatzt wäre, komisch gefunden hätte. Wir fanden es nicht komisch.

Ich wartete darauf, daß er etwas sagte. Er wartete auch. Daß ich etwas sagte. »Sprechen Sie weiter«, sagte er. Weitersprechen? Ich wünschte, das hätte ich gekonnt. Er verriet mir nur, was ich bereits wußte - daß da noch mehr dahintersteckte. Aber ich schätzte, daß das, was ich ihm verraten hatte, genügte, um mir etwas Aufmerksamkeit zu verschaffen. Das mußte es einfach. Oder nicht? Ich war beinahe froh, daß er gekommen war.

Ich machte auf cool. »Was brauche ich mehr? Alles, was ich hinzufügen kann, ist, daß sich eine Kopie dieser Informationen und Anweisungen darüber, wie damit zu verfahren ist, an einem sicheren Ort befinden. Also kommen Sie nicht auf dumme Gedanken.«

Daraufhin schossen seine Augenbrauen in die Höhe und schoben sieben Falten über seine ausladende Stirn. Er seufzte den Seufzer eines reichen Mannes für dumme Angestellte.

»Wenn Sie glauben, ich würde Ihnen um Geldes willen oder um Sie zum Schweigen zu bringen, etwas antun, sind Sie den Illusionen Ihres Berufs erlegen.«

Eine Abfuhr, aber sie funktionierte. Er gab mir das Gefühl, ein Idiot zu sein, weil ich mich in Gefahr wähnte. Aber zum Teufel damit, das hier war immerhin mein Büro und mein Stuhl.

Es entstand eine neuerliche, wenn auch kürzere Pause, nach der er sich erhob. »Okay«, sagte er, »bitte lassen Sie dieses Projekt für heute ruhen. Sie werden noch von mir hören.« Damit spazierte er hinaus. Mit dem Gang eines selbstsicheren Mannes, der wußte, was er wollte, wußte, wie er es bekam, und wußte, wie er es festhalten konnte. Alles, woran es mir mangelte.

Nachdem ich zwei Stunden lang dagesessen hatte, ohne Schnaps, dämmerte mir langsam, was hier eigentlich vorging. Warum ich das Gefühl hatte, dem Tode nahe zu sein.

Ich hatte in meiner eigenen kleinen Welt der Illusionen herumgehampelt. Zufällig war ich mit der richtigen Welt zusammengestoßen, und der freundliche Herr war hergekommen, um mich wieder aufs richtige Gleis zu bringen.

Ich hatte gedacht, ich sei eine ziemlich große Nummer. Ich hatte gedacht, mir stünden große Zeiten ins Haus. Jetzt hatte ich das Gefühl, überhaupt nichts zu sein.

Ich hatte einen Frontalzusammenstoß mit dem Feind gehabt, und ich gehörte ihm. Ich hatte seine Bedingungen akzeptiert. Ich hatte ihm gesagt, was ich zu wissen glaubte; ich hatte stillschweigend eingewilligt, auf sein Gebot zu warten.

Er hatte gesagt, es bestehe keine Gefahr für mich. Er hatte es lediglich gesagt, und ich hatte es geglaubt.

Ich meine, was für eine Wendung der Ereignisse war das für einen Mann, der etwas auf sich hielt?

Was die bedeutendere Frage aufs Tapet brachte, ob ich tatsächlich ein Mann war, der etwas auf sich hielt.

Über einen einzigen Punkt war ich mir indessen nicht sicher: ob ich wirklich, nur weil er das behauptete, Eloise' Erlaubnis hatte, ihm alles zu sagen, was ich ihm bereits gesagt hatte. Das beunruhigte mich. Daß ich, ohne zu zögern, die Diskretion über Bord geworfen hatte, auf die mein Klient ein Recht hatte. Die Diskretion, die ich gemäß der Detektivgesetze des Staates von Indiana einem Klienten schulde, jenes Gesetzes, das es uns untersagt, irgend jemandem irgend etwas ohne Erlaubnis des Klienten mitzuteilen - es sei denn der Polizei, sofern es um ein Verbrechen geht.

Eine gewisse Entschuldigung hatte ich. Es war mir im allerersten Schock über seine Anwesenheit passiert. Aber ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Zwei Stunden später beschloß ich, in wilde Aktivität zu verfallen, zurückzuschlagen.

Ich wählte die Nummer der Crystals. Ein Mann war am Apparat. Ich erkannte die Stimme nicht. Ich fragte nach Eloise. Es entstand eine Pause, dann folgte ein gedämpfter Wortwechsel, und wieder sprach ich mit Leander Crystal. Ich fühlte mich ernsthaft versucht, einfach aufzulegen, aber das wäre selbst mir übermäßig kindisch erschienen.

»Sind Sie das, Samson?«

»Ich bin's«, sagte ich.

»Es tut mir leid, aber Eloise kann im Augenblick nicht an den Apparat kommen. Ich wollte Sie gerade anrufen. Können Sie morgen früh, so gegen elf, hier herkommen? Ich würde die Dinge gerne ins reine bringen.«

»Das läßt sich machen. Wird Eloise auch da sein?«

»Sie werden morgen früh mit ihr reden können.« Und dann stellte er eine Frage. »Ihre Beziehung zu meiner Tochter ist nichts, hm, nichts, was sie nicht sein sollte, oder?« Vatersorgen pur.

Ich richtete mich zu meiner vollen Telefongröße auf. »Mr. Crystal. Meine Beziehung zu Eloise ist die zwischen Klientin

und Detektiv. Ich rufe sie jetzt an, weil ich nicht davon überzeugt bin, daß ich Ihnen heute hätte erzählen dürfen, was ich Ihnen erzählt habe, und ich wollte ihr erklären, warum ich überhaupt mit Ihnen gesprochen habe. Wenn wir allerdings morgen eine volle Erklärung dieser unerfreulichen Angelegenheit erwarten dürfen, dann ist das wohl in ihrem eigenen Interesse, und ich bin damit einverstanden. Ich werde morgen zur Stelle sein. Guten Tag.«

Das Dröhnen meines auf die Gabel geschmetterten Hörers hallte durch die geheiligten Hallen meines Büros. Ich fühlte mich beschissen.

Aus einem vagen Gefühl heraus fuhr ich etwas früher zum Haus der Crystals, ungefähr gegen neun Uhr. Ich bin mir nicht sicher, was ich dort zu finden hoffte - hektisches Packen und Leute, die davonliefen -, aber es kam anders. Ich bekam nichts Ungeziemliches zu sehen.

Auf der anderen Seite erfüllte sich auch nicht die Befürchtung, die ich gleichzeitig gehegt hatte. Daß Crystal meinen Wagen auf der Straße erkennen, rauskommen und sagen würde: »Wenn Sie schon unbedingt früher kommen müssen, dann treten Sie wenigstens ein und warten Sie im Warmen.«, Das ist mir einmal passiert. Einer der Vorzüge der Bedeutungslosigkeit ist, daß man nicht an derselben Ethik festzuhalten braucht wie die großen Agenturen. Man braucht nicht jeden Fall anzunehmen, der reinkommt, jede alte Dame, die ihren dreißigjährigen »Jungen« beschattet haben will, damit sie die Frau, die ihn diesmal vom rechten Wege abbringt, in ihre Krallen bekommen kann.

Und man braucht nicht jeden Fall so ganz auf die saubere Tour über die Bühne zu bringen. Man kann persönliche Dienste leisten. Bei dem Fall, an den ich gerade denke, engagierte mich eine Ehefrau, scheidungstaugliche Beweise gegen ihren Mann aufzutreiben, falls es denn solche gab.

Es war Winter, und ich saß die ganze Nacht im Auto vorm Haus seiner Freundin. Gegen sieben war ich fast eingeschlafen und fast erfroren, als ich aufblickte als der Bursche an mein Fenster klopfte. Ich habe ihn nicht aus dem Haus kommen sehen. Vielleicht hat er mich vor dem Erfrieren gerettet. Ich kurbelte das Fenster runter, und er sagte zu mir - einfach so: »Wenn Sie auf mich warten, können Sie genauso gut ins Warme kommen und eine Tasse Kaffee trinken.«

Was ich auch tat. Wir kamen ins Gespräch. Und es gelang mir nicht, seiner Frau irgendwelche Beweise für irgendwelche Verfehlungen seinerseits vorzulegen. Ich erzählte ihr, daß er ein hart arbeitender Mann sei - er verkauft Autoteile auf der Illinois Avenue -, erzählte ihr von all diesen Spätschichten nachts allein im Laden. Ich machte meine Sache gut. Sie glaubte mir beinahe. Ich habe natürlich mein Honorar von ihr kassiert. Schließlich war es sein Geld.

Ich kriege heute noch Autoteile zum Selbstkostenpreis. Ein Angestellter einer großen Agentur könnte möglicherweise nicht so arbeiten, könnte es sich nicht leisten, den Ruf seines Vereins in Gefahr zu bringen.

Aber ich habe keinen Ruf, dem dergleichen schaden könnte. Und Bedeutungslosigkeit macht es einem so viel leichter, Gott zu spielen, wenn man dazu veranlagt ist.

Es macht es einem auch leichter, sich auf seinem Ego rumtrampeln zu lassen, aber das ist eben die andere Seite der Medaille.

Um Punkt elf drückte ich bei den Crystals auf die Klingel.

Um Punkt elf öffnete Leander Crystal die Tür und führte mich in das Wohnzimmer, aus dem er mich jüngst so gekannt herausgeführt hatte.

Eloise war da, saß auf einem Stuhl vor den Balkontüren. Sie war nicht die Eloise, die ich in der letzten Zeit kennengelernt hatte. Sie war blaß und müde und hatte zwei blutunterlaufene Augen. Aber ihr Gesicht zeigte eine Art von Gelassenheit, die ich nie zuvor an ihr bemerkt hatte.

Ihr Vater war völlig anders. Stets der supergepflegte Mann von fünfzig mit klarem Blick und kräftiger Stimme. Immer noch der Mister Cool. Er stand. Ich setzte mich aufs Sofa, dorthin, wo ich bei meinem Gespräch mit Fleur gesessen hatte. Er sah mich an und hielt eine Rede.

»Ich habe mit den anderen Hauptbeteiligten in dieser Sache

gesprochen, und wir sind zu dem Schluß gekommen, daß es wohl das Gegebene wäre, Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen.«

Ich hörte lediglich zu. Skeptisch war ich natürlich, aber jetzt konnte mich nichts mehr überraschen.

»Wir sind nicht glücklich darüber, Sie ins Vertrauen ziehen zu müssen - Ihnen Familiengeheimnisse anvertrauen zu müssen, so wie die Dinge liegen -, aber Eloise versichert uns, daß Sie ehrlich sind, und wir gehen davon aus, daß Sie darüber hinaus diskret sind. Wir wissen, daß Sie einigermaßen tüchtig sind.« Huldvolles Zugeständnis. Es erfüllte mich mit ein klein wenig Stolz.

»Sie wissen, daß Fleur und ich 1949 geheiratet haben. Sie wissen vielleicht nicht, daß es eine Liebesheirat war und immer noch ist. Nicht vollkommen, sondern menschlich.

Ein Teil der Unvollkommenheit geht auf das Konto von Fleurs Vater. Solange er lebte, versuchte er Fleurs Gedanken und ihren Geist zu beherrschen.«

Ein Extraswerfer, der schlecht von den Toten sprach? Ich veränderte meine Sitzhaltung, indem ich die Beine übereinanderschlug. Er fuhr fort.

»Nach seinem Tod sicherte er seine Wertvorstellungen durch die Bedingungen seines Testaments ab. Wie Sie wissen, hing Fleurs Erbe davon ab, daß aus unserer Ehe ein Kind hervorging.« Ich nickte überflüssigerweise, als wollte ich zu seinen Ausführungen den Takt schlagen.

»Zu Lebzeiten hat er regelmäßig von dieser Bedingung in seinem Testament gesprochen. Meiner Meinung nach wollte er damit Unfrieden stiften.« Eine korrekte Vermutung: Sie hatten vor Estes' Tod über das Testament Bescheid gewußt.

»1952 fand ich dann heraus, daß ich keine Kinder zeugen konnte.« Noch ein Treffer.

»Als das einmal feststand, arrangierten Fleur und ich eine Reise nach Europa. Dort hat ein Freund, den ich im Krieg kennengelernt hatte, Kontakt zu einem französischen Arzt aufgenommen, der Fleur durch künstliche Befruchtung geschwängert hat.

Fleur wurde Ende Januar schwanger. Als alles normal zu verlaufen schien, kehrten wir nach Indianapolis zurück und verkündeten die gute Neuigkeit.

Das war's also. Sie haben eine Unschicklichkeit aufgedeckt. Aber die moralischen Fragen, um die es hier geht, sind durchaus vielschichtig. Natürlich war auch Habgier im Spiel, aber es ist nicht Fleurs Schuld, daß ich steril bin, und jede andere Vorgehensweise hätte ihr einen Lebensstil zugemutet, der stark von dem abfiel, woran ihr Vater sie gewöhnt hatte.

Ein größerer Fehler bleibt bestehen, unsere Lügen, was Eloise' Herkunft betrifft. Aber wir lieben sie; sie ist in jedem wirklichen Sinne des Worts unsere Tochter. Es steht außer Frage, daß wir sie wollten und daß wir den Betrug haßten. Wir dachten, es sei das beste, ihr nichts zu sagen, aber das war ein Irrtum. Unsere größte Verfehlung bestand darin, daß wir unsere Tochter unterschätzt haben und unsere Fähigkeit, die Dinge vor ihr zu verbergen, überschätzt, aber es ging um Dinge, die mit starken Gefühlen verbunden sind. Wir werden Eloise jedenfalls nicht noch einmal unterschätzen. Ich hoffe, es ist nicht zu spät. Sie glaubt es, und wir hoffen es.

Bleibt nur noch ein einziges, grundlegendes Problem: Sie. Ich weiß nicht, was Sie mit dieser Information anfangen werden. So viele Möglichkeiten gibt es da nicht. Der ›Gerechtigkeit‹ kann kein Dienst mehr erwiesen werden; Sie haben unsere ›Leiche‹ ausgegraben und die Fragen Ihrer Klientin beantwortet. Jetzt könnten Sie uns nur noch ein paar gesellschaftliche Schwierigkeiten machen. Aber die Folgen des Geschwätzes würden Eloise treffen, nicht uns. Und damit würden Sie ihr ein schweres Unrecht zufügen.

Ich habe das Problem durchdacht. Mein Vorschlag ist folgender: Uns als Familie ist sehr an Ihrem Schweigen gelegen. Ich werde alle strafrechtlichen Klagen gegen Sie fallenlassen und Ihnen einen Scheck über fünfzigtausend Dollar ausstellen. Beides sollte eigentlich mehr sein, als

Sie unter den gegebenen Umständen erwarten dürften. Als Gegenleistung geben Sie mir alle Unterlagen zurück, die diesen Fall betreffen, sowohl die, die sich bereits in Ihrem Besitz befinden, als auch die, die die Polizei Ihnen aushändigen wird, wenn ich die Anklage fallenlasse. Und wir erwarten natürlich, daß Sie Stillschweigen bewahren.« Endlich schwieg auch er; er war ebenfalls müde. Die ganze Sache strengte ihn gefühlsmäßig sehr an.

Und es war eine Menge Geld. »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Natürlich.«

»Wie paßt das, was Sie mir gerade erzählt haben, zu der jüngsten Fehlgeburt Ihrer Frau?« Ich dachte, ich würde vielleicht einen kleinen Treffer landen - ich meine, ich dachte nicht, daß er wußte, daß ich darüber im Bild war.

Und er rieb sich tatsächlich die Augen. Aber er sagte:

»Mr. Samson, meine Frau ist nicht gesund.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, es gab keine Fehlgeburt.«

»Sie ist noch schwanger?«

»Es gibt auch keine Schwangerschaft.«

Zum ersten Mal, seit er zu sprechen begonnen hatte, warf ich einen Blick auf Eloise. Immer noch blaß, aber gefaßt.

»Eloise wußte es auch nicht«, sagte er. »Es hat offensichtlich viele Dinge über uns gegeben, von denen Eloise nichts wußte.« Er seufzte. »Meine Frau war in letzter Zeit von der Angst besessen, daß wir sie verlassen könnten. Sie wollte unbedingt

wieder schwanger sein. Ich habe mich behandeln lassen, aber... nun, vor ein paar Monaten beschloß sie, sie sei schwanger. Sie erzählte es Eloise. Ihr Arzt und ich spielten mit. Solange wir konnten.«

Wir sahen einander an, von Mann zu Mann. Mein Gefühl, irgendwie im falschen Film zu sein, wuchs. Der Bursche war entweder ein großartiger Schauspieler oder...

Aber warum so großzügig sein? Also war er von mir aus eben ein großartiger Schauspieler.

Er verzog das Gesicht, schaffte es aber nicht bis zu einem Lächeln. »Sie haben bemerkt, daß es sich bei der ›Fehlgeburt‹ um ›Zwillinge‹ handelte?«

Ich nickte.

»Nun, ich glaube, das sollte die Fruchtbarkeitsbehandlungen, denen ich mich ihretwegen unterzogen habe, symbolisieren. Ein wenig verwickelt das Ganze, aber nicht ohne Methode, meinen Sie nicht auch?«

Ich meinte nicht.

»Willkommen in der Familie, Mr. Samson. Ich weiß, das ist ziemlich viel auf einmal. Sie brauchen sicher Zeit, um eine Entscheidung zu treffen. Ich schlage folgendes vor: Ich gebe Ihnen den Scheck und lasse die Anklagen fallen. Wenn Sie den Scheck einlösen, gehen wir davon aus, daß Sie die Bedingungen akzeptiert haben und uns die Filme übergeben werden, die Sie von der Polizei bekommen, sobald die Anklage fallengelassen wird.«

»Eine andere Garantie wollen Sie nicht?«

Er zuckte die Achseln. »Welche Garantie könnte ich schon bekommen? Wenn Sie ein Stück Papier unterschreiben, versiegelt das nicht automatisch Ihren Mund. Eloise sagt, man kann Ihnen vertrauen. Wir werden ihrem Urteil vertrauen müssen. Wir werden da vertrauen müssen, wo uns früher der

Mut fehlte.« Er sah sie zärtlich an. Ich sah sie auch an, und ihr Gesichtsausdruck schien immer noch von derselben müden Gelassenheit zu künden.

»Ich bin einige Verpflichtungen eingegangen - es könnte eine Weile dauern, da wieder rauszukommen.«

»Mr. Samson, ein Bettler kann nicht wählerisch sein. Ich bitte Sie, uns die gesellschaftliche Erschütterung eines Skandals zu ersparen. Ich kann Sie nicht dazu zwingen, Stillschweigen zu bewahren. Die Vermeidung eines Skandals ist uns sehr viel wert. Aber wir sind niemandem sonst fünfzigtausend Dollar wert.«

»Es geht mir nicht um Geld.«

»Dann kann ich nur noch sagen, daß ich Ihnen dankbar wäre, wenn Sie Ihre Entscheidung treffen und diese leidige Sache schnell erledigen würden.«

»Dürfte ich vielleicht noch einmal allein mit Eloise sprechen?«

»Natürlich.« Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ den Raum. Eloise, meine Klientin, meine blasse, zarte Klientin. Exklientin. »Hat man Sie wirklich ins Gefängnis gesteckt?« fragte sie.

»Ja.« Ich freute mich über ihr Mitleid.

»Damit hatte ich nicht gerechnet.« Ihr Mitleid war kein Mitleid. Es war ein gewisses Maß an Abscheu. Es verletzte mich. Ich halte mich nicht für schmutzig.

»Sie sind nicht verantwortlich für das, was ich getan habe oder tun werde. Und wenn ich nicht ins Gefängnis gekommen wäre, wären Sie nie in den Genuß dieser Erklärung gekommen, das dürfen Sie nicht vergessen.«

»Werde ich auch nicht. Es tut mir leid.« Wir saßen da und schwiegen.

Zu guter Letzt sagte ich: »Was ist nun? Sind Sie zufrieden?«

»Ja«, sagte sie.

»Mehr wollen Sie nicht wissen?«

»Ich wüßte nicht, was.«

»Dann einmal anders herum gefragt - hätten Sie etwas dagegen, wenn ich noch ein Weilchen weitermachen würde? Ich meine, nicht als Klientin, sondern als Mensch.« Diesen Kompromiß akzeptierte sie nicht.

»Ja«, sagte sie hitzig. »Warum sollten Sie weitermachen? Es ist nicht Ihre Familie, es ist meine. Ich bin glücklich jetzt, glücklicher als seit langem... Seit ich denken kann!« Dann fügte sie freiwillig, und man könnte denken, kindlich hinzu: »Wenn es meine Entscheidung gewesen wäre, wären es eher fünftausend Dollar gewesen. Besser, Sie nehmen das Geld, bevor er seine Meinung ändert.«

»Vielleicht werden Sie mal ein besserer Geschäftsmann als Ihr Vater.«

»Vielleicht werde ich das.« Sie wandte sich ab. Ich ging, bevor sie sich umdrehte. Ich hatte Angst davor, in ihren Augen Dollarzeichen zu sehen.

Ich ging zur Flurtür und öffnete sie für Leander Crystal. Er wartete auf mich, saß auf der Treppe zum zweiten Stock. Er lächelte verlegen und stand auf. Es war das erste Mal, daß er mich angelächelt hatte. Es gefiel mir; es war menschlich.

Wir gingen ins Wohnzimmer zurück, wo Eloise noch immer auf ihrem Platz saß. Dann zog er ein kleines Stück Papier mit blauen Linien drauf aus der Tasche.

»Ich habe ja gesagt, daß ich Ihnen das hier geben wollte«, sagte er, und seine Stimme klang auffällig müde. Ich steckte den Scheck in die Tasche, ohne die Ziffern zu lesen. Ich wollte nicht ungehobelt erscheinen.

»Wenn es noch irgendwelche Fragen gibt, die ich für Sie beantworten kann, Dinge, von denen Sie meinen, Sie müßten sie

wissen...«

Er wurde unterbrochen, als die Tür auf der anderen Seite des Wohnzimmers aufflog und Fleur Crystal erschien. Die Tür, durch die sie bei unserem letzten Treffen angsterfüllt verschwunden war.

Keine Spur von Angst jetzt. Sie achtete sorgfältig darauf, nicht zu schwanken, hielt sich mit der einen Hand am Türrahmen fest und umklammerte mit der anderen ein kleines Glas. Der Inhalt des Glases hätte Eistee sein können, aber ich sah keine Zitrone.

»Da sind Sie also«, schrie sie. »Sie beschissener kleiner Bastard!« Sie lachte. »Hat er's Ihnen gesagt? Hat er's Ihnen gesagt?«

Crystal trat zu ihr und versuchte sie dorthin zurückzubugsieren, wo sie hergekommen war. Sie war nicht gerade fügsam, aber als er die Hände auf ihre Schultern legte, stieß sie ihn nicht direkt zurück.

»Bitte«, wimmerte sie. »Ich will es ihm sagen!« Crystal warf mir einen Blick zu, und ich verstand. Ich ging durch die Wohnzimmertür und weiter bis zur Haustür. Ich meisterte die Feinheiten des Wegs hinaus, aber nicht ohne vorher noch weiteres grelles Gekreis zu hören.

Als ich ging, hallten mir die Worte ›künstliche Befruchtung‹ in den Ohren.

Ich war immer noch froh, daß Crystal mich angelächelt hatte. Ich verstand ihn jetzt besser, und ich wußte, daß er müde war, sehr müde.

Ich übrigens auch. Also ging ich nach Hause.

Aber ich konnte nicht in der Wohnung bleiben. Es war ein schöner Tag. Ich zog mir bedächtig das Jackett aus und hängte es, ohne in die Tasche zu schauen, ganz hinten in meinen Kleiderschrank. Dann zog ich mir ein paar Turnschuhe an und

verbrachte den Nachmittag mit Basketballspielen im Brookside Park. Später konzentrierte ich mich mit aller Kraft darauf, nicht an die Crystals zu denken. Das gelang mir auch ganz gut; bis gegen zwei Uhr morgens. Es war eine dieser Denknächte, keine Schlafnacht. Alles, was ich verdrängt hatte, kam mit einem Mal zurück, tiefe, dunkle, vagabundierende Gedanken. Sie waren grimmig. Sie bescherten mir einen Schmerz im Magen, den ich, auch wenn es kein Hunger war, mit Milch zu beruhigen versuchte. Ich hatte nicht genug da. Ich brauchte eine ganze Weile, um einen Lebensmittelladen zu finden, der auch nachts geöffnet war. Dann trank ich zuviel.

Als ich zurückkam, mußte ich mich übergeben. Dann schlief ich wie ein Baby. Bis ein Uhr mittags. Warum nicht? Ich war reich. Oder?

Als ich mich aus dem Bett gehievt hatte, war mir auch endlich klar, warum ich nicht mit fliegenden Fahnen zur Bank lief, um den Scheck einzulösen.

Das Grundproblem, die Sache, die mich davon abhielt, die anderthalb Blocks bis zur Bank zu gehen, war der Übergriff auf meinen Berufsstolz, seine Vereinnahmung.

Ich versuche, in meinem Leben falschem Stolz aus dem Weg zu gehen. Aber es hat gut sieben Jahre gedauert, bis mir klar war, was ich tue und wie ich damit zurechtkomme. Das Ergebnis mag zwar recht armselig erscheinen, aber wenn mir nicht gefiele, was ich tue, täte ich's eben nicht. Wenn also jemand daherkommt und mir diese Entscheidung ungebeten abnimmt, erfüllt mich das nicht gerade mit Begeisterung.

Und es gab noch Dinge, die nicht ganz zu meiner Zufriedenheit geklärt waren. Kleine Widersprüche - oder die Möglichkeiten von Widersprüchen. Die Versuchung, etwas als wahr anzunehmen, weil jemand es einem gesagt hat, ist ein Risiko meines Berufes. Wenn man eine Sache ordentlich machen will, muß man alle Tatsachen selbst nachprüfen und feststellen, ob die Ergebnisse miteinander vereinbar sind.

Ich verpaßte die Drei-Uhr-Deadline. Jetzt war die Bank geschlossen.

Um drei Uhr achtundzwanzig bekam ich einen Anruf von Miller aus dem Polizeipräsidium. Er hatte gerade seinen Dienst angetreten.

»Verrat mir deinen Trick«, meinte er. »Dieser pingelige Anwalt war hier, hat alle Anklagen fallenlassen und darum gebeten, daß dir alle Fotos, die du gemacht hast, ausgehändigt werden.«

»Es war einfach nur ein kleines Mißverständnis. Der

Nachtwächter hat mich mit der Nachtputzfrau verwechselt und seinen Irrtum erst bemerkt, als er mir schon auf den Rücken gesprungen war. Um nicht ganz so blöde dazustehen, hat er mich k. o. geschlagen und jede Menge Fotos gemacht.«

»Die Negative und ein Satz Abzüge warten hier auf dich, wenn du sie haben willst. Tut mir leid, ich kann nicht länger plaudern. Ich muß gleich einen notorischen Einbrecher verhaften.« Er legte auf.

Es war ein kühler, aber angenehmer Tag. Ich machte einen Spaziergang zum Polizeirevier.

Auf dem Weg dorthin kam ich an drei Banken vorbei, alle drei geschlossen.

Miller war bis zum Schluß konsequent geblieben.

Er hatte die Filme und Abzüge für ›Donald Duck‹ hinterlegt. Ich hatte Glück - mein Freund Taube Nuß saß am Schreibtisch und zog den Umschlag raus, sobald er mich sah.

Als ich zurück ins Büro kam, klingelte das Telefon. Es war nicht Eloise. Es war ein Rechtsanwalt, für den ich arbeite, der sich erkundigte, ob ich ein paar Vorladungen für ihn zustellen könne. Ohne nachzudenken, sagte ich nein, ich arbeitete an einem Fall. Ein interessantes Konzept, weil es bedeutete, daß ich mich selbst engagierte.

Ich las eine Weile. Als es Zeit zum Abendessen war, beschloß ich, daß dieses ›ich mache weiter - ich mache nicht weiter - ich löse den Scheck ein - ich löse den Scheck nicht ein‹ aufhören mußte.

Als Ausdruck meiner Verwegenheit beschloß ich, die ganze Sache ein paar Tage in ihrem eigenen Saft schmoren zu lassen.

Während des Abendessens - Lammeintopf aus der Dose - dachte ich darüber nach, daß ich jetzt zwei Sätze Abzüge von den Filmen hatte, und erwog die Möglichkeit, den Scheck einzulösen, die Negative und einen Satz Abzüge an Crystal zu

schicken und mit dem anderen Satz Abzüge trotzdem weiterzumachen.

Ich verwarf diese Möglichkeit als unprofessionell. Nach dem Abendessen machte ich mich noch einmal, über die Bilder her.

Zwölfhunderteinundvierzig Stück. Das ging nicht lange gut. Es war ja genau das gleiche, was ich mit den medizinischen Unterlagen nicht getan hatte. Aber welchem Experten konnte ich diese Dinger in die Hand drücken?

Bei dem Gedanken an die medizinischen Unterlagen kam ich auf die Idee, meine Notizen noch einmal durchzusehen. Ich fragte mich, wer Fleurs Arzt war, der Nachfolger von Fishman. Ich fragte mich, ob ich Crystal fragen sollte. Er sagte, ich dürfe.

Aber ich entschied mich eindeutig dagegen, ihn zu fragen. Entweder kaufte ich ihm seine Story ab, oder ich ließ es bleiben.

Ich schickte einen Brief nach New York City und bat um eine Kopie von Eloise Crystals Geburtsurkunde. Ich erwog den Gedanken, meine Flamme zu fragen, was ich tun solle. Ich meine, wozu ist eine Frau denn da? Auf dem Weg zum Briefkasten, in den ich einen Brief nach New York werfen wollte, ging ich bei ihr vorbei. Aber ich hätte ihr alles mögliche erklären müssen, um sie auf den neuesten Stand zu bringen. Ich konnte mich nicht recht dazu überwinden, ihr all die Erklärungen aufzuzwingen. Wo wir doch über so viele andere Dinge zu reden hatten. Mit großer Willenskraft schaffte ich es schließlich, die ganze Sache, solange ich bei ihr war, vollkommen zu verdrängen.

Um elf Uhr am nächsten Morgen war ich in der Bibliothek. Schlag die Stichworte ›Künstliche Besamung‹ und ›Sterilität‹ nach.

In der Britannica stand: »Die Besamung eines weiblichen Zuchttieres anders als durch natürliche Paarung... Künstliche Besamung wurde bereits von den Arabern in der Pferdezucht angewandt. Fohlen, Kaninchen, Welpen und andere Tiere sind erfolgreich durch künstliche Besamung erzeugt worden. Seit 1940 gelangte das Verfahren in den USA zu weiter Verbreitung, vor allem bei Milchvieh... Der Samen kann auf verschiedene Weise gewonnen werden... bei Zuchtbullen meist mit Hilfe einer künstlichen Scheide...«

Und unter Sterilität fand ich: »Unfreiwilliges Unvermögen zur Fortpflanzung (Unfruchtbarkeit) findet sich bei den meisten bisher untersuchten Populationen bei 10 % aller verheirateten Paare... « ›Kein Entmannter oder Verschnittener soll in die Gemeinde des Herrn kommen (5. Buch Moses, 23.2)... < »Die Behandlung der Unfruchtbarkeit der Frau ist erfolgreicher (als die der Unfruchtbarkeit des Mannes); mechanische Probleme lassen sich bisweilen operativ beheben, und es ist sogar möglich, durch Gabe von Humangonadotropinen die Ovulation einzuleiten...«

In der Americana war zu lesen: »Eine verheiratete Frau kann mit dem Samen eines vom Arzt ausgewählten Spenders künstlich besamt werden. Das kommt in Betracht, wenn der Ehemann unfruchtbar ist oder unter einer Erbkrankheit leidet, die er nicht an seine Kinder weitergeben will. Die United Presbyterian Church in the U. S. A. billigte 1962 die künstliche Besamung für ›intelligente, emotional stabile‹ Paare und verlangte einheitliche staatliche Gesetze zum Schutz der legalen

Rechte von ›Retortenbabys‹.« Stedman's Medical Dictionary: Fehlanzeige.

Colliers Encyclopedia: »Seit etwa 1920 war die künstliche Besamung in vielen Fällen letzte Abhilfe bei Unfruchtbarkeit... Das Verfahren ist aber wegen emotionaler und religiöser Einwendungen nicht universell einsetzbar.«

Und was bewies das? Daß die Sache, was die künstliche Befruchtung betraf, genauso stattgefunden haben konnte wie behauptet. Ich hatte gehofft, herauszufinden, daß bis etwa 1956 niemand an künstliche Befruchtung für Menschen auch nur gedacht hatte. Da lag ich wohl fünfunddreißig Jahre daneben.

Ich wollte beweisen, daß man mich belogen hatte. Weil ich mich nicht gern belügen lasse. Was schon Ansporn genug gewesen wäre, um die ganze Geschichte weiterzuverfolgen. Trotz des Respekts, den Leander Crystal mir abnötigte, hatte ich das Gefühl, daß er mich einfach belogen haben mußte.

Im Grunde, weil ich nicht glaubte, daß das, was ich wußte, fünfzigtausend Dollar wert war, nicht einmal, wenn es zu einem Skandal kam. Ich hätte das eher wie

Eloise eingeschätzt. Ich hätte mich mit fünftausend Dollar zufriedengegeben.

Auf alle Fälle würde ich so lange weitermachen, bis ich beweisen konnte, daß man mich belogen hatte oder nicht. Ich würde keine neuen Wege erkunden. Würde Notizen durchgehen, okay. Würde Leute besuchen, die zu besuchen ich mir bereits vorgenommen hatte. Die Unterlagen überprüfen, die ich Miller abgeschwatzt hatte, und ihm sagen, was ich in der Hand hatte. Meine Post lesen. Und vielleicht einen Blick auf die Bilder werfen, die ich mir bei Crystal beschafft hatte.

Und wenn binnen einer Woche nichts dabei rauskam, würde ich meinen Scheck einlösen und das Geld abheben und...

Ich ging zum Mittagessen zu Joe. Dort wäre ich beinahe an meinem zweiten Hamburger erstickt, als mich schlagartig der

unbezwingbare Drang überkam, zu meiner nächsten Bank zu rennen. Ungeachtet der Tatsache, daß Samstag war. Ich würde an die Tür hämmern, bis irgend jemand mir aufmachte. Als ich mich zum dritten Mal verschluckte, riß ich mich endlich zusammen, bestellte Zitronenbaiser, Torte, Schokoladeneiscreme, schwarzen Kaffee und beschloß, der Sache drei Tage zu geben, maximal.

Mrs. Forebush war ganz die alte. Ich fragte mich nur, was sie in diesem Haus in der Fünfzigsten Straße tat. Ob sie jemals ausging; wie sie an ihre Lebensmittel kam. Der nächste Laden ist an der Ecke Neunundvierzigste und Washington Boulevard, drei stattliche Häuserblocks weiter. Bei näherem Nachdenken dämmerte mir, daß sie wohl zurechtkam.

Als wir im Viktorianischen Zimmer von Indianapolis saßen, gab ich ihr die Geschichte so wieder, wie Crystal sie mir aufgetischt hatte. Ich hatte die Möglichkeit erwogen, das Ganze noch etwas zu schönen, mir dann aber überlegt, daß sie sicher um Eloise' willen schweigen würde, wenn ich das schon um fünfzigtausend Dollar willen tat. Ich ließ Crystals finanzielles Angebot unerwähnt.

Als ich fertig war, sagte sie: »Fleur war nie besonders in sich gefestigt. Jetzt ergibt das Ganze wohl einen Sinn.« Sie sah mich mit großer Aufmerksamkeit an, um festzustellen, ob ich genauso dachte.

»Das tut es wohl«, sagte ich und versuchte, genauso aufmerksam zurückzuschauen.

»Aber ich sehe das Problem nicht. Das Kind wurde ehelich geboren, und es war Fleurs Kind; mehr war nach dem Testament nicht nötig. Wozu also die Geheimniskrämerei?«

»Vielleicht weil es schwierig ist, sich dazu zu bekennen, daß man sich anfangs mit einer Lüge beholfen hat«, sagte ich gnädig. »Was mich betrifft, ich habe einen beträchtlichen persönlichen Respekt für Leander Crystal entwickelt. Er ist ein ungewöhnlicher Mann.«

Sie nickte nachdrücklich. »Ihm gehört dieses Haus, wissen Sie. Er läßt mich hier mietfrei wohnen und gibt mir eine Art Pension.«

»Das haben Sie mir erzählt. Wann sind Sie hier eingezogen?«

»Fast unmittelbar nach dem Tod des armen Estes. Fleur und Mr. Crystal sind zwei Tage nach der Beerdigung nach New York abgereist, und er hatte alles Nötige in die Wege geleitet, damit die Umzugsfirma mich zwei Tage später hier herbrachte.«

»Wissen Sie, wann er das Haus gekauft hat?« Ich habe auch mal ein Haus gekauft; war 'ne Menge Trouble. »Nein, aber es war damals bewohnt. Ich glaube, er hat die Mieter rausgeworfen, oder sie sind von selbst ziemlich schnell ausgezogen. Sie haben ziemlich viele Lebensmittel hiergelassen und Porzellan und solche Dinge. Porzellan Marke Woolworth.« Sie warf einen anerkennenden Blick auf ihre eigene Porzellanvitrine. »Sehen Sie diese Schale mit dem Blumenmuster? Das ist Minton.«

»Sehr hübsch.«

»Und das Essen. Lauter merkwürdige Gemüsearten. Artischockenherzen und Endivien. Aber was kann man von einer Ausländerin schon erwarten? Sie war nämlich Ausländerin. Wußten Sie das?«

»Nein, das wußte ich nicht. Woher wissen Sie es denn?« Sie sah mich scharf an, als hätten meine Worte eine Art von Kritik enthalten, was sie wahrscheinlich auch taten. Die Alteingesessenen aus Indiana haben nicht viel übrig für Ausländer. Jemand aus den angrenzenden Staaten - Illinois, Michigan, Ohio und Kentucky - konnte vielleicht ein Verwandter sein. Aber wenn es um andere Staaten ging, herrschte hier große Zurückhaltung. Und das Ausland ist eine andere Welt für die Menschen, die davon überzeugt sind, daß daheim in Indiana alles genau so ist, wie es sein soll.

Ich bin einmal mit einem Mann aus England durch Indiana gereist, der das ganze Land abgeklappert hatte, um sich die Sehenswürdigkeiten Amerikas zu Gemüte zu führen. Wir haben auch kurz am alten James-Whitcomb-Riley-Haus auf der

Fernstraße 40 haltgemacht. Jeder, der in Indiana zur Schule geht, weiß, wer James Whitcomb Riley ist.

Wir wollten Postkarten kaufen, und als wir damit zur Kasse gingen, hörte die Lady dort meinen Freund sprechen und fragte: »Auslänna, wie?«

Er hatte erst etwas Mühe, sie zu verstehen, nickte dann aber. »Sollte ich wohl besser der Polizei melden«, sagte sie.

Nun hatten wir beide etwas Mühe mit dem Verständnis, und nach stundenlangen zehn Sekunden rang sie sich ein schiefes Lächeln ab und sagte: »War nur 'n Witz. Ich hoffe, Sie haben 'ne schöne Reise.« Die Reise wurde tatsächlich schöner.

Bei Mrs. Forebush hatten meine Vorurteile gegen Indianas Vorurteile mich wohl übermannt.

»Ich weiß, daß sie Ausländerin war, junger Mann. Ich sollte es wohl wissen. Fünf Jahre lang ist jeden Juni ein Mann vom Ausländeramt gekommen, um nach ihr zu fragen. Von 1955 an. Er sagte, sie hätte sich im Januar nicht bei der Behörde gemeldet, was die Fremden ja tun müssen. Und dies sei ihre letzte ihnen bekannte Adresse. Ich erinnere mich an ihn, weil es immer derselbe Mann war, der hierherkam, und weil er immer dieselben Fragen gestellt hat. Jedes Jahr war es wieder so, als hätte ich im Jahr davor überhaupt nicht mit ihm geredet. Manchmal frage ich mich wirklich, wozu es das geschriebene Wort gibt. Hätten diese Leute nicht einfach eine Notiz auf ihrer Karteikarte machen können oder so was? Irgendwann kam er dann nicht mehr. Wahrscheinlich haben sie sie gefunden.«

»Wahrscheinlich.«

»Aber Mr. Crystal ist sehr gut zu mir gewesen.« Sie sagte das in jenem endgültigen Tonfall, der das nicht mehr allzu ferne Ende einer Unterhaltung anzeigt.

»Das einzige, was ich Sie noch fragen wollte, Mrs. Forebush, ist vielleicht ein wenig persönlich, aber ich würde es trotzdem gerne tun. Als ich mit Fleur sprach, sagte sie, Sie hätten sich

irgendwann einmal Hoffnung auf eine Ehe mit Estes Graham gemacht.«

Sie wurde ein wenig traurig, aber dafür fiel jegliche Gelangweiltheit von ihr ab. »Ich weiß wirklich nicht, ob ich mit Ihnen darüber reden sollte. Meine Beziehung zu Estes Graham war etwas Unausgesprochenes - und etwas sehr Schönes. Ich habe wohl irgendwann einmal wirklich erwartet, daß er mich heiraten würde. Das war wahrscheinlich etwa zu Anfang des Krieges, drei Jahre nach Irenes

Tod. Er war ein Mensch, der von seiner eigenen Energie verzehrt wurde, ein Mensch, der nur so vor Leben sprühte, sogar damals, und dabei war er siebzig Jahre alt, als der Krieg begann. Aber als seine Kinder eins nach dem anderen starben, starb er auch. Zuerst 1942 Windom, dann Slugger, das war der zweite Sohn, und schließlich Sellman. Als der 1944 starb, wußten wir beide einfach, daß er nie wieder heiraten würde. Als dann der kleine Joshua fiel, ist er völlig zusammengebrochen. Eines Tages rief er mich zu sich, um mir zu sagen, daß er mir Aktien im Wert von hunderttausend Dollar überschrieben habe, damit ich im Falle seines Todes versorgt sei.

Ein paar Wochen später hatte er einen Schlaganfall. Ich glaube, er hat damit gerechnet, daß er nicht mehr lange zu leben hatte. Wenn das jüngste Kind, Fleur, ein Junge gewesen wäre, hätten die Dinge vielleicht anders ausgesehen.

1946 kam Mr. Crystal nach Indianapolis, um auf das Buttler-College zu gehen und dort mit staatlicher Unterstützung nach dem Soldatengesetz seinen Collegeabschluß zu machen. Und sobald er hier ankam, meldete er sich bei Estes. Sie müssen wissen, daß er im Krieg mit Joshi befreundet war. Und als Mr. Crystal anfang, sich für Fleur zu interessieren, nun ja.. ich glaube Leander Crystal ist es zu verdanken, daß Estes noch sechs oder acht Jahre gelebt hat.

Ich kenne nicht viele junge Leute. Und gewiß wird es nie

wieder einen Estes Graham geben. Aber der einzige junge Mann, den ich kenne, der Estes überhaupt das Wasser reichen konnte, war Leander Crystal.« Sie schwieg einen Augenblick lang. Und sah mich mit einer gewissen Feuchtigkeit in den Augen an. »Eloise war für mich immer irgendwie etwas Besonderes. Als wäre sie das Kind, das ich einmal hätte haben können.«

Den Rest von Fleurs Anschuldigungen ließ ich fallen. Wir trennten uns in weiterem gegenseitigem Einvernehmen - zu dem jetzt sogar ein gewisses Maß an beidseitiger Bewunderung für Leander Crystal gehörte.

Als ich wieder in meinem Büro war, ging es auf vier Uhr zu. Mit einem gewissen Maß an Nostalgie beschloß ich, mir zum Teestündchen eine Kanne Tee zu kochen.

Die Wehmut galt nicht nur Mrs. Forebushs viktorianischem Scharfblick. Sie galt vor allem dem Andenken an Klienten, die der Vergangenheit angehörten. Vier Uhr war Eloise' Zeit für einen Besuch bei mir. Ich widmete mich meiner Kuckucksuhr, stellte sie und zog sie auf.

Der kleine Vogel kam um vier, aber keine Eloise. Eloise, meine Eloise. Meine Ein-Millionen-Dollar-' Klientin. Mein Ein-Millionen-Dollar-Baby. Warum hat Geld einen so verderblichen Einfluß? Wahrscheinlich, weil man Verderbnis von ihm erwartet. Ich war froh, daß die Drei-Uhr-Grenze hinter mir lag. Wieder ein Tag sicher verstrichen. Ich wollte den Scheck mindestens zwei Tage lang liegenlassen, bevor ich ihn einlöste, aber... Der Gedanke, irgendwann einmal die Geschichte erzählen zu müssen, wie ich mir fünfzigtausend Dollar durch die Lappen gehen ließ, nur weil ich einen Scheck nicht gleich eingelöst hatte - dieser Gedanke schmerzte. Man denke nur, ich müßte es Maude erzählen. Sie würde mir nie verzeihen. Und mir ging durch den Kopf, daß man auf einem neu aufgepolsterten Sessel in meinem Büro bestimmt nicht mehr sofort den Staub sehen würde.

Aber ich schnitt mir selbst diese Gedanken ab. Wenn ich so weitermachte und die Sache mir gegenüber immer weiter aufblies, würde ich, bevor die Banken am Morgen öffneten, bis zum Hals in Schulden stecken. Beschäftige dich, sagte ich mir. Beschäftige dich. Beschäftige dein Gehirn, soweit es noch betriebsfähig und zu Beschäftigungszwecken nutzbar ist.

In meinen zweiten Becher Tee kippte ich statt Milch Bourbon. So was läßt einem Haare wachsen, fand ich; es würde mir Kraft geben. Und ich rief Jerry Miller an.

Als ich ihn am Apparat hatte, erzählte er mir, daß er etwas für mich habe.

Mir war ein wenig schwindlig. Ich fragte ihn, wann er zu Abend aß, und lud ihn zu einem Dinner bei Cappys ein.

»Was ist los mit dir? Hast du zehn Dollar auf der Straße gefunden, von denen du wissen willst, wie schnell sie sich in Wohlgefallen auflösen können?«

»Es waren elf Dollar und zweiunddreißig Cent, aber wahrscheinlich gefälschte. Kommst du nun her, oder muß ich zu dir runter tippeln und versuchen, an meinem freundlichen Diensthabenden vorbeizukommen?«

»Um acht«, sagte er und fügte dann hinzu: »Ich muß jetzt los. Wir ersticken in Einbrechern.« Dann legte er ohne ein weiteres Wort auf, so daß ich wußte, er liebt mich.

Zwischen vier Uhr dreißig und dem Beginn meines Fußmarschs zu Cappys schrieb ich einen Brief an meine

Tochter und haute irgendwas zwischen hundertsechzigund hundertachtzigtausend Dollar auf den Kopf.

Mein Freund Miller ist im Grunde genommen kein glücklicher Mann. Zum Beispiel hat er seine zweite Wahl geheiratet. Als wir die High School hinter uns hatten, war er in ein Mädchen verliebt, das überaus liebenswert war und das ihn liebte und ihn heiraten wollte. Aber das Problem war, daß er zur

Polizeischule gehen und sie nicht warten wollte.

Also heiratete sie einen Musiker, krepelte ihn zu einem Anzugverkäufer um und lebte mit ihm glücklich dem Ende ihrer Tage entgegen.

Nicht daß Jerrys Frau - die Sache liegt jetzt einundzwanzig Jahre zurück - keine schöne Ausgabe der Spezies Ehefrau wäre. Aber irgendwie ist es nie ganz so geworden, wie er es haben wollte.

Ich verstehe seine Probleme.

Wir ließen uns zum Essen nieder, und er gab mir einen Aktenordner. Den legte ich beiseite und gönnte ihm während der ganzen Mahlzeit keinen einzigen Blick.

»Tut mir leid, daß ich dir nichts dafür zu bieten habe«, sagte ich. Es tat mir leid. Ich fühlte mich wirklich schlecht deswegen.

»Aber du hast diese Leute doch irgendwie unter die Lupe genommen?« Er tippte auf den Aktenordner neben meinem Salatteller.

»Ich habe die Lupe nicht unaufgefordert zur Hand genommen. Einer von denen hat mich engagiert.«

»Aber du hast irgend etwas gefunden.«

»So wie die Dinge liegen, könnte das durchaus sein. Aber was immer da gewesen sein mag, es ist jedenfalls lange verjährt.«

Er tippte wieder auf den Aktenordner. »Du bist verhaftet. Verschaffst dir Informationen, für die du mir einen Betrag versprichst, den du anschließend nicht lieferst. Das ist Betrug.« In unseren jüngeren Tagen hätte er in diesem Augenblick seine Handschellen aus der Tasche gezogen und um meine Handgelenke zuschnappen lassen. Aber wir sind beide weicher geworden, so daß wir nur schweigend dasaßen und über die Dinge nachdachten.

»Das Beste, was ich dir zu bieten habe, wäre ein Einbruchsgeständnis. Aber nur, wenn du mir versprichst, mir

meinen Hocker zurückzugeben.«

»Das Merkwürdige daran ist«, sagte er, »daß niemand auch nur mit einem Schnurrbarthaar gezuckt hat, als ich um diese Unterlagen bat. Ich glaube, ich könnte mir einen Polizeibericht über den Präsidenten aus Washington kommen lassen, und keiner hier würde was merken. Ich bin bestimmt der erfahrenste Sergeant bei der ganzen Truppe. Und was bringt mir das?«

»Die Nachtschicht«, sagte ich. »Wahrscheinlich nimmt niemand irgendwas zur Kenntnis, was die Nachtschicht reinreicht.«

»Ach Scheiße«, sagte er. »Al, bringt dir dieser Job, den du machst, jemals Geld ein?«

Ich muß rot geworden sein. Er hatte so ziemlich ins Schwarze getroffen. »Manchmal«, sagte ich, »aber nicht sehr oft. Ich wollte dir gerade dieselbe Frage stellen.«

»Es müßte doch was Besseres für uns zu tun geben.

Irgendwas, was zum Leben reicht, ohne daß wir uns mit diesem ganzen Mist rumschlagen müssen. Wenn ich etwas Geld hätte, würde ich mich mit einem Onkel von Janie zusammentun. Er hat sich unten in Kentucky einen See gekauft, den er zu einem Ferienort machen will. Du weißt schon, Motorboote und Angeln und Sonderbusse zum Kentucky-Derby«

»Ihr solltet kostenlosen Kaffee anbieten, ganzjährig. Dann kommen die Leute auch außerhalb der Saison.«

»Ich mache keine Witze, Al.«

»Ich auch nicht. Warum wirst du nicht einfach für'n paar Jahre bestechlich, um deinen Anteil zusammenzukriegen?«

»Mir bietet ja nie einer was an.«

»Ich geb dir fünf Dollar für meinen Hocker und die Garantie, daß um drei Uhr morgens niemand meine Bude stürmen wird.«

Unwillkürlich stellten sich bei ihm die Nackenhaare auf. Er kam nicht dagegen an. Er ist zwar eine Spur weicher geworden,

aber im Grunde immer noch ein ehrlicher Cop. Das ist auch der eigentliche Grund, warum er nicht weiterkommt. Nicht weil er schwarz ist, sondern weil er so verdammt rechtschaffen ist. Vor langer Zeit habe ich mal darüber nachgedacht, mich als Mittelsmann zwischen ihm und Maude zu betätigen. Sie hätte ein Ohr im Präsidium gut gebrauchen können. Aber es hätte nicht funktioniert. Er mochte mir zwar gelegentlich einen Freundschaftsdienst erweisen, hätte so was aber niemals für Geld und aufgrund fester Vereinbarungen getan. Maude hätte ihm ohnehin nicht viel gezahlt. Und jetzt hat sie ein Ohr, das noch ein bißchen näher am eigentlichen Ort des Geschehens für sie horcht.

Tagträume von kleinen Landhäusern mit Gärten machten unsere Tafelfreuden komplett.

Am Ende griff ich nach der Rechnung, und er griff nach dem Aktenordner mit Informationen.

»Hey«, sagte ich und griff ebenfalls danach. Jetzt hatten wir jeder eine Hand auf dem Aktenordner liegen.

»Ich dachte, du wärest aus der Sache raus.«

»Na ja, ich habe keinen Klienten mehr, aber ich will mich noch ein oder zwei Tage damit beschäftigen...«

»Also, entweder es hat dich schwer erwischt, oder du verheimlichst mir was.«

»Oder beides«, sagte ich. Dabei ließen wir es bewenden.

Ich ging ziemlich schnell nach Hause. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Ein Mann hat schließlich das Recht, auf dem Heimweg jede Geschwindigkeit vorzulegen, die ihm gefällt, oder?

Mich hatte es also schwer erwischt. Ja? Ja. Ich preßte die Unterlagen, die Miller mir gegeben hatte, an meinen Busen. Ja? Ja, vielleicht suchte ich nach einem ausreichenden Grund, um einzulösen, was verfügbar war. Ja, vielleicht dies und vielleicht das. Ja, vielleicht erlag ich lediglich einem irrationalen Drang, zu prüfen und gegenzuprüfen.

Daheim, Treppe, Büro, Bourbon, Glas, Eßzimmersessel.

Die Polizeiakte lag obenauf. Ames, Iowa. Überraschenderweise hatte Leander Crystal eine Polizeiakte. Zwei Verhaftungen 1939, das erste Mal für schweren Autodiebstahl (Anklagen fallengelassen). Das zweite Mal für geringfügigen Diebstahl. »Anklagen fallengelassen, als Betreffender sich bereit erklärte, der Armee beizutreten.«

Auf diese Weise erklärte sich auch das fehlende Jahr. Geboren 1920. High-School-Abschluß 1938. Eine interessante Sache an sich war, daß er überhaupt in der Schule hatte bleiben können. 1940 Eintritt in die Army. Das Jahr dazwischen: Knast. Motivation für Eintritt in die Army: besser als Gefängnis.

Und das war es auch gewesen. Die Army erfüllt einige hervorragende gesellschaftliche Funktionen. Abgesehen von Bevölkerungsverringering.

Es war schwer zu glauben, daß der außergewöhnliche Mann, als den ich Eloise' Vater kannte, auf diese Weise angefangen hatte. Zeit und Zähigkeit.

Und wir hatten etwas gemeinsam. Wir hatten beide Autos geklaut - aber mich hatte man nie erwischt. Das machte mich

stolz.

Crystals Army-Zeugnisse ließen den Schluß zu, daß er eine aktive und heroische Kampfeslaufbahn gehabt hatte, während derer er zweimal ausgezeichnet worden war, was ich wußte. Bei Kriegsende hatte er zu einer Nachschubeinheit in Südfrankreich gehört, was ich nicht gewußt hatte.

Es fanden sich Hinweise von verschiedenen Vorgesetzten, die besagten, daß Crystal Interesse an einer Army-Laufbahn bekundet hatte. Es gab einen einzigen Schönheitsfleck in seiner Akte. Während der Grundausbildung hatte irgendeine Frau ihn beschuldigt, der Vater ihres Kindes zu sein. Ein Verfahren wurde eingeleitet, aber »die Anklage, gegen die der Soldat sich verwahrte, wurde in der Folge fallengelassen.« Kurze Zeit später war er nach Europa eingeschifft worden.

Während seiner Zeit beim Militär wurden keine weiteren Anschuldigungen dieser Art mehr gegen ihn erhoben. Hätte er damals bloß gewußt, was er heute wußte!

Genau so was war übrigens auch Bud passiert, als er beim Militär war, Mn in London während des Ersten Weltkriegs. Dort hatte eine Dame behauptet, ihr kurz vor der Geburt befindliches Kind hätte denselben Vater wie ich. Und auch sie ließ die Behauptung nach einer Fehlgeburt fallen. Ich schätze, so was kann jedem mal passieren.

Ich gönnte mir einen Drink und schwelgte in Ironie. Ich beschäftigte mich mit den Armeeunterlagen von Sellman und Windom Graham. Ich hatte sie mir der Vollständigkeit halber erbeten - mehr um der Pflicht als des Vergnügens willen. Gute Soldaten, tapfere Soldaten, tote Soldaten.

Joshua Graham sah ich mir näher an.

Er hatte sich spät im Krieg, aber früh in seinem Leben zur Armee gemeldet, kurz nach seinem achtzehnten Geburtstag. Vom High-School-Abschluß direkt zum Militär. Im Dezember 1944 kam er nach Europa, feierte im März 1945 seinen

neunzehnten Geburtstag und wurde im August getötet, als er mit einem Nachschub-LKW über eine bis dahin unentdeckte deutsche Mine fuhr. Die Armee stufte seinen Tod als Unfall ein.

Die Geschichte, wie sie in den Armeeunterlagen dargestellt wird, stimmte in jedem Punkt mit dem überein, was Leander Crystal Estes geschrieben hatte.

Mein Hauptanliegen war erfüllt. Crystal war in derselben Armee-Einheit wie Joshua gewesen. Behauptung bestätigt. Außerdem hatte Joshua im Nachschub unter Crystal gearbeitet.

Anhand meiner Notizen arbeitete ich mich weiter durch Joshuas Akte. Das einzige, was ich nicht überprüfte, war Leanders Behauptung, er sei am Unglücksort gewesen und habe Joshuas letzte Worte gehört. Nach den Armeeunterlagen war tatsächlich ein Mann am Ort gewesen, ein Zeuge, und hatte Joshua bei dessen Tod zur Seite gestanden. Ein Arzt, der Arzt, der später Joshuas Tod bescheinigt hatte. Ein Henry Chivian.

Aber Leander hatte den Grahams geschrieben und den Platz des Zeugen eingenommen. Das fand ich interessant. Daß Leander es für angebracht gehalten hatte, sich an Joshuas Seite zu mogeln. Es schien ein beachtlicher Schritt von dem kleinen Einbrecher aus Iowa bis zu dem tollkühnen Helden.

Es zeigte eine gewisse Vorausplanung. Was sonst konnte es bedeuten? Leander hatte Joshua entdeckt und als den Sohn eines reichen Mannes identifiziert. Er hatte sich mit dem Jungen, der so gar nicht dem Bild des typischen Soldaten entsprach, angefreundet. Hatte sich wahrscheinlich mordsmäßig angestrengt, um sich mit ihm anzufreunden. Und als er starb, hatte Leander, statt dieses Freundschaftspotential ebenfalls sterben zu lassen, das Fundament für sein Erscheinen in Indianapolis gelegt, das Fundament, auf dem er sich später seinen Platz in der Welt der Grahams erbaute.

»Ausbildungspläne.« Hatte er gewußt, daß Joshua eine Schwester hatte? Hatte er beschlossen, sie zu umwerben,

während er darüber nachdachte, wie Joshuas Tod sich auf seine Aussichten auswirken würde?

Dies war eine kleine zusätzliche Facette von Leander Crystal, dem Ehemann mit der »Liebesheirat«. Vielleicht hatte er sich doch geändert, nachdem er als ein Mann ohne Furcht vor dem Tod gekämpft hatte. War zu dem Mann mit dem großen Gesamtplan geworden. Vielleicht hatte er gelernt, das Leben zu lieben, solange er noch am Leben war.

Er war einen weiten Weg gegangen.

Ich hielt inne, um mir nachzuschenken, und sah mir wieder Joshis Unterlagen an. Ich sah mir noch einmal den Namen des echten Zeugen an. Dr. Henry Chivian.

Ich konsultierte meine Notizen und fand, wo ich ihn schon einmal gesehen hatte. Da stand es: Dr. Henry Chivian, der Mann, der zehn Jahre später in fünftausend Meilen Entfernung Estes Grahams Totenschein ausgestellt hatte.

Schon wieder eine Ironie des Schicksals. Ich schwelgte abermals in Bourbon und Ironie. Und nach einer Weile nur noch in Bourbon.

Der Samstagabend ist bei mir nicht der beste Abend der Woche.

Ich blieb noch lange genug in den Morgen hinein bei Bewußtsein, um die Pacers im Fernsehen gegen die Utah Stars verlieren zu sehen. Die Übertragung war nicht der einzige Grund, aus dem ich den Sonntagmorgen verschlief.

Den Nachmittag verbrachte ich mit meiner Flamme und deren Tochter.

Der Montagmorgen brachte neue Geschäfte. Ein Neun-Uhr-Anruf mit der Nachfrage, ob ich ein paar Vorladungen überbringen könne. Aus irgendeinem Grund sagte ich ja, und um zehn Uhr trabte ich los.

Wahrscheinlich versuchte ich, für eine Weile wegzukommen. Klar, ich beschäftigte mich immer noch mit den Crystals und den Grahams, aber ich war nicht glücklich darüber.

Im wesentlichen deshalb, weil die Strömung mich von den Fünfzigtausend wegtrieb statt ihnen in die Arme. Ich war viel glücklicher, wenn es danach aussah, als würde ich das Geld nehmen. Vielleicht nahm ich den Job mit den Vorladungen an, damit ich nicht dem immer wieder aufwallenden Drang erliegen konnte, den Scheck einzulösen.

Wie konnte ich bei der Bank vorbeischaun, wenn ich mit dem Überbringen von Vorladungen beschäftigt war? Was war wohl mit mir los, daß ich nicht einfach das Geld nahm, und dann nichts wie weg?

Wahrscheinlich lag es daran, daß ich früher mal selbst ein wenig Geld hatte. So wahnsinnig toll war das ja auch wieder nicht gewesen. Und vielleicht eröffnete der Gedanke, wieder zu Geld zu kommen, die geistige Möglichkeit, auch ein paar andere Dinge zurückzubekommen. Beispielsweise meine Tochter.

Um eins gestattete ich mir eine Mittagspause. Zur Kuchenzeit kam mir die Erkenntnis, daß das, was ein paar Nächte zuvor so seltsam erschienen war, überhaupt nicht seltsam war. Dr. Chivian. Wirklich seltsam wäre es gewesen, wenn seine Unterschrift auf einem Totenschein in Frankreich und einem in Indianapolis innerhalb einer Woche datiert gewesen wäre.

Aber zehn Jahre? Das ist viel Zeit. Und das Puzzle fügte sich zusammen.

Angenommen, Crystal kannte Chivian in Frankreich, so wie er Joshua kannte. Angenommen, Crystal und Chivian kamen gut miteinander aus. Angenommen, Leander fand heraus oder vermutete zumindest, daß er steril war, und nahm wegen der Tests Kontakt zu Chivian auf, weil er darauf zählen konnte, daß Chivian die Ergebnisse für sich behalten würde. Das paßte zu dem abrupten Ärztewechsel, der in Fleurs und Leanders Krankenakten verzeichnet war. So kam Chivian wieder ins Spiel und blieb dann als ihr Hausarzt. Und er war zufällig auch in der Nähe, als Estes seinen letzten Atemzug tat.

Nicht schlecht für eine Vermutung.

Nein, keine Vermutung; eine Schlußfolgerung. Spitzenmäßig.

Nachdem ich für mein Futter bezahlt hatte, suchte ich im Telefonbuch einen Henry Chivian, MD.

Es gab keinen. Nicht einmal einen ganz gewöhnlichen Henry Chivian.

Man kann nicht immer auf der Siegerstraße sein.

Ich ließ die Sache auf sich beruhen. Bis drei Uhr füllten zwei Vorladungen meine Zeit aus.

Als ich ins Büro zurückkam, hatte ich mich mehr oder weniger damit abgefunden, die Art Arbeit in Angriff zu nehmen, die ich hasse. Mir sämtliche Bilder aus Crystals Büro in allen Einzelheiten vorzunehmen. Das war die einzige Möglichkeit, die mir einfiel, um Chivian zu finden. Ich nahm an, daß er irgendwo in der Gegend lebte oder es Zumindest vor fünfzehn Jahren getan hatte. Wahrscheinlich war er immer noch hier, denn Fleur und Leander hatten Fishmans Filius nicht wieder mit ihrer Patientenschaft beehrt. Sie konnten natürlich auch einfach zu einem ganz anderen Arzt gegangen sein; Wilmer Fishman gehörte ja nicht gerade zu den bezauberndsten Menschen, die ich kannte, wenn er auch immer noch vor Taube Nuß rangierte. Trotzdem ging Fishmans Praxis offensichtlich gut, und es stand anzunehmen, daß er sich gut genug auf den Umgang mit

Patienten verstand, um alles in allem den Stamm seines Vaters zu halten.

Also nahm ich an, daß Chivian sich irgendwo hier in der Gegend aufhielt. Wo? Ich konnte Leander fragen. Oder irgendeinen anderen Crystal.

Ich konnte es auch lassen. Ich ziehe es vor, kein Feuer unter meinen Füßen zu entfachen, bis mir nichts anderes übrigbleibt.

Ich könnte in die Bibliothek gehen, mir die Telefonbücher aus der Umgebung von Indianapolis greifen und eins nach dem anderen durchgehen. Die haben sie alle da. Auf diese Weise könnte ich bis nach Chicago, Detroit oder Cincinnati kommen. Wenn man in der Nähe eines Flugplatzes lebt, ist man vielleicht schneller in unserer Stadt als mit dem Wagen von Evansville oder Fort Wayne. Aber das Durchblättern von Telefonbüchern ist höchst ineffizient.

Also setzte ich darauf, daß es in Crystals Unterlagen irgendeinen Hinweis auf Chivian geben mußte. Na schön. Bei Crystal dem Reichen konnte man davon ausgehen, daß ein gewisser urkundlich festgehaltener Geldstrom von Crystal zu Chivian floß.

Eine Kanne Tee und anderthalb Stunden später fand ich es. Die Dinge, die in diesem Geschäft die meiste Zeit verschlingen, sind die, die man am leichtesten zusammenfassen kann. »Ich habe die finanziellen Unterlagen durchgesehen, bis ich einige auf Henry Chivian, MD, ausgestellte Schecks fand.« So was kann für mehrere Tage Arbeit stehen; mein Job kann der stumpfsinnigste auf Erden sein.

Aber immerhin kann man bei dieser Arbeit Radio hören. Beispielsweise Baseballübertragungen, wenn es in Indianapolis irgendwelche Baseballübertragungen im Radio gäbe. Die zehntgrößte Stadt im Land, und kein Baseball in den Spitzenligen. Nur die Indianapolis Indians, ein besserer Dorfclub im Besitz der Stadt. Als ich jünger war und gerade

zum zweiten Mal das College hinter mir hatte, kaufte meine Mutter mir eine Aktie der Indians, Symbol ihres Wunsches, daß ich nach Hause kommen und mich niederlassen möge. Aber das waren die Zeiten, als ich Spitzenligaambitionen hatte. Das war 1956, und die Aktie kostete zehn Dollar. Im nächsten Jahr bekam ich als Dividende eine freie Eintrittskarte für ein Spiel. Jetzt, vierzehn Jahre später, bekomme ich Erinnerungen. Seit mit den Pacers erstklassiger Basketball hier Einzug gehalten hat, bin ich zu einem Basketballmann geworden. Dieser Roger Brown!

Ein paar Minuten vor fünf fand ich die Schecks, die auf Henry Chivian ausgestellt worden waren. Zwei interessante Tatsachen: erstens, daß die jüngeren Schecks von einer Bank in Lafayette, Indiana, gutgeschrieben worden waren. Damit hatte ich ihn wahrscheinlich aufgespürt. »Jünger« bedeutete 1957. Die älteren waren in Indianapolis gutgeschrieben oder eingelöst worden. Die ChivianTheorie hielt bisher stand.

Zweitens: Die Schecks waren sehr regelmäßig ausgestellt worden, seit dem Wechsel nach Lafayette zweimal jährlich. Und aus den fünftausend Dollar von 1957 waren 1970 fünfzehntausend Dollar geworden.

Das ließ von mehreren Möglichkeiten nur eine übrig. Unglücklicherweise wußte ich nicht, welche.

Zum Beispiel war es nicht besonders viel Geld, falls da jemand einen Mann mit Leander Crystals Finanzmitteln bluten ließ. Wenn das Geld bezahlt wurde, um irgend etwas zu vertuschen.

Es war auch nicht viel Geld für einen Arzt, den man zu einem Umzug in eine andere Gegend veranlassen wollte, jedenfalls nicht, wenn er auch nur ein wenig Klasse hatte, und irgendwie war mir klar, daß jemand, der so lange mit Crystal zu tun hatte, einfach etwas Klasse haben mußte. Aber es war eine hübsche Leibrente, und vielleicht war dieser Chivian ein

entgegenkommender, nicht sehr anspruchsvoller Bursche.

Warum ging ich davon aus, daß jeder, der mit Crystal zu tun hatte, anspruchsvoll sein mußte?

Dann kam mir der Gedanke, daß das Ganze auch bedeuten konnte, daß irgend jemand im Hause Crystal ein Junkie war. Fleur wahrscheinlich.

Und warum Lafayette? Warum nicht Indianapolis?

Die Stadt war doch groß genug, um Geheimhaltung zu sichern, wenn das gewünscht wurde. Das hatte Crystal mit seinem ›Ames‹ -Büro bewiesen. Natürlich war diese Entscheidung in den späten Fünfzigern getroffen worden, aber Indianapolis war schon damals ziemlich groß gewesen, eine Stadt mit mehr als vierhunderttausend Einwohnern. Vielleicht spielten wehmütige Erinnerungen an die alten Zeiten in Frankreich und der Name Lafayette eine Rolle.

Ich hätte mich um ein Haar an fünf Uhr vorbeigedacht. Aber eben nur um ein Haar.

Ich nahm den Hörer ab, erbat und bekam von der Auskunft in Lafayette Chivians Praxisnummer und wählte dann direkt.

Dann hatte ich eine sehr freundliche Stimme am Apparat, die sagte: »Praxis Dr. Chivian.« Sehr freundlich. Klang jung und hübsch und, nun ja, eben freundlich. Ich bat sie um einen Termin, was sie ganz zutreffend auf den Arzt bezog und nicht auf sich.

»Vielleicht nächsten Montag um zwei Uhr?«

»Ich hatte gehofft, etwas früher kommen zu können; ich meine, wäre es vielleicht irgendwie möglich, mich morgen nachmittag reinzuquetschen?«

»Wegen welcher Beschwerden wollen Sie den Doktor denn konsultieren?«

»Es, hm, es handelt sich um ein Männerproblem.«

»Ich verstehe.« Sie verstand! »Wenn Sie morgen so gegen

zwei Uhr reinkommen, versuchen wir, Sie nicht allzu lange warten zu lassen. Würden Sie mir vielleicht noch Ihren Namen und Ihre Adresse geben?«

Ich hätte die Sache um ein Haar versaut, indem ich mich Henry nannte. »Ich heiße Harry, das heißt Harrison Keindly.« Ich buchstabierte es ihr. »Aber ich werde allgemein Harry genannt.«

»Also gut, Harry, Sie kommen morgen gegen zwei. Vielen Dank für Ihren Anruf.«

Sehr freundlich. Ab und zu ist eine Stimme einfach genug. Das Dinner verbrachte ich mit der Frage, was ich anziehen sollte.

Meine Nach-Tischvor-Schlummer-Phase verbrachte ich sehr tugendhaft mit Büroarbeit. Ich ging Crystals Steuerunterlagen und Rechnungen durch. Ich nahm jedes Foto zur Hand, studierte jedes Blatt durch mein Vergrößerungsglas und versuchte, so gut es mir möglich war, herauszufinden, was zum Teufel es möglicherweise bedeuten konnte.

Der Erfolg war nicht gerade umwerfend. Meine Vertrautheit mit Papierkram rund ums Geld ist nur rudimentär. Als ich mit solchen Dingen zu tun hatte- während meiner kurzen Wohlstandsphase Ende der Fünfziger -, kümmerte sich ein Steuerberater um den ganzen Kram. Ich habe nur unterzeichnet. Ich hatte ständig gegen wahre Völkerscharen zu kämpfen, von denen ich damals umgeben war, alles hochqualifizierte Experten für alles mögliche außer für Geld, die die ganze Zeit über nichts anderes sprachen als darüber, was man mit seinem Geld anfangen sollte. Ich bekämpfte sie erfolgreich; den ganzen Weg zurück nach Hause, nach Indianapolis. Es ist noch ein Grund, warum es mir innerlich widerstrebte, mich sorgfältig mit Crystals Unterlagen zu beschäftigen. Irgendwie hatte die ganze Sache noch eine andere Dimension für mich, aber nachdem ich erst mal angefangen hatte...

Ich fand drei Informationen, die mir etwas sagten. Urkunden und Kaufverträge für zwei Häuser und Unterlagen über den Verkauf eines dritten.

Der Verkauf betraf das als ›Haus Graham‹ bekannte Grundstück auf der North Meridian Street. Es brachte im August 1955 das hübsche Sümmchen von sechshundneunzigtausendfünfhundert Dollar ein. Ungefähr zur selben Zeit wurde das Haus auf dem Jefferson Boulevard mit der Nummer 7019 für achtundfünfzigtausend Dollar erworben.

Die dritte Immobilie war mir ebenfalls bekannt. Ein Haus auf der Fünfzigsten Straße auf einem 15 mal 20 Meter großen Grundstück. Mrs. Forebushs Haus. Crystal hatte es im September 1953 gekauft. Für dreizehntausend Dollar. Das erschien mir viel. Fast das gleiche, was das Haus heute einbringen würde.

Bei dem Kaufvertrag fand ich Rechnungen für den Einbau eines elektronischen Garagenöffners, für Gartenarbeiten, bis hin zur Pflanzung hoher Büsche, und für Arbeiten im Haus: Reinigung, Möbel aufbauen, Doppelbetten und neue Schlösser an sämtlichen Türen.

Sehr anspruchsvoll. Leuchtete mir alles ein, die Urkunde und die verschiedenen Maßnahmen im und um das Haus herum. Ich verstand nur nicht ganz, wozu das alles. Dann kam mir der Gedanke, daß Mrs. Forebush in ihrem anekdotenreichen Wissen vielleicht einiges zu dem Thema auf Lager haben könnte.

Überdies fiel mir ein, daß ich mehrere Stunden lang nicht mehr an die fünfzigtausend Dollar gedacht hatte. Ich schenkte mir gerade ein Glas Orangensaft ein, als das Telefon klingelte. Es war Leander Crystal. Er übernahm das Reden.

»Es tut mir leid, daß ich Sie zu dieser späten Stunde störe, Mr. Samson, aber ich habe über Sie nachgedacht, und dabei kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht etwas übersehen haben könnte, das Sie möglicherweise beunruhigt. Die Sache mit dem Scheck,

den ich Ihnen gegeben habe. Wenn es Ihnen lieber wäre, und ich glaube, das sollte es wohl, kann ich Ihnen einen Teil davon oder die ganze Summe in bar geben.«

»Das ist viel Geld, um es im Haus rumliegen zu haben.«

»Ohne großspurig klingen zu wollen, Mr. Samson, aber wenn man eingewisses Kapital zur Verfügung hat, lassen sich solche Dinge ziemlich leicht arrangieren.«

»Verstehe. Ich danke Ihnen, daß Sie mich darauf hingewiesen haben. Das war es zwar nicht, was mich bisher zurückhielt, aber auch darüber wäre ich wahrscheinlich irgendwann gestolpert.«

Es entstand eine intratelefonische Pause. Ich spürte, daß er etwas sagen wollte und nach den richtigen Worten suchte. Er fand sie. »Es liegt mir fern, auch nur den geringsten Druck auf Sie auszuüben, aber ich habe mich doch gefragt, ob ich Ihnen nicht helfen könnte, aus der Welt zu schaffen, was immer es ist, das Sie aufhält.«

»Jetzt bin ich derjenige, der nicht großspurig klingen will, Mr. Crystal. Aber um ehrlich zu sein, ich habe mich bisher noch nie von einem Fall loskaufen lassen, und ich bin die Art Mensch, die erst absolut sicher sein muß, ob sie das wirklich will.«

»Ich verstehe. Im Grunde sollte die Verzögerung mich beruhigen. Es ist ein Beweis für Ihre Ehrlichkeit. Nun, soll ich es dabei belassen? Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, bei denen ich Ihnen helfen kann, oder wenn Sie noch einmal über die Sache, deretwegen ich angerufen habe, reden wollen, rufen Sie mich an.«

»Mach ich.«

»Ich möchte nur, daß Sie wissen, Mr. Samson, daß ich einen Mann mit Skrupeln durchaus zu schätzen weiß.«

»Ich auch, Mr. Crystal.«

Ich machte Feierabend und verbrachte so viel Zeit mit Tagträumen über kleine Cottages an Seen in Kentucky mit

Gemüse­gärten und steuerfreie Dollars, daß ich bis nach ein Uhr morgens brauchte, um zu begreifen, daß er mir die Sache versüßte, indem er andeutete, meine ›Skrupel‹ könnten zu künftigen Engagements und finan­ziellem Profit führen.

Als ich an­fang, darüber nachzudenken, ob er zur Mafia gehören konnte, wußte ich, daß es Zeit fürs Bett war. Ich meine, eine drogensüchtige Fleur war eine Sache, aber ein Albert Samson als Schachfigur der Unterwelt war eine ganz andere.

Spät ins Bett und früh aus den Federn. Ich hatte irgendwie gehofft, ein paar Abstecher machen zu können. Die Eltern meiner Mutter kamen aus der Gegend zwischen Lafayette und Indianapolis. Aus Kokomo, oder genauer gesagt aus solchen Metropolen wie Camden und Deer ›Crick‹ und Flora und Delphi. Wo sie aufgewachsen ist, war Logansport schon eine Großstadt. Wo die feinen Großstadtpinkel herkommen.

Aber ich hatte keine Zeit, haltzumachen und die Bekanntschaft mit dem Land meiner Vorfahren zu erneuern. Ich mußte mich ranhalten, um bis zwei bei Chivian in Lafayette zu sein.

Seine Praxis war eine halbe Klinik mit seinem Namen ganz oben auf der Tafel. Es war wohl nicht bei dieser einen Crystal-Geschichte geblieben. Die Katze, die das Mäusen nicht läßt, stand sich nicht schlecht.

Meine Sekretärin mit der goldenen Stimme war eine Enttäuschung. Damit hatte ich eigentlich nicht gerechnet. Ich hatte mich auf ein Biest gefaßt gemacht oder möglicherweise, als Außenseiterchance sozusagen, auf eine Schönheit. Aber nein. Nur eine ganz gewöhnliche, alte Landfrau aus den Weiten Indianas, ungefähr dreißig. Eindeutig Durchschnitt.

Natürlich nur, bis sie den Mund aufmachte, aber ich war etwas zu nervös, um ihre stimmlichen Qualitäten zu bewundern. Ich hatte Mühe, den Dingen zu folgen, die sie sagte.

Wie zum Beispiel »Mr. Keindly?« Das warf mich fast um. In den beiden Worten schwang kein besonders starker Ausdruck des Wiedererkennens mit, und ich hatte an andere Dinge gedacht. Also nickte ich.

»Sie können zum Doktor rein, wenn er mit der Patientin fertig ist, die jetzt bei ihm ist. Wollen Sie sich vielleicht setzen? Es

wird nur ein paar Minuten dauern.«

Ich war allein in einem seltsamen Wartezimmer. Irgendwie geht man immer davon aus, daß man im Wartezimmer eines Arztes mit anderen Leuten zusammensitzt. Ich verträdelte die Zeit mit Zeitschriften. Bei den Zeitschriften eines Arztes ist Vorsicht geboten. Es liegen zwar die gewöhnlichen, mit Bildern, Nachrichten und Vergnüglichem versehenen Zeitschriften herum, aber der Löwenanteil des Zeitschriftenbudgets geht an medizinische Journale verschiedener Arten, die im Wartezimmer dann ihre Pflicht gleich auf zweifache Weise erfüllen. Wenn man nicht sehr vorsichtig ist, bekommt man eine davon zu fassen und liest plötzlich etwas über die verschiedenen Krebsarten, die bei Kindern häufig vorkommen, und wie wenig man in drei Viertel der Fälle dagegen tun kann. Nicht gerade sehr erbaulich für Eltern, die ihr Schnuckelchen zum Onkel Doktor bringen, damit er sich mal diese kleine Beule auf seinem Kopf ansieht.

Oder für Detektive, die ihre Töchter schon lange nicht mehr gesehen haben. Ich protestiere hiermit nachdrücklich gegen Krebs bei Kindern.

Ein sehr attraktives brünettes Weibsbild verließ, was ich für das Sprechzimmer des Arztes hielt. Sie war ungefähr genauso alt wie meine Sekretärin, und in jeder Hinsicht das, was ich mir von dieser erhofft hatte. Als der Arzt hinter der Brünetten die Tür schloß, wandte ich mich wieder der Dame am Schreibtisch zu. Dies gab mir Gelegenheit und Vorwand, ihr Gesicht zu begutachten, über dessen Pickelnarben sie in dicker Schicht sonnenbraunes Makeup aufgelegt hatte.

Dann trafen sich unsere Blicke. Etwas Außerordentliches geschah. »Das Ergebnis von Windpocken, die ich mit achtzehn hatte.«

»Tut mir leid«, sagte ich, und es tat mir leid, schrecklich leid. »Gehen Sie heute abend mit mir essen?«

Sie hob die linke Hand, deren Ringfinger die Antwort auf meine Frage trug. Ihre Gegensprechanlage summt. »Ich bin ein Narr«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie. »Sie können jetzt zum Doktor rein.« Die Tür des Arztes öffnete sich, und Henry Chivian kam mit ausgestreckter Rechter auf mich zu.

»Mr., ähm, Keindly, glaube ich. Ich bin Doktor Chivian. Kommen Sie doch rein.«

Ich kam rein. Chivian war durchschnittlich groß, hatte aber eine dunkle, echte Bräune, buschige Augenbrauen und einen dicken schwarzen Haarschopf. Er ging schnell, beinahe rücksichtslos zu seinem Schreibtisch zurück. Der Mann hatte was.

Ich verbrachte ein paar Sekunden damit, mich im Sprechzimmer umzusehen, einem wohlhabenden Sprechzimmer modernen Zuschnitts, an dessen rechter Wand ein eingerahmtes medizinisches Diplom hing - in dem Bereich der Wand, der einen medizinischen Kompromiß darstellt, weil sowohl Patient als auch Arzt ihn sehen können. Also besah ich mir das Diplom. Universität Oklahoma, Januar 1943. Auf jeden Fall war er also älter als Leander Crystal, wenn ich auch nicht wußte, wie viele Jahre. Man sah es ihm nicht an.

Der Rest des Sprechzimmers, Bücher auf einem offenen Regal, ein paar Schränke, alles hübsch ordentlich, und ein paar Bilder oben auf dem Bücherregal unter dem medizinischen Diplom. Ein Bild als Soldat und zwei andere, die beide den Arzt mit anderen Männern zeigten, anscheinend in gediegenem Ambiente. Ich konnte nicht genau feststellen, in welchem. Aber ich hatte auch nicht viel Zeit.

Der Doktor sah geschäftsmäßig drein. »Mrs. Rogers sagt, Sie hätten irgendeine Art von Männerproblem, Mr. Keindly. Das kann eine ganze Menge bedeuten.«

»Wenn ich ganz offen sein darf, Doktor, bin ich nicht

meinetwegen zu Ihnen gekommen. Ich habe ein ziemlich delikates Problem und hoffte, Sie könnten mir bei der Lösung helfen.«

Seine Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln. Vielleicht mochte er delikate Probleme. Er lehnte sich zurück, um den Genuß zu steigern. »Sprechen Sie weiter.«

»Ich habe das Gefühl, daß Sie bereits erraten haben, worum es geht«, sagte ich, »aber ich sage es trotzdem. Meine Tochter hat sich in die Klemme gebracht, ich meine, sie ist schwanger. Ich hoffe, Sie würden uns helfen oder uns jemanden nennen, der uns helfen könnte.«

»Aber warum kommen Sie da ausgerechnet zu mir? Es läuft doch bestimmt niemand herum und erzählt, ich würde Abtreibungen vornehmen.« Der Hauch eines Lächelns blieb, wo er war. Und ich bekam Informationen.

»Nein, aber ein Freund von mir, nun... Die Sache ist die, daß wir ziemlich verzweifelt sind. Lucy, das heißt meine Tochter hat sozusagen bis auf den letzten Drücker gewartet, bevor sie uns was erzählt hat, und wir haben nicht viel Ahnung von diesen Dingen. Wir hätten nie gedacht... also, wir haben mit einer Freundin gesprochen, und sie meinte, sie wüßte zwar nichts Genaueres, aber Sie seien ein freundlicher Mann und würden uns möglicherweise helfen und mir sagen, wo wir uns Hilfe verschaffen können.«

»Wie genau hat Lucy sich in diese Art von Klemme hineinmanövriert?« Er ließ die Frage für einen Augenblick im Raum stehen, um sich in deren genauer Tragweite ergehen zu können. Aber gerade als ich ihm von der Neuwagenfahrt erzählen wollte, die ich Lucy unklugerweise im Sommer zugestanden hatte, kam er auf den Punkt. Er sagte: »Ich meine, wußte Lucy denn nicht, daß so etwas passieren könnte, oder ist sie der Typ Mädchen, der ziemlich sorglos mit seinen Zuneigungen und Abwehrmechanismen umgeht?« O ja, er

genoß die Sache wirklich.

»Das würde ich nicht sagen«, sagte ich.

»Also, Mr. Keindly Sie sind doch sicher ein erfahrener Mann und haben gewußt, daß niemandes Tochter in dieser Welt vor den Versuchungen des Fleisches sicher ist, ganz gewiß nicht ohne Leitung, Vorbereitung und Warnung. Sicher hätten Sie ihr wenigstens zeigen können, wie man ein Diaphragma benutzt oder die Pille oder sonst etwas in der Art. Nur für den Notfall.«

Ich fühlte mich zunehmend unbehaglich in der Rolle, in der ich zu dem Mann gekommen war. Aber genauso gut könnte man die Scheunentür abschließen, nachdem das Pferd schon durchgegangen ist. Dieselbe Art von Hilfe, die er Lucy anbot.

»Alles Bedauern auf der Welt kann nicht ungeschehen machen, was geschehen ist«, sagte ich. »Werden Sie uns nun helfen oder nicht?«

»Da haben Sie absolut recht, absolut.« Er nahm seinen Rezeptblock zur Hand und verwandte mehrere Augenblicke darauf, einige Zeilen zu schreiben. Dann riß er das oberste Blatt ab, faltete es und hielt es mir hin.

»Sie haben recht, Mr. Keindly. Und es tut mir leid, wenn ich ungefällig erschienen sein sollte. Ich werde Ihnen durchaus helfen. Ich habe hier den Namen eines Mannes aufgeschrieben, der in der Lage sein sollte, Ihnen einen gewissen Beistand zu leisten. Seine Praxis mag zwar ein wenig zwielichtig erscheinen, und er geht vielleicht mit spitzgefeilten Kleiderbügeln auf ihre Tochter los und...« Er fiel sich selbst ins Wort, indem er den Zettel vor mir auf den Schreibtisch fallen ließ und sich in seinem Stuhl weit zurücklehnte und lachte.

Laute, vulgäre Lachsalven, bei denen er sich den Kopf halten mußte. Er machte mir angst. Aber laute Geräusche und Trugschlüsse machen mir immer angst.

Ich griff nach seinem Rezept für meine Probleme und faltete es auseinander. Es lautete:

Albert Samson
Indianapolis, Indiana
USA, Welt

Der Bastard hatte die ganze Zeit über gewußt, wer ich war.

Es gibt Augenblicke in diesem Geschäft, da können alle Worte der Welt nicht genau ausdrücken, was in der kürzestmöglichen Zeitspanne vorgegangen ist.

Es gab nichts, was ich tun konnte, außer abwarten, bis er ausgelacht hatte. Für gewöhnlich versuche ich, kein Spielverderber zu sein, aber es ist auch eine recht gut gesicherte Erkenntnis, daß ich selbst gelungene Scherze nicht allzugut aufnehme, wenn sie auf mein Konto gehen. Leander Crystals letzte Chance, mich aus der Sache rauszukaufen, ging an diesem Nachmittag in Lafayette, Indiana, in Lachsalven auf.

Als er anfang zu schnaufen, um sich wieder unter Kontrolle zu bringen, war ich gerade damit beschäftigt, mir seine Bilder anzusehen. Eins zeigte überhaupt nicht ihn, sondern jemanden, den ich nicht kannte. Eins sah wie eine Zeitungsaufnahme von ihm aus, auf der er von irgend jemandem so etwas wie eine Ordensschnalle entgegennahm. Und das dritte zeigte den Arzt in seiner vollen Armeeuniform. An diesem Bild stimmte irgend etwas nicht. Ich wußte nur nicht, was.

Chivian hatte sich wieder etwas beruhigt; ich kam jetzt richtig in Fahrt.

»Hübscher kleiner Scherz, Doc«, sagte ich mit meiner besten Bogart-Stimme und meinem besten Cagney-Blick.

»Na ja, ich entschuldige mich, Samson. Aber man hatte mich vorgewarnt, daß Sie vielleicht vorbeikommen könnten, und ich vergleiche die Namen und Adressen neuer Patienten immer mit

dem Telefonbuch und einem Adressenregister von Lafayette. Mr. Keindly hatte weder eine Telefonnummer noch eine Adresse. Ich hätte Sie auch weitermachen lassen, aber ich habe heute einfach nicht mehr genug Zeit, um mir einmal in Ruhe anzusehen, wie ein richtiger Privatdetektiv arbeitet.« Er grinste, der Bastard.

»Beantworten Sie mir denn jetzt einige Fragen, oder spielen Sie weiter den Witzbold?«

»Sollte eigentlich von den Fragen abhängen, ich weiß. Aber ich muß die Tatsache, daß ich nichts in meinem Leben zu verbergen habe, gegen die Dreistigkeit abwägen, mit der Sie hierherkommen und mir überhaupt irgendwelche Fragen stellen.«

»Es hängt davon ab, wie gut Sie mit Leander Crystal befreundet sind.«

»Soll das heißen, daß Sie sein Angebot annehmen?«

»Nicht unbedingt, aber damit ist die letzte Frage bereits beantwortet.«

»Ich weiß.« Er seufzte. »Ich hatte mir etwas mehr Stil von Ihnen erhofft, Samson, aber Sie bieten nichts als miese kleine Spielchen. Leander und ich waren zusammen in der Armee. Wir sind in Kontakt geblieben, und als er sich in Indianapolis niederließ, hat er mich gefragt, ob ich es nicht ebenfalls dort versuchen wolle. Ich hab's versucht und wurde zum Hausarzt seiner Familie. Nach einer Weile hatte ich den Wunsch, hier in der Gegend eine Praxis aufzumachen; er hat mir geholfen, ein Darlehen dafür zu bekommen. Dann hat sich hier eine günstige Gelegenheit ergeben, und ich bin geblieben. Ich fahre für gewöhnlich alle zwei Wochen einmal nach Indianapolis, um nach Fleur zu schauen. Am Nachmittag spiele ich dann Golf mit Leander. Manchmal bleibe ich allerdings nicht bis nachmittags. Wollen Sie sonst noch etwas wissen? Wenn ja, fassen Sie sich bitte kurz. Es warten Patienten auf mich.«

»Nein, sonst nichts«, sagte ich.

Ich stand auf, verließ den Raum und schloß ganz leise hinter mir die Tür.

Im Wartezimmer saßen keine Patienten. Da war nur Mrs. Rogers.

Als ich an ihr vorbeiging, sagte sie: »Haben Sie ihm den ganzen Spaß gemacht, den Sie für mich in petto hatten? Er brauchte das. Er war ziemlich nervös die letzten paar...«

Das Ende ihrer besorgten Ausführungen hörte ich nicht mehr. Ich hatte die Tür zugezogen, und gleichzeitig hatte sie aufgehört zu reden. Das Echo ihres Lachens verfolgte mich, während ich zu meinem Wagen hinausging, aber das war vielleicht einfach nur meine Phantasie.

Ich fuhr wie der Teufel zurück nach Indianapolis. Kombination aus Stimmung und Umständen. Wenn Leander Crystal solche Freunde hatte, brauchte er wahrscheinlich keine Feinde. Während der ersten Hälfte der Fahrt brütete ich noch viele andere ebenso neuartige Erkenntnisse aus.

Aber als ich in die Stadt kam, entspannte ich mich langsam. Es ging auf fünf zu, und die Tatsache, daß ich an dem stadtauswärts gerichteten Straßenverkehr der Rushhour vorbei in die Stadt hineinrollte, verbesserte meinen Zustand. Ich wurde nachdenklicher. Nachdenklich genug, um klarzukriegen, was mich an diesem Armeefoto gestört hatte. Im Prinzip nichts. Es hatte nicht im mindesten gelogen. Es mußte aufgenommen worden sein, als Chivian etwa dreißig Jahre alt war, wenn man an die Ausbildung auf der Uni dachte und das alles.

Fast dreißig und nur noch sehr wenige Haare. Viel weniger als heute. Jetzt wurde mir auch klar, warum er selbst im Augenblick des Triumphs seinen Kopf festhalten mußte. Der Bastard war kahl, kahl wie ein Ei.

So kahl, könnte man sagen, wie Leander Crystal.

Vom Kessler Boulevard bis zur Achtunddreißigsten Straße, was keine geringe Entfernung ist, lachte ich laut vor mich hin. Und ich hörte da auch nur deshalb auf, weil ich müde wurde und ein Verkehrspolizist mich irgendwie merkwürdig ansah.

Den Rest des Weges überlegte ich mir, daß Chivian ohne seine Perücke und Bräune Leander ziemlich ähnlich sehen würde. Was die oberflächliche Beschreibung betrifft, jedenfalls. Chivian war etwas größer, etwas schwerer und etwas älter. Und viel ekelhafter. Irgendwie erschien Crystal mir nicht als Kandidat für besondere Ekelhaftigkeit. Es war, als sei Chivian eine Art armer Verwandter, die bleiche Imitation, der rohere Crystal.

Und es ging mir durch den Sinn, daß ihre Beziehung vielleicht enger war als die von Freunden; eine Idee, auf die man vielleicht ein klein wenig Mühe verwenden durfte. Ich machte mir eine Notiz.

Den ganzen Weg nach Hause hatte ich nicht den geringsten Verkehr.

Aber dafür hatte ich zu Hause jede Menge Verkehr gehabt.

Die Post lag wie gewöhnlich auf dem Boden, und ich stampfte sie beim Reinkommen in die Dielenbretter. Eine Sache war interessant, ein Brief vom Standesamt von New York.

Aber ein paar andere Dinge waren nicht so wie sonst. Die Schubladen meines Büroschreibtisches standen offen. Dasselbe beim Schreibtisch und dem Sekretär im Wohnzimmer. Ich mache immer alle meine Schubladen hübsch zu. Das vergesse ich nie, so senil ich sonst auch sein mag. Ich hatte kleine Besucher gehabt.

Ich ging an meinen Aktenschrank. Der ist nicht verschließbar. Ich habe nie ein Schloß gebraucht.

Ich öffnete bei C. Die Akte über die Crystals fehlte. Die Akte mit den Negativen und den Abzügen, die mir die Gesetzeshüter freundlicherweise überlassen hatten, ebenso wie die Unterlagen

aus Fishmans Praxis und die Briefe an Graham.

Ich erlitt beinahe einen Schock. Ich rannte zurück zu meinem Büroschreibtisch, auf dem ein prächtiger, wunderschöner exquisiter Satz Abzüge der Crystal-Bürounterlagen prangte, in zehn wohlorganisierten Häufchen. Meine Arbeitskopie. Die auf dem Schreibtisch lag, wunderschön und prächtig und bereit, durchgearbeitet zu werden. Wenn ich noch irgend etwas gebraucht hatte, um mich in die Arbeit zu vertiefen, dann war es das. Was für ein lächerliches Spiel - zwei erwachsene Männer, die »Rauben wir einander die Büros aus!« spielten.

Mein einziger Trost war, daß Crystal nicht gewußt hatte, daß Miller mir zwei Sätze mit Abzügen gegeben hatte, nicht nur einen. Und ich dankte Crystal im stillen für seine zusätzliche Botschaft: Irgendwas war in diesen Unterlagen zu finden. Ich ging davon aus, daß mein Besucher Crystal gewesen war.

Ich öffnete den Brief aus New York und sah mir das Geburtszertifikat von Eloise Crystal an. Geburtshelfer war Henry Chivian. Welche Überraschung!

Mit dieser Geburtsurkunde fing die neue Akte Crystal an, und mit einem Foto davon fing die neue Sicherheitskopie an, die auf unentwickeltem Film wohlversteckt bleiben würde. Es sei denn, sie wurde gebraucht.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und adressierte einen Briefumschlag an Leander Crystal. In den Umschlag hinein steckte ich mit einer Träne im Auge seinen Scheck über fünfzigtausend Dollar. Flüchtig kam mir der Gedanke, daß ich ihn statt dessen vielleicht lieber um viel, viel mehr bitten sollte. Was würde er tun?

Aber das wäre unmoralisch gewesen. Wenn ich mir schon den Kopf über Moral zerbrach, gab es nur eine anständige Lösung, nämlich den Mund zu halten, den Fall sausenzulassen und dem Mann sein Geld trotzdem zurückzugeben.

Wenn ich den Scheck einlöste, unter welchen Umständen

auch immer, würde ich mich schuldig fühlen. Nicht daß man sich nicht an ein Leben mit Schuldgefühlen gewöhnen könnte...

Fast hätte ich Chivians Rezept mit in den Umschlag gesteckt, aber dann besann ich mich eines anderen. Es war eine Handschriftenprobe von dem Mann. Statt dessen machte ich also ein Foto davon und heftete das Original in die Akte mit Eloise' Geburtsurkunde. Es könnte ein Anhaltspunkt sein. Und Leander würde das Stückchen Papier wohl kaum brauchen, um den Bericht über mein Abenteuer in Lafayette voll auszukosten. Wahrscheinlich hatte er diesen Bericht bereits bekommen.

Ich gönnte mir eine Pause für einen Gedanken. Die Post war, als ich nach Hause kam, genau dort gewesen, wo sie hingehörte. Aber die Schubladen nicht. Das bedeutete entweder, daß mein Besucher sich mit der Post mehr Mühe als mit den Schubladen gegeben hatte, um den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen, oder daß die Post nach meinem Besucher gekommen war.

Ich tippte auf letzteres. Die Post kommt für gewöhnlich gegen zwei. Crystal hatte heute morgen beschlossen, die Sachen holen zu lassen. Bevor ich mit Chivian gesprochen hatte. Das war seltsam. Und bedeutete, daß Chivian ihn wahrscheinlich am Abend zuvor angerufen hatte, um ihm mitzuteilen, daß ein Mr. Keindly nahte, aber niemand wußte, woher. Und Crystal war zu dem Schluß gekommen, das müsse bedeuten, daß ich keinerlei »vernünftigen Argumenten« zugänglich war.

Das waren tatsächlich eine Menge Vermutungen. Es war möglich, daß es gar nicht Crystal gewesen war, der die Crystal-Akte mitgenommen hatte. Aber ich hatte weiß Gott Mühe, mir eine Alternative auszudenken. Außer vielleicht Eloise. Aber warum?

Hmm. Es war zuviel. Ich sammelte den mir noch verbliebenen Satz meiner kostbaren Fotos ein und ging auf leisen

Detektivsohlen die Treppe hinunter und in ›meinen‹ Drugstore. Dort kaufte ich sämtliche Rollen Fünfunddreißig-Millimeter-Schwarzweißfilm auf, die zu haben waren, und dazu ein paar Kartoffelchips und einen Rhabarberapfelkuchen. Dann kehrte ich ins Büro zurück.

Ich begann meinen Abend, indem ich Fotos von allen Fotos machte, die noch zu besitzen ich mich glücklich schätzen durfte. Als ich alle Bilder geschossen hatte, die ich schießen wollte, versteckte ich die unentwickelten Filme unter meiner Matratze und machte mich daran, mich ernsthaft mit den Unterlagen aus Crystals Büro zu beschäftigen.

Ich hätte nie gedacht, wie viele unverständliche Informationen auf eintausendzweihundert- einundvierzig Fotos passen. Ich habe bis nach elf gebraucht, um zu begreifen, daß finanzielle Unterlagen nicht meine Stärke sind. Ich meine, ich wußte es schon immer, aber es dauerte lange, bis ich einsah, daß das bedeutete, daß ich besser andersrum anfang. Wie bei meinen Arztfotos war es vielleicht die effizientere Methode, die Sache einem Experten zu überlassen. Ich würde eine Buchprüfung durchführen lassen - was für eine entzückende Idee. Nur wußte ich niemanden, der das konnte. Also rief ich Maude an. Maude kennt Leute, die alles mögliche tun.

»Berrtie! Wo zum Teufel steckst du? Ich wollte gerade in diesem Augenblick nach dem Hörer greifen und dich anrufen. Du weißt schon, einfach mal 'n bißchen quatschen.« Wenn sie müde ist, ist das ihre Vorstellung von einer fabelhaften Lüge. Maude redet buchstäblich niemals über andere Dinge als geschäftliche.

»Ich brauche einen Namen, Maude, jemanden, der eine Menge finanzielle Unterlagen durchgeht und mir sagt, was sie zu bedeuten haben.«

Sie dachte einen Augenblick lang nach und sagte: » Da du mich deswegen anrufst, suchst du wohl eine Person, die schweigen kann.«

»Wie ein Grab.«

»Wie ein Grab? Wird es wahrscheinlich Schwierigkeiten geben?«

»Ich weiß nicht, wie wahrscheinlich. Aber ich halte langsam so ziemlich alles für möglich. Ich habe nämlich ein paar Unterlagen, und es wäre mir sehr viel lieber, wenn niemand wüßte, daß ich sie habe.«

»Nun«, sagte sie, »ich habe da einen Mann an der Hand, der eine Menge Sachen für mich macht, aber für dich ist er wahrscheinlich zu teuer.«

»Wie teuer?«

»Sagen wir mal fünfzig, um überhaupt ins Geschäft zu kommen.«

»Würde er sich auf eine Regelung für den Eventualfall einlassen, sagen wir einhundert, plus mehr, falls er Probleme kriegt? Ich glaube allerdings nicht, daß er welche kriegen wird.«

»Er wird es machen.«

»Gebongt.«

»Der Name lautet Andrew Elmitt, Park Avenue 4552. Die Telefonnummer ist, laß mal sehen, Humbolt 6-9292. Schick ihm das Zeug und deine Telefonnummer. Mit Eilpost, wenn du die Sache schnell haben willst. Er wird dich, ein oder zwei Tage nachdem er die Unterlagen bekommen hat, anrufen.«

»Ich will nicht, daß irgend jemand erpreßt wird, falls sich erweisen sollte, daß da tatsächlich was ist.«

»Du hast eine blühende Phantasie, Berrrtie. Elmitt ist absolut verlässlich, und außerdem habe ich genug gegen ihn in der Hand, um ihn ins Gefängnis und ins eigene Paradies der Steuerhinterzieher zu befördern.«

»Na gut. Jetzt muß ich mir nur noch deinetwegen Sorgen machen.«

»Das will ich dir raten. Ich frag bei dem Gentleman noch mal nach und sage ihm, daß er morgen ein Päckchen zu erwarten hat. Wenn ich nicht in zehn Minuten zurückrufe, läuft die Sache.«

Die zehn Minuten verwandte ich darauf, mir zu überlegen, wie wahrscheinlich es war, daß Maude versuchen würde, irgend jemanden zu erpressen. Nicht sehr wahrscheinlich, fand ich. Höchstens eins zu vier.

Nach weiteren fünf Minuten beschloß ich, Miller anzurufen.

Ich hatte keine Lust, länger auf meinem Hintern rumzusitzen und über die diskreteste Vorgehensweise nachzudenken. Jetzt mußten Taten folgen.

Miller hörte sich müde und gelangweilt an. Armer Mann, ich versuche, ein wenig Würze in sein Leben zu bringen, aber das weiß er nicht immer zu schätzen.

»So, du bist also wirklich fest entschlossen weiterzumachen, ja?«

»Ja, hast du dir den Namen richtig notiert? Chivian, Henry, MD.« Ich buchstabierte es für ihn, sogar das MD. Das ist es, was ich mit Würze meine. Nicht jeder würde so etwas für einen Freund tun.

»Na schön, na schön. Aber ich wüßte so langsam doch gern, was ich von der Sache habe.«

»Du kriegst die erste Polizeinformation über irgendwelche illegalen Vorgänge. Du kriegst alles.«

»Bevor du die Geschichte an die Zeitungen verkaufst oder hinterher?«

»Was kümmert es dich, wenn du den großen Fischkriegst, der dir die Leutnantsstreifen, nach denen es dich verlangt, ans Revers zaubert? Übrigens, wo wir schon mal beim Thema sind, ich habe da noch was, das dich interessieren könnte.«

»Oh.« Es klang kein Interesse durch.

»Jemand ist bei mir vorbeigekommen und hat die hübschen Fotos gestohlen, die du für mich gemacht hast.«

»Ach ja? Haben sie beide Sätze erwischt?« Es klang immer noch nicht interessiert.

»Nein. Ich hatte Glück. Sie suchten nach einem Satz und den Negativen, und das haben sie beides bekommen, plus alle anderen Unterlagen, die ich über den Fall besaß.«

»Nun, wie das Schicksal es will, habe ich auch für mich selbst einen Satz machen lassen. Wenn du zufälligerweise deine

Abzüge verbrennst, kannst du dir meine borgen.« Deshalb war er also nicht interessiert. Er hatte sich bereits genug für meinen Fall interessiert, um sich Kopien von allem zu machen. Armeeakten; Polizeiunterlagen. Wirklich nett. Was für ein netter Gentleman.

»Noch was?« fuhr er fort. »Ich habe keine Zeit, am Telefon mit dir rumzualbern.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Du mußt nach Hause zu deiner Frau.«

Aus irgendeinem Grund legte er kommentarlos den Hörer auf.

Es ist wie beim Essen. Es gibt einfach Leute, die etwas Würze vertragen können, und solche, die es nicht können. Ich hatte ihn gebeten, mir Armeeunterlagen über Chivian zu besorgen, und wenn er herausfand, wo Chivian vor seiner Armeezeit gelebt hatte, auch die Polizeiunterlagen von dort. Vielleicht Ames, Iowa?

Ich sammelte die Finanzstapel meiner Crystal-Kollektion ein und schob sie in einen kleinen Umschlag. Dann schob ich den kleinen Umschlag in einen größeren und adressierte ihn an Andrew Elmitt. Den zweiten Umschlag bedeckte ich mit Briefmarken, schrieb mit einem blutfarbenen Buntstift aus meinem zum Tieremalen gedachten Vorrat von Schreibgeräten ›Eilpost‹ auf den Umschlag, ging aus dem Haus und schickte ihn ab.

Aber ich konnte nicht schlafen. Es war ein harter Tag gewesen. Wenn ich in einer passiven Stimmung gewesen wäre, hätte ich Depressionen bekommen. Aber so, wie die Dinge jetzt lagen, studierte ich die Risse in der Decke, um festzustellen, ob sie sich wohl weiter ausdehnen würden. Ich ordnete sie zu Gesichtern und dann zu Tieren. Ich hörte Stimmen im Büro. Ich hörte Stimmen im Flur. Ich sah Chivian, der mich auslachte. Und ich sah diese Windpockennarben und fragte mich, wie viele Kinder sie wohl hatten.

Dann fand ich es plötzlich sehr seltsam, daß Leander Crystal das Haus, in dem Mrs. Forebush jetzt wohnte, bereits über ein Jahr, bevor sie es brauchte, gekauft hatte. Vor allem, da Estes zu diesem Zeitpunkt noch lebte. Auch fand ich es verwunderlich, daß er es mit solcher Liebe zum Detail hatte renovieren lassen bis hin zu Schlössern an den Türen. Wenn er es in der Erwartung gekauft hatte, daß Mrs. Forebush es brauchen würde, warum dann diese speziellen Maßnahmen? Warum abschirmende Büsche? Und warum Doppelbetten?

Ja wirklich, warum? Vor allem, wenn er die Absicht verfolgt hatte, das Haus zu vermieten. An eine Fremde, die sich im Januar - welchen Jahres noch gleich - nicht bei der Behörde gemeldet hatte?

Ich stieg aus dem Bett und konsultierte meine Notizen.

Im Januar 1955, 1956, 1957, 1958 und 1959, Ich kehrte ins Bett zurück.

Wahrscheinlich hatte sie sich 1954 entweder registrieren lassen oder sie hatte, als sie ins Land kam, die Fünfzigste Straße Ost Nummer 413 als Adresse angegeben. Ihre letzte dem Ausländeramt bekannte Adresse.

So mußte es gewesen sein. Leander vermietete das Haus,

nachdem er es gekauft hatte, an diese unbekannte Fremde. Bereits mit Doppelbett.

Das fand ich doch sehr interessant. Auf diese Weise vergrößert man kein Vermögen von zwei Millionen Dollar auf zehn Millionen. Das Ziel der Operation war also eindeutig nicht Profit gewesen. In derselben Zeit hatte er außerdem Geld übrig, um Jacques Chaulet und Chivian zu bezahlen. Also warum? Eine akzeptable Frage. Wenn es nicht um Geld ging, um was dann? Liebe?

Hmmmmmm. Eine taktlose Frage.

Ich stieg wieder aus dem Bett und rief Miller an.

Aber die geringe Wahrscheinlichkeit, daß er noch auf dem Revier war, bestätigte sich nicht. Einen Augenblick lang zog ich es in Erwägung, ihn zu Hause anzurufen, aber das brachte nicht einmal ich fertig. Und außerdem konnte er mir von zu Hause aus nicht helfen. Ich wollte, daß er mir vom Ausländeramt oder gegebenenfalls von der Justizbehörde Informationen über diese namenlose Fremde beschaffte. Aber die Sache konnte bis morgen warten. Was ist schon ein Tag mehr oder weniger?

Ich dagegen hatte größere Probleme, bis morgen zu warten. Ich war aufgeregt. Ich fand jede Menge Tiere in den Rissen an der Decke, bevor ich einschlief.

»Es tut mir leid, Ihnen lästig fallen zu müssen, aber ich komme vom Bundesamt für Ausländer und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir ein paar Augenblicke Ihrer Zeit widmen könnten.«

Aus der Nähe sah der alte Bursche nach ungefähr fünfundsechzig aus, mit Unmengen weißen Haares und auch sonst in ziemlich guter Verfassung. Es sind die Dünne, die sich lange halten.

»Mein Name ist Joe Jenkins. Ich bin dreiundachtzig Jahre alt, Jungchen, und hab mein ganzes Leben lang nicht einen einzigen Tropfen getrunken, hab nie Probleme mit irgendeiner Art von Polizei gehabt und habe mir keinen einzigen Tag meines Lebens Sorgen gemacht. Also, gibt es sonst noch irgendwas, das Sie wissen wollen?«

Es war kurz nach halb zehn. Ich hatte eine halbe Stunde lang Mrs. Forebushs Nachbarn ausgefragt und mich nach Leuten erkundigt, die schon seit ungefähr 1953 hier in der Gegend wohnten. Ich versuchte, etwas über die ausländische Mieterin in Erfahrung zu bringen. Ich war auf den Gedanken verfallen, daß irgend jemand aus der Nachbarschaft sich vielleicht an sie erinnern könnte. Schien einen Versuch wert zu sein.

Mrs. Forebushs Haus lag so, daß eine Menge Nachbarn einen Mieter dort im Auge behalten könnten. Es stand direkt neben einem Eckhaus und grenzte mit dem Garten an eine Hintergasse. Also war für mich das Eckhaus interessant und die ersten zwei oder drei Häuser um die Ecke, von deren Hintergärten aus man vielleicht Mrs. Forebushs Garten überblicken konnte, außerdem das Haus auf der anderen Seite der Hintergasse, was mir gleich zwei Familien bescherte, weil es ein Doppelhaus war. Und vielleicht noch ein paar auf der anderen Straßenseite.

Ich hatte mich um die Ecke herumgearbeitet, und obwohl ich eine Menge Leute gefunden hatte, die schon lange genug hier

lebten, konnte sich nur eine einzige Person überhaupt an irgend etwas erinnern. Es war eine Dame namens Fay. Sie hatte in ihrem Haus ihre Kinder, Zwillinge namens Newton und Norman, großgezogen und beabsichtigte, dort auch zu sterben. Das sagte sie jedenfalls. Ausführlich. Sie konnte sich vage daran erinnern, daß ein junges Paar in dem Haus gelebt hatte, »bevor diese Forebush es bekam.« Sie schien im Grunde gar nichts über sie zu wissen; den Mann hatte sie nur ein paarmal zu Gesicht bekommen. Es war möglich, daß Newton oder Norman mehr wußten. Beide waren jetzt verheiratet. Ihre Mutter gab mir ihre Namen und Adressen.

Es war das Beste, was ich hatte.

Ich hatte auch in den beiden Häusern gegenüber von Mrs. Forebushs Haus auf der anderen Straßenseite vorbeigeschaut, aber nur eins davon war bewohnt. Ein Mädchen von ungefähr zwanzig war gerade eingezogen und packte Umzugskisten aus. Ich fragte nach den früheren Bewohnern, weil ich hoffte, sie vielleicht aufspüren zu können. Die Frage munterte sie nicht gerade auf. Sie waren im vergangenen Monat bei einem Autounfall gestorben.

Ich war jetzt in dem Doppelhaus an der Hintergasse gegenüber dem Haus von Mrs. Forebush. Meine letzte Chance. Der alte Bursche, den ich bei meinem ersten Besuch in der Fünfundzwanzigsten Straße auf der Veranda gesehen hatte.

Ich fragte ihn, wie lange er schon in dieser Gegend wohnte.

»Wohnen? Hier? Seit Erschaffung der Welt, mein Junge, seit der Erschaffung der Welt. Ich bin genauso lange hier wie das Haus, seit 1926. Ich habe es damals gleich gekauft, und das war gut so, denn während der Wirtschaftskrise war es ein Lebensretter, ein echter Lebensretter.«

Er schien einem Schwätzchen nicht abgeneigt.

»Also, was wollen Sie wissen? Ich kann Ihnen alles sagen, was Sie wissen wollen. Zum Beispiel über das Haus, aus dem

Sie gerade gekommen sind. Der alte Kauz hat sich und seine Frau letzten Monat auf dem Highway nach Kokomo plattgefahren, am Sechszwanzigsten war das. Er war zu alt zum Fahren. Zu alt. Vor vier Jahren haben sie ihm sogar für sechs Monate den Führerschein abgenommen. Aber er hat ihn zurückgekriegt. Und Jetzt sehen Sie, was ihm das eingebracht hat. Und seiner kleinen Frau. Sie hätte wirklich was Besseres verdient, jawohl. Richtig nette kleine Dame.

Und das Haus, in dem Sie vorher waren, das.. «

Ich fiel ihm ins Wort, obwohl er mich wirklich faszinierte. »Es geht mir um das gleich gegenüber.« Ich zeigte auf die andere Seite der Gasse.

»Hab ich mir schon gedacht«, sagte er weise. »Jedenfalls waren Sie ja in den letzten Wochen ein paarmal drin. Worum geht's? Hat Mrs. Forebush vor, es zu verkaufen? Hübsches kleines Haus, da könnten Sie's schlimmer treffen.«

»Nein, ich versuche nur etwas über die Leute herauszufinden, die vor Mrs. Forebush dort gewohnt haben.«

»Ah, ja richtig. Sie kommen von der Regierung oder so, sagten Sie doch? Was ist los? Ha'in die irgendwas angestellt? Sucht die Polizei nach ihnen?«

»Nein, ich muß nur etwas über sie wissen.«

»Tja, wollen wir mal sehen.« Er kratzte sich am Kinn. Er tat es wirklich. »Es hat ziemlich lange Railroad Mackeson gehört. Könnte das derjenige sein, über den Sie was wissen wollen?«

»Ich weiß nicht. Hat er direkt vor Mrs. Forebush in dem Haus gewohnt?«

»Jedenfalls war er der einzige Bewohner, der auch nur einen Pfifferling wert war. Aber der ist jetzt tot. Das wird Ihnen also nicht weiterhelfen.«

»Wer ist nach ihm in das Haus gezogen?« Die Salamtaktik.

»Hmm, wollen mal sehen. Das Haus stand eine Weile leer,

während die Kinder sich darüber in den Haaren lagen, wer es bekommen sollte. Dann beschlossen sie, es zu verkaufen und sich statt dessen das Geld zu teilen. Das muß so 1952/53 gewesen sein. Ungefähr zu der Zeit, als Ike es geschafft hat, sich wählen zu lassen. Das heißt, zum ersten Mal. Guter Zeitpunkt, um ein Haus zu verkaufen. Also haben sie's verkauft, und zwar ziemlich schnell. Ich erinnere mich daran, daß der neue Besitzer, wer immer das auch war, ein paar Veränderungen vorgenommen hat. Was irgendwie eine Schande war. Nicht daß der alte

Mackeson jemals viel mit dem Garten angefangen hätte, aber der Hof wirkt mit Blumen viel größer als mit großen Büschen. Ich schätze, deshalb hat es auch so lange leer gestanden.«

»Es hat leer gestanden?«

»Ja, Sir. Mehrere Monate. So wie ich es sehe, hat der Besitzer es gekauft, um es zu vermieten. Hat es auf Vordermann gebracht, sozusagen. Sind viele Möbel reingetragen worden. Und dann hat er es wohl eine Zeitlang nicht vermieten können. Vielleicht ein schlechter Zeitpunkt, um möblierte Häuser zu vermieten. Ich weiß nicht. Aber so war's.«

»Was ist dann passiert?«

»Tja, abgesehen von einem jungen Paar, das ein paar Monate dort lebte, hat es Mrs. Forebush gehört.«

»Ich glaube, es ist das junge Paar, das mich interessiert.« Er kniff die Augen zusammen und sah mich an. Er trug keine Brille. »Warum? Warum die? Vielleicht weil die Dame Ausländerin war?«

»Genau das, alter Knabe.«

»Was sagten Sie noch gleich, woher kommen Sie?«

»Ausländeramt.«

»Warum kommen Sie dann ausgerechnet hierher?«

»Wir können sie nicht finden. Das Haus ist die letzte Adresse, die wir von ihr haben.«

»Also bei Gott! Sie wohnt seit über fünfzehn Jahren nicht mehr hier. Warum sind Sie ausgerechnet jetzt hinter ihr her?«

»Sie wissen doch, wie das ist. Wir haben jede Menge Papierkram, und die Sachen stapeln sich.«

»Auweia! Lassen Sie sich eins von mir sagen, Sohnmann. So betreibt man kein Geschäft. Ich habe zu meiner Zeit eine ganze Reihe mächtig erfolgreicher Geschäfte betrieben, und so, wie Sie die Sache angehen, wird sich Ihres nicht lange halten.«

»Was wissen Sie über das junge Paar?«

»Nicht viel. Sie waren nicht lange hier. Haben viel Zeit im Haus verbracht, das kann ich Ihnen sagen. Alle beide. Und sie sind zusammen einkaufen gegangen. Sah nicht so aus, als kämen sie so besonders gut zurecht miteinander. So was sieht man Paaren an. Ich schätze, sie hatten gerade erst geheiratet, bevor sie hierherkamen, und nach einer Weile konnte ich auch sehen, warum sie Schwierigkeiten hatten. Sie wurde langsam immer runder, und das kam nicht vom Essen. Also, was meine Frau ist, Gott hab sie selig, die hätte Ihnen auf ein paar Wochen genau sagen können, wie lange sie noch zu tragen hatte. Aber ich erinnere mich nicht mehr.«

»Haben sie das Kind bekommen, bevor sie hier weggezogen sind?«

»Nee. Ich schätze, sie waren das Haus leid, oder vielleicht auch einander. Sie sind eines Tages einfach gegangen, mit ein paar Koffern. Und nicht mehr zurückgekehrt.«

»Können Sie mir sagen, wie die beiden aussahen?«

»Nun, mittlerweile mußten sie sich natürlich sehr verändert haben. Aber damals... « Er dachte nach. »Das Mädchen war, mal abgesehen von ihrem Bauch, ein zierliches kleines Ding, braune Haare, hübsch, jung. Vielleicht zwanzig, fünfundzwanzig. Er war viel älter. Na ja, vielleicht nicht viel älter, aber er sah älter aus. Vielleicht vierzig oder so. Seine Haare waren, soweit ich mich erinnern kann, ebenfalls braun. Jedenfalls das, was noch

davon übrig war.«

»Er war kahl?«

»Fast. Schätze, seine Platte ist heute ziemlich blank gescheuert.« »Wissen Sie noch, wann die beiden weggegangen sind?«

»Nicht genau. Aber das kann Mrs. Forebush Ihnen sicher sagen. Sie ist erst ein paar Wochen später eingezogen. Richtig nette kleine Dame, diese Mrs. Forebush. Richtig freundlich. Und ein richtig schnuckeliges kleines Weibsbild für ihr Alter. Glauben Sie, die würde sich für einen älteren Mann interessieren? Älter als sie, aber jung im Herzen? Würden Sie sie das für mich fragen, Jungchen?«

»Das mach ich gern, Mr. Jenkins, aber irgendwie meine ich, daß Sie in den letzten fünfzehn Jahren doch selbst irgendwann mal Gelegenheit gehabt haben müßten, sie danach zu fragen.«

»Mein Junge, das hätte ich vielleicht tun können, aber so ganz das Richtige wär's wohl nicht gewesen, oder? Ich meine, wo ich doch schon eine Frau hatte. Meine Mrs., Gott sei ihrer Seele gnädig, sie ist erst vor vier Monaten gestorben. Ich hatte mir schon vorgenommen, mal mit Mrs. Forebush zu plaudern, aber das kann ich kaum tun, bevor eine schickliche Trauerzeit verstrichen ist, oder, hmm? Ich dachte nur, na ja, Sie wissen schon, wenn Sie auf gutem Fuß mit ihr stehen, könnten Sie da mal für mich vorfühlen. Das wäre doch nicht unmoralisch, nicht wahr?

Und dann hätte ich ein wenig mehr, das mich antreibt, etwas, worauf ich mich in den nächsten acht Monaten freuen kann.«

»Ich sag Ihnen, was ich machen werde. Wenn ich es irgendwie in das Gespräch einflechten kann, frage ich sie, wie sie über eine zweite Ehe denkt. Und wenn sie es in Erwägung zieht, mache ich Ihnen, wenn ich weggehe, ein Zeichen mit dem Daumen. Wir wär das?«

»Das wär wirklich nett, mein Junge. Irgendwie hat man den

Eindruck, daß heute niemand mehr was für einen alten Mann tun mag. Ich wäre Ihnen wirklich dankbar. Von ganzem Herzen. Mächtig reizendes kleines Frauchen. Für ihr Alter.«

Als ich ging, salbaderte er im Geiste weiter. Mit jedem Schritt auf Mrs. Forebushs Haustür zu fühlte ich mich mehr und mehr wie ein Pandarus für Senioren.

Mrs. Forebush war zu Hause und überrascht, mich so früh zu sehen. Früher, als sie für gewöhnlich Besucher empfing, aber ich ließ mich nicht abwimmeln. Schließlich waren wir ja keine Fremden mehr. Ich blieb nur ein paar Minuten und erzählte ihr, woran ich arbeitete. Sie konnte nicht viel hinzufügen, außer daß sie am 14. September 1954 eingezogen war und der Vermieter vieles zurückgelassen hatte. Viel nicht, falls es die gesamte Ausstattung des Hauses gewesen sein sollte, aber viel dafür, daß er es einfach zurückgelassen hatte. Betten, und zwar jeweils eins in zweien der Zimmer, ein paar Möbel, Essen, Töpfe und Pfannen, Geschirr, Besteck, Laken und Bettzeug.

Es klang stark nach der Liste der Dinge, die Leander nach dem Ankauf des Hauses hergebracht hatte.

»Was haben Sie damit angefangen?« fragte ich sie. »Ich habe den ganzen Kram weggegeben. Der Heilsarmee. Bevor er ging, hat Mr. Crystal mir noch gesagt, daß ich mit dem Zeug machen könne, was ich wolle, daß es mir gehöre. Und weggeben war genau das, was ich damit machen wollte.«

»Und das Ausländeramt hat sich nur nach dem Mädchen erkundigt?«

»Ja.«

»Ich habe mit Ihrem Nachbarn auf der anderen Seite der Gasse gesprochen.«

»Der alte Mann. Sitzt den ganzen Tag vorne am Fenster und sieht zu, daß ihm nur ja nichts entgeht, was in dieser Straße

passiert.«

»Seine Frau ist vor kurzem gestorben.«

»Ich weiß. Ich kannte sie nicht, aber wahrscheinlich war es die Anstrengung, all seine Ferngläser zu säubern und seine Bleistifte anzuspitzen.«

Ich verabschiedete mich.

Als ich die Treppe hinunter zu meinem Wagen ging, machte ich dem alten Mann das versprochene Zeichen mit dem Daumen.

An der Tür blieb ich stehen und ging dann zurück, um noch ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

»Sie mag mich also wirklich, hm?« Sein Gesichtsausdruck kam einem lüsternen Grinsen so nahe, wie es ohne Zähne möglich war.

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe sie bloß gefragt, ob sie jemals darüber nachgedacht hätte, noch mal zu heiraten, und sie sagte, das hätte sie.«

»Junge, Junge«, sagte er.

»Ich wollte Sie noch was anderes fragen. Sie führen nicht zufällig Buch über die Vorgänge hier in der Straße, oder? Wie zum Beispiel über Autos, die hier entlangfahren, und so weiter?«

»Na und ob! Warten Sie 'n Augenblick, mein Junge.« Ich wartete, halb ungläubig, halb hoffnungsvoll. Es würde ziemlich langwierig sein, Listen von vor fünfzehn Jahren registrierten Autos durchzugehen, aber ich konnte die Arbeit jemand anderem aufhalsen. Geld ist ein wunderbares Schmiermittel.

Er kam mit einem alten Hauptbuch und zeigte mir die erste Seite.

»Angefangen habe ich 1935. Mir war klargeworden, daß es Krieg geben würde. Ich dachte, irgend jemand könnte sich vielleicht für das Kommen und Gehen hier in der Gegend

interessieren. Könnte doch nützlich sein. Sie wissen schon, wenn in jeder Straße einer war, der die Dinge im Auge behielt, dann ließ sich so vielleicht der eine oder andere Spion dingfest machen.«

»Könnte ich vielleicht etwas spätere Eintragungen sehen?«

»Sagen Sie ›Halt!‹, mein Junge.«

Er blätterte langsam weiter. Als er ungefähr drei Viertel des Buches hinter sich hatte, kam eine leere Seite. »Das war s.«

»Mehr haben Sie nicht?« Die letzte Seite trug die Überschrift: »21. Dezember bis 31. Dezember 1949«

»Was wollen Sie, junger Mann? Da war der Krieg schon lange vorbei. Und meine Augen sind auch nicht mehr, was sie mal waren. Hilft Ihnen das irgendwie weiter?«

»Ich fürchte, nein. Aber trotzdem vielen Dank. Ich bin Ihnen wirklich dankbar.«

»Ach, das geht schon in Ordnung. Hätte nie gedacht, daß es irgend jemandem viel nützen würde. Da hätte es schon ein ganzes Netzwerk von Leuten wie mir geben müssen.«

»Da haben Sie wohl recht. Aber machen Sie sich nichts draus.«

»Sagen Sie mal, junger Mann, jetzt, wo die Zeiten lockerer werden, meinen Sie nicht, daß da vielleicht sechs Monate Trauerzeit reichen würden?«

»Besser ist immer noch ein Jahr. Wer was auf sich hält, respektiert die Traditionen.«

»Das denke ich auch. Denke ich auch.« Ich wandte mich zum Gehen, und er blieb zurück und kratzte sich das Kinn.

Es war halb zwölf. Ich aß zu Mittag und verbrachte den Löwenanteil der verbleibenden Bürostunden damit, Vorladungen zuzustellen. Das machte ich sehr geschickt, sehr effizient. Ich hatte einen Vier-Tage-Job in weniger als zwei Tagen fast zur Hälfte bewältigt. Ich bedauerte es wirklich, daß ich den Job übernommen hatte, aber was soll man machen?

Um halb fünf war ich im Ostteil der Stadt, ein kleines Stück hinter dem Rummelplatz auf der Achtunddreißigsten Straße. Ich rief Miller an. Und bekam ihn wie gewöhnlich an den Apparat. Aber wohlgelaunt.

»Ich habe einen Fall, Al. Einen richtigen, anständigen Fall. Erpressung. Ich schätze, irgend jemand hatte zu viele Fälle, um sie alle für sich allein zu behalten, und beschloß, dem armen, alten Miller auch mal 'ne Chance zu geben. Jedenfalls werd ich 'ne Weile nicht im Büro sein. Die meiste Zeit. Du hattest Glück, mich zu erwischen.«

»Gut, dann brauche ich ja deinetwegen den Einbruch nicht zu gestehen.«

»Das könnte der Durchbruch sein. Was kann ich für dich tun? Ich habe hier ein paar Unterlagen. Von der Armee, der Polizei hier, der Polizei in Lafayette und von der Medizinischen Gesellschaft. Ich werde sie hier für dich hinterlegen.«

»Vielen Dank, aber könntest du mir noch einen Gefallen tun, bevor du gehst? Ich suche nach einer verschwundenen Ausländerin. Könntest du beim Ausländeramt nachfragen, was sie über eine junge Ausländerin haben - den Namen hab ich nicht, aber sie hat vom Frühling 1954 bis vielleicht September '54 hier in der Fünfzigsten Straße Ost Nummer 413 gewohnt. Die Adresse ist die letzte, die von ihr bekannt ist. Die Behörde

hat nach 1954 fünf Jahre hintereinander einen Mann hergeschickt, der nach ihr gefragt hat.«

»Dann mußt du dich ans Justizministerium wenden, Al. Nicht ans Ausländeramt.« Er hielt inne. »Es ist immer noch derselbe Fall, oder?«

»Ja, es ist derselbe Fall. Wieso fragst du? Kriegst du jetzt, wo du ein großer Lieutenant bist, etwa das Flattern, wenn du einem einen Gefallen tun sollst?«

»Ich bin noch kein Lieutenant, Al.«

»Wie ich nur allzugut weiß. Besorg mir die Sachen, ja, Sergeant?«

»Ach, verdammt. Mach ich.«

»Und mach fix. Ich möchte mich nicht bei deinem Captain beschweren müssen.«

Er lachte. »Bei meinem Captain, hm? Gartland würde dich gar nicht verstehen, wenn du wirklich mit ihm reden würdest. Du sprichst gutes Englisch.«

»Viel Glück«, sagte ich und legte auf.

Da ich schon mal draußen im Osten war, schien es reine Zeitverschwendung zu sein, direkt nach Hause zu fahren, nur um die Unterlagen zu Chivian von der Polizei abzuholen. Aber etwas anderes fiel mir nicht ein. Ich schloß einen Kompromiß und machte bei einem Laden halt, um ein paar Walnüsse zu kaufen. Dann fuhr ich nach Hause und genoß, den zweiten Tag in Folge, eine Fahrt gegen den allgemeinen Strom des Stoßverkehrs der Rushhour. Ich parkte genau auf halbem Wege zwischen dem Polizeihauptquartier und dem Samson-Hauptquartier.

Mit einer Tasche voller Walnüsse machte ich mich auf den Weg zu den Cops. Aber alle meine Pläne waren vergebens. Taube Nuß war nirgends zu sehen. Mein Geschenk blieb in meiner Tasche. Ich nahm die Aktenordner mit und ging nach

Hause.

Auf der Straße knackte ich ein paar Nüsse in der Hand und pickte mir die Hälften heraus. Es ist zwar nicht schwer, sie mit der Hand zu knacken, aber nach ein paar Nüssen tut die Hand langsam weh. Wozu die Mühe? Ich sparte mir den Rest für später auf, vielleicht um sie auf dem Boden auszustreuen - als Überraschung für einen Einbrecher, falls ich nächtlichen Besuch bekam oder etwas in der Art. Oder um sie aufzuheben. Ich bin nicht allzu erpicht auf Walnüsse. Es gab vornehmere Tätigkeiten, für die ich meine Hände schonen mußte. Wie das Umblättern von Seiten. Seiten und noch mal Seiten.

Was ich den ganzen Abend tat. Nicht einmal ein Anruf von meiner Flamme konnte mich davon abbringen. Meiner mich liebenden Flamme.

Mann, das ist echte Hingabe. Heute war Aktennacht bei Samson.

Zuerst kam Chivians Armeeeakte an die Reihe. Ihr entnahm ich, daß er 1915 in New York City geboren war. Ein Kriegsbaby. 1943 war er als Arzt eingezogen worden. Er hatte bei derselben Einheit gedient wie Leander Crystal und Joshua Graham. Der einzig interessante Eintrag war, daß man ihn als »Zeuge bei der Anhörung im Anschluß an den Tod des Soldaten Joshua Graham« gehört hatte.

In New York war er nicht in den Polizeiakten geführt worden, und auch nicht in Lafayette. Und keine ungewöhnlichen Informationen von der Medizinischen Gesellschaft, der er schon viele Jahre als angesehenes Mitglied angehörte.

Wenigstens hatte ich seine Heimatadresse. Und die Information, daß er nicht verheiratet war, als er in Lafayette der Amerikanischen Medizinischen Gesellschaft beitrat. Keinen Hinweis darauf, daß er überhaupt je verheiratet gewesen war. Er trat 1957 bei. Das Jahr, in dem er, wie er mir erzählt hatte, nach Lafayette gezogen war.

Nicht direkt ein Riesenhaufen Informationen. Aber ich ließ mich nicht entmutigen. Ich machte mit den Häufchen von Leander Crystal weiter, die nicht seine Finanzen betrafen.

Einer geradezu atemberaubenden Eingebung folgend beschloß ich, mir die Stapel in der Reihenfolge vorzunehmen, die ich für am leichtesten verständlich hielt.

Ich fing mit dem Geld an. Ich hatte Fotos von mehreren Scheinen. Genug, um festzustellen, daß sie in durchgehender Folge numeriert waren. Und daher neu sein mußten. Mit meinem Vergrößerungsglas schätzte ich die Anzahl der Scheine. Ich kam auf ungefähr siebeneinhalbtausend Dollar, wenn es sich um lauter Zwanziger handelte.

Dann nahm ich mir die Pornographie vor. Nicht daß ich mir viel davon versprochen hätte, aber ich hatte mir vorgenommen, das zuerst durchzugehen, was am leichtesten zu verstehen war. Wie sich jedoch herausstellte, war das nicht unbedingt die Pornographie. Ich meine, ich bin mir nicht sicher, ob ich Pornographie verstand.

Aber eines fiel mir auf. Obwohl ich nur die Hälfte des Zeugs fotografiert hatte - und meine Schwarzweißaufnahmen gegenüber den originalen Farbfotos stark abfielen -, war doch klar, daß nicht alle Aufnahmen professionell waren. Einige waren es, aber andere Bilder waren einfach Schnappschüsse von nackten Damen. Auf dieselbe Größe gebracht wie die anderen, aber doch einfach nur Fotos. Beinahe Porträts, wenn der Vergrößerer sich etwas mehr Mühe gegeben hätte, auf jeden Abzug den ganzen Kopf draufzubekommen.

Das Personal variierte. Bis auf eine Frau, von der es eine ganze Serie von Bildern gab. Profile. Eine ziemlich zierliche Dame mit zunehmend vorstehender Mitte.

Ich konnte fast spüren, wie die Kamera von einem langsam kahl werdenden Mann von ungefähr vierzig Plusminus ein paar Jahre gehalten wurde. Mein einziges Problem bestand darin,

herauszufinden, welcher der verfügbaren Kahlköpfe dieses Alters auf den Verschuß drückte.

Und herauszufinden, was genau er sonst noch gedrückt hatte.

Ich ließ die Sache auf sich beruhen, und mir ging flüchtig der Gedanke durch den Kopf, wie bereitwillig mein lüsterner alter Gentleman eines dieser Fotos identifizieren würde.

Okay, gesetzt den Fall, daß dies tatsächlich meine verschwundene ausländische Mieterin war.

Konnte Leander der Herr des Hauses gewesen sein? Ich meine, konnte er es überhaupt gewesen sein? War das möglich? Was war mit dem Rest seiner Familie? Oder blieb mir so nur Chivian?

Oder irgend jemand anders.

Und dann dachte ich an die hohen Büsche und den elektrischen Garagentüröffner, den Leander hatte einbauen lassen. Mir kamen abscheuliche Gedanken über zwei glatzköpfige Männer und eine zierliche, schwangere, ausländische Dame.

Die Sache war eine Pause wert. Ich aß etwas zu Abend. Als ich nach einem Paar schneller Sandwiches wieder zurück durchs Zimmer kam, beschloß ich, von dem übrigen verruchten Zeug abzulassen. Statt dessen nahm ich mir die Fotos von Crystals Erinnerungsalbum vor. Ich hatte früher auch ein Erinnerungsalbum. Und ich vermutete, daß es nicht allzu schwer sein würde, dieses zu verstehen.

Eine gelinde Unterschätzung. Erinnerungsstücke sind schön und gut, wenn man weiß, woran genau sie erinnern sollen. Ich verbrachte ungefähr eine Stunde damit, Seite um Seite der frühen Einträge durchzugehen: Abgerissene Tickets, Programme, Papierschnipsel, offizielle Briefe, weniger offizielle Schreiben auf französisch und Bilder. Alles mehr oder weniger aus der Kriegszeit, vielleicht noch aus der Zeit kurz vorher und kurz nachher. Der einzige allgemeine Eindruck, den ich gewann,

war, daß der Mann kein Kostverächter gewesen war. Die französischen Briefchen waren goldig.

Abgesehen von Eisenhower und Churchill kamen keine Namen vor, die ich gekannt hätte.

Der Krieg war eine aktive und erregende Zeit der Bewährung für meinen jugendlichen Straftäter aus Ames, Iowa, gewesen. Aber mir half das nicht viel weiter.

Die späteren Einträge ergaben da schon eher einen Sinn. Er hatte zum Beispiel Zeitungsausschnitte eingeklebt, auf die ich im Star gestoßen war. Und ein paar, die ich bisher nicht kannte, aus den News, dem Nachmittagsbruder des Star. Erst als ich die Artikel über die Hochzeit noch einmal las, wurde mir klar, wie viele Jahre Leander Crystal tatsächlich von Fleur Graham trennten. Als er 1946 zum ersten Mal nach Indianapolis kam, um das Butler's Business College zu besuchen, war er sechsundzwanzig Jahre alt. Fleur war sechzehn. Er hatte die halbe Welt kennengelernt, hatte alles, was es in einem Krieg zu sehen gab, gesehen und sich, nach den Ausschnitten und Briefen zu urteilen, nicht auf den rein militärischen Aspekt beschränkt.

Sie hatte nichts gesehen. Sie war nach allen Berichten, die ich gehört hatte, ein relativ ruhiges, relativ unbeholfenes kleines Mädchen gewesen.

Auftritt Leander. Eine Liebesheirat.

Das Telefon klingelte. Wenn man vom Teufel spricht... Ich nahm den Hörer ab und erwartete, Leander Crystal zu hören.

»Mr. Samson? Hier ist Ihr Steuerberater.« Der Anrufer sprach die Worte sehr sorgfältig und eines nach dem anderen aus, um ihre Bedeutung zu betonen. »Ich habe heute ein Päckchen von Ihnen bekommen. Ich wüßte gern, ob Sie mir ein paar konkretere Anweisungen bezüglich des Inhalts geben könnten. Das sind eine ganze Menge Unterlagen, Sie verstehen schon, und wenn ich wüßte, wonach ich suche, würde mir das helfen, die Dinge zu sortieren.«

»Ich verstehe Ihr Problem, aber es gibt da nicht viel, was ich für Sie tun könnte.«

»Vielleicht, wenn ich mich ein bißchen konkreter ausdrücke. Können Sie mir sagen, ob wir nach einem Steuerbetrug suchen oder nach Beweisen für finanzielle Mißwirtschaft oder Geld, das an mysteriöse Orte gegangen ist, die möglicherweise den Beweis für den Unterhalt einer Geliebten liefern könnten, oder irgend etwas anderes?«

»Ich brauche zuerst einmal irgendeinen Fingerzeig, was jeder einzelne Eintrag bedeutet. Es ist nicht nötig, jetzt schon detaillierte Aufstellungen der Ausgaben zu machen. Ich weiß noch nicht genau, wonach ich suche, aber der erste Schritt ist die Identifikation eines jeden Eintrags. Wenn es Ihnen irgendwie weiterhilft: Der Zeitraum, für den ich mich am meisten interessiere, ist der zwischen 1953 und 1954.«

»Na schön, ich werde versuchen, herauszufinden, was in diese Zeit fällt, und das dann zuerst bearbeiten. Wenn es Ihnen möglich wäre, könnten Sie morgen mal vorbeikommen. Sagen wir früh am Nachmittag. Bis dahin habe ich die Unterlagen einmal durchgesehen, und wir können das Problem vielleicht etwas enger einkreisen.«

»Einverstanden.«

»Sie werden entsprechende Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, falls Sie das für notwendig halten, um sicherzugehen, daß man Ihnen nicht folgt. Wenn ich richtig verstehe, ist die Sache nicht ganz ungefährlich.«

»Dessen bin ich mir nicht absolut sicher, aber ich werde Vorsichtsmaßnahmen ergreifen.«

»Gut. Gute Nacht.«

Gut, vielleicht mit einer Tendenz zum Besseren. Das Tempo des Lebens schien sich zu beschleunigen. Wieder einmal war ich aufgeregt. Immer noch.

Aufgeregt genug, um mich wieder den Stößen von Fotos zu stellen. Das Erinnerungsalbum gab noch etwas her. Einige Dinge, die mit der kleinen Eloise zusammenhingen. Und dann wurde der Strom der Erinnerung sozusagen immer dünner. Ich gewann den Eindruck, daß das Buch selbst ein Überbleibsel einer aufregenderen, vielleicht auch weniger reifen Lebensphase des Mannes war.

Ich machte weiter. Fotos von diversen Papieren. Postmüll: Die meisten der lose in seiner Schreibtischschublade aufbewahrten Schreiben gehörten tatsächlich in die Rubrik ›Vermischtes‹. Da war nichts zu finden.

Ich kam zu seinem Adreßbuch. Frauen, wie sich herausstellte. Zweiundvierzig insgesamt. Was mir Stoff zum Nachdenken gab. Es ließ sich nicht herausfinden, von wann die Eintragungen waren, aber zweiundvierzig war jedenfalls keine schlechte Zahl für einen Zeitraum von fünfzehn Jahren.

Die zahlreichen Geheimnisse eines Mannes. Ich wußte nicht, was ich mit so zahlreichen Geheimnissen anfangen sollte.

Aber es ging mir auf, daß schon die bloße Anzahl etwas zu sagen hatte. Daß nämlich die Damen alle oder größtenteils Professionelle waren. Kein Mann von Crystals finanziellen Möglichkeiten konnte so viele Freundinnen zum Nulltarif haben, ohne zumindest den Preis von Gerüchten zu zahlen. Und jegliches Gerücht wäre Maude zu Ohren gekommen. Aber Maude hatte Crystal ein gerüchtfreies Zeugnis ausgestellt. Quod erat demonstrandum.

Ich erinnerte mich wieder an die Kleider in seinem Büro. Ein ordnungsliebender Mann - ein Mann, der nicht zu Skandalen neigte. Und bereit war, sich die Vermeidung derselben einiges kosten zu lassen. Geld und Mühe.

Ich fragte mich, ob er seine Geheimbüroperücke trug, wenn er seine geheimen Damen besuchte. Klang für mich wie eine Frage aus ›Wetten, daß‹.

Ich beschloß, Miller anzurufen.

Er war da, aber das Zeug, das ich haben wollte, nicht. »Sieh mal, Al, das sind doch auch nur Menschen, selbst beim Justizministerium. Wenn du den Namen wüßtest, hätte ich die Sachen vielleicht schon bekommen, aber so rechne ich frühestens morgen damit. Mach mal langsam, ja? Ich hab die Anfrage erst heute nachmittag rausgeschickt.«

Er hatte natürlich recht. Ich hatte vergessen, daß ich ihn erst heute nachmittag um die Informationen über meine verschwundene Ausländerin gebeten hatte.

Ein schlechtes Zeichen. Ein schlechtes Zeichen. Ich verlor das Zeitgefühl. Also räumte ich meine Sachen weg und machte mich auf den Weg ins Bett, unter Zuhilfenahme einer Schlaftablette. Ich nehme nicht oft eine - deshalb macht es, wenn ich eine nehme, nur noch bumm!

Ich wachte niedergeschlagen und ungeduldig auf. Ich hatte eine Verabredung mit meinem Steuerberater. Ich wollte nicht bis zum Nachmittag warten, bevor ich irgend etwas Crystallines unternahm. Aber es gab nichts zu tun. Steuerberater am Nachmittag, Telefongespräch mit Miller am Abend. Aber was war mit dem Morgen?

Ein gemächliches Frühstück.

Vorladungen zustellen.

Um dreizehn Uhr fünfundvierzig parkte ich vor der North, Park Avenue Nummer 4552. Nicht auf der Park Avenue in New York, aber vor einem ziemlich feinen, großen, georgianischen Haus mit Säulen. Ich wußte nicht, ob ich mir das leisten konnte. Genauer gesagt, ich wußte, daß ich es mir nicht leisten konnte.

Ich klingelte. Ein Mann, der ungefähr zwei Meter groß und sehr dünn war, öffnete die Tür und winkte mich herein. »Ich hab Sie schon erwartet, Mr. Samson. Sehr interessante Dokumente, die Sie mir da überlassen haben.« Er führte mich durch den Flur und quer durch ein langes Wohnzimmer auf eine verglaste Veranda, neben der es noch eine weitere, geschlossene Veranda gab. Ich habe Leuten in Häusern wie diesem Vorladungen überbracht, aber ich habe noch nie einen von ihnen engagiert. Ich mache mich als Angestellter besser denn als Arbeitgeber.

Und vielleicht am besten, wenn ich weder das eine noch das andere bin.

Aber der Bursche hatte trotz all seiner Größe Verständnis für uns kleine Jungs. »Sie fühlen sich nicht recht wohl hier, Mr. Samson? Keine Sorge, Sie brauchen das alles nicht mitzubezahlen. Ich habe das Haus geerbt und außerdem etwas Geld, um es zu unterhalten. Ich übernehme Aufträge wie den für

Sie aus Freude an der Sache. Setzen Sie sich.« Er bot mir einen tiefen Korbsessel neben einem niedrigen, runden Korb Tisch an, der mit gelbem, liniertem Papier und meinen Fotos bedeckt war.

»Ich bin Andrew Elmitt.« Wir reckten uns aus den Tiefen unserer Sessel heraus, um uns die Hände zu schütteln. »Ich verstehe jetzt, warum Sie mir keine klare Vorstellung geben konnten, was hier vorgeht. Vor allem deshalb, weil eine ganze Menge vorgeht. Obwohl es mich überrascht, daß Sie sich am meisten für den von Ihnen erwähnten Zeitabschnitt interessieren.«

»Warum?« fragte ich - meine erste nicht gegrünzte Äußerung.

»Nun, weil es ausgerechnet die Zeit vor 1956 ist, in der sich absolut gar nichts ereignet. Oh, ein wenig schon, aber damals waren erst kümmerliche Beträge im Spiel. Lauter Kleinigkeiten, Einnahmen wie Ausgaben. Einiges paßt nicht recht ins Bild, wie diese Schecks an einen Mann namens Chaulet, aber sonst so ziemlich das Gewöhnliche.« Er zog das Wort ›ziemlich‹ in die Länge, als sei er ein Anwalt und wolle sich keinesfalls festlegen lassen.

»Aber seit 1956 ging es einfach wunderbar. Der Besitzer der ursprünglichen Unterlagen hat, wenn ich recht verstehe, viel Geld geerbt. Und er war nicht ganz daran gewöhnt, damit umzugehen, wenn ich recht verstehe. Aber der Mann hat Talent. Vorsicht und Kühnheit. Wirklich eine wunderschöne Geschichte. Ich meine...« Er hielt inne, als würde er sich wieder einmal meiner Gegenwart bewußt. »Wunderschön unter dem Aspekt des Geldes. Die Welt der Finanzen. Sie wissen schon.«

Ich wußte. Ich wußte auch, daß Maude mir genau die Art Mann präsentiert hatte, die ich brauchte, einen Mann, der in der Welt des Geldes heimischer war als in der Welt derer, die das Geld besaßen.

»Okay«, sagte ich, »geben Sie mir einen Überblick. Sie können bei dem Zeitpunkt anfangen, nachdem er seine Moneten

bekommen hat, und dann gehen wir von da aus zurück.«

»Ein Überblick«, sagte er. »Nun, es ist ein wenig schwierig, die Sache so auszudrücken, daß ein Laie sie verstehen kann... «

Das war nicht untertrieben. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis ich das Gefühl hatte, das Wesentliche kapiert zu haben. Leander hatte Geld geerbt. Leander war nicht daran gewöhnt, großes Geld in den Fingern zu haben. Leander erlernte den Umgang mit großem Geld. Leander machte großes Geld noch größer, sehr geschickt und nach einer Weile auch sehr schnell. Leander hatte Mumm. Leanders Mumm zahlte sich aus. Zehn bis zwölf Millionen, und zwar vor der Rezession von 1970.

Leander war ein armer Junge mit einem schlummernden Talent gewesen und hatte zu seinem großen Glück die Chance erhalten, dieses Talent zu entwickeln. Hatte er Glück gehabt? Oder hatte er dem Glück nachgeholfen? Ich fand es interessant, daß der Mann, der mir gegenüber betont hatte, daß Fleur nicht darunter leiden solle, nicht genug Geld zu haben, um in ihrer Hypochondrie zu schwelgen, daß ebendieser Mann gelegentlich Risiken eingegangen war, die sie hätten ruinieren können, wenn die Sache schiefgegangen wäre.

Aber natürlich hatten sie Profit gemacht und lebten allesamt wie Gott in Frankreich. Vor allem Leander. »Und«, sagte Elmitt mit einer Art von Tonfall, die stark nach einem Coup de grace klang, »da wäre noch die Kleinigkeit mit seinem Schweizer Bankkonto.«

»Was?«

»Ah.« Er lachte. »Ich dachte mir schon, daß das vielleicht Ihr Interesse erregen würde.«

»Mr. Elmitt«, sagte ich, »ich interessiere mich für alles, was Sie zu sagen haben. Es ist nur so, daß ich nicht geringe Probleme habe, das Ganze zu verstehen. Vielleicht sollte ich einen Kurs belegen.«

»Vielleicht sollten Sie das, ja. Das Studium der Welt des

Geldes kann ein faszinierendes Hobby sein oder ein Geschäft, je nachdem, wie die Dinge liegen.«

»Wie war das mit der Schweizer Geschichte?«

»Ja. Also, ich kann es nicht garantieren, aber diese Seite und diese Seite...« Er winkte ökonomisch mit zwei Seiten. »Riechen deutlich nach einem Schweizer Bankkonto.«

»Wie deutlich?«

»Oh, ziemlich deutlich. Es scheinen eineinviertel Millionen drauf zu sein, und es wird nur durch eine Nummer identifiziert.« Das war die klarste Äußerung, die ich bisher aus ihm herausgeholt hatte. Ich fragte mich, ob er langsam müde wurde.

»Ich kann natürlich nicht sicher sein, aber für gewöhnlich deuten sie auf ein gewisses Maß an Steuerhinterziehung hin. Könnte Ihnen das irgendwie weiterhelfen?«

»Ich glaube, es könnte«, sagte ich.

»Oh, gut«, sagte er und machte sich daran, die Papiere zusammenzulegen. Ich hielt ihn auf.

»Da sind noch ein paar Sachen, die wir klären müßten, Mr. Elmitt. Das andere Material. Ich bin mir nicht sicher, ob ich es mir leisten kann, diese Sachen mit Ihnen durchzugehen.«

»Nun, was haben wir denn bisher?«

»Einhundert«, sagte ich. Als wären es Tausende. »Legen Sie noch einen halben Hunderter drauf, und ich mache Ihnen auch diese Sachen fertig.«

»Okay«, sagte ich. »Betrachten Sie den halben Hunderter als draufgelegt.«

»Gut. Ich sagte ja bereits, daß Sie nicht für den Unterhalt dieses Hauses aufkommen müßten. Aber Sie können meiner Tochter helfen, ein neues Kleid zu kriegen. Ich hätte es gehaßt, mich erst auf den Geschmack bringen zu lassen und keine Chance zu bekommen, sämtliche Berechnungen durchzugehen.« Auf einem Schreibtisch in der Ecke der Veranda stand eine

große Rechenmaschine. Ich meine, wozu sollte eine verglaste Veranda auch sonst nutze sein? Warum sollte man nicht in der Sonne sitzen und rechnen?

»Was ist mit den Jahren vor 1956?«

Er seufzte und zeigte auf zwei kleine Stapel. »Ausgaben«, sagte er und klopfte auf den ersten Stoß. »Einnahmen«, und klopfte auf den zweiten, der nur aus wenigen Blättern bestand. »Man braucht kein Genie zu sein, um damit klarzukommen.«

Ich beließ es dabei. Ich war kein Genie. Ich steckte einen Stapel in jeweils eine meiner Jackentaschen und ließ mir auf dem Weg nach draußen von ihm seine Spielzeuge zeigen. Er hatte sogar einen kleinen Computer im Untergeschoß. Aber ich bereute meine Investition beziehungsweise meine beginnende Investition nicht, denn er hatte auch einen Flipper direkt neben dem Computer stehen. »Für meinen Sohn«, sagte er, als er meinen Blick bemerkte, und lächelte.

Ich wette. Und hätte fast gewettet, daß er gar keinen Sohn hatte. Aber abzüglich seiner hundertfünfzig blieb mir nicht mehr viel Geld zum Wetten.

Ich schlurfte davon; wir einigten uns, daß ich seinen Anruf abwarten würde.

Noch im Hausflur, auf dem Weg zu meinem Büro, sah ich, daß dessen Tür offenstand, weit offen, nicht nur einen Spaltbreit.

Mein Herz begann zu hämmern. Ich hasse Überraschungen, vor allem, wenn ich weiß, daß eine bevorsteht, aber nicht weiß, was oder in diesem Falle wer mich erwartet. Ob ich meine Verteidigung mobilisieren muß oder meinen Charme.

Ich dachte kurz darüber nach, einfach wieder zurückzumarschieren, bei den Cops vorbeizugehen und mit Miller zu reden. Widerstrebend entschied ich mich dagegen. Ich wollte Miller nach meinem abendlichen närrischen Anruf nicht mit einem persönlichen Auftritt zusätzlich unter Druck setzen.

Aber ich konnte auch nicht direkt ins Büro gehen. Also stattete ich meinem leerstehenden Nachbarbüro einen kurzen Besuch ab. Ich öffnete das Schloß und schlüpfte hinein. Es waren nur zwei schmutzige, leere Räume, abgesehen von den Verbesserungen, die ich im Umfeld der Badewanne vorgenommen hatte. Ich suchte mir die am wenigsten vergammelte Ecke aus und deponierte mein Notizbuch dort. Dann den Satz Fotos, die ich in einem Manila-Umschlag bei mir trug. Dann mein Jackett mit seinen Taschen voller Einnahmen und Ausgaben.

Während der wenigen Schritte zurück zu der Mausefalle, die ich mein Zuhause nenne, fragte ich mich, wer oder was genau dort auf mich warten mochte.

Als ich durch die offene Tür spähte, kam mir ein Verdacht. Mein Büro war leer.

Nach einer schnellen Bewegung, um festzustellen, ob irgend jemand hinter der Tür stand, ging ich so leise, wie ich konnte,

hinein. Ich schlich auf Zehenspitzen zu meiner Wohnzimmertür hinüber. Auch sie stand offen. Bevor ich hindurchschaute, blieb ich stehen, um zu lauschen. Ich hörte nichts. Vielleicht hatte ich einfach, als ich am Morgen aus dem Haus ging, alle Türen offengelassen. Obwohl ich versuche, auf solche Dinge zu achten, könnte es mir passiert sein. Ich rahmte mir im Geiste ein Bild von mir selbst, wie ich auf Zehenspitzen durch meine eigene leere Wohnung schlich. Ein Beschatter, der sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete.

Aber wie soll ein Mann leben, wenn er sich nicht ernst nimmt?

Ich schlich weiter in mein Hinterzimmer.

Mein Eßzimmersessel war umgedreht, zum Fenster herum. Auf eine seiner breiten Ulmenarmlehnen hing ein Kopf mit walnußfarbenem Haar herunter.

Er rührte sich nicht. Ich stand, wie mir schien, eine Ewigkeit dort, und der Kopf rührte sich nicht.

Ich sah mich im Zimmer um. Keine anderen Leute, und auch ansonsten anscheinend unberührt. Ich warf noch einen Blick auf den Hinterkopf meiner früheren Klientin. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was ich tun sollte. Ich schlich mich, immer noch auf Zehenspitzen, zu ihr.

Ich schaute in ihr Gesicht. Augen geschlossen, bleich. Reglos.

Ich nahm ihre Hand. Sie war warm.

Sie öffnete die Augen und schaute in meine. Ließ ihre Hand in meiner und reckte sich langsam. Und wachte langsam auf.

»Ich bin schon eine ganze Weile hier«, sagte sie. Der Schlaf verlieh ihrer für gewöhnlich so gewandten Redeweise etwas Benommenes. Ich ließ ihre Hand los, wich vorsichtig ein Stückchen zurück und setzte mich vor sie auf den Fußboden. Was unvermeidlicherweise dazu führte, daß ich ihr unter den Rock schaute. Das machte mich verlegen, also stand ich auf und

setzte mich statt dessen aufs Fensterbrett. Von dort aus lenkte mich der tiefe Ausschnitt ihres Kleides ab. Sie zeigte eine ganze Menge Teenagerdekollete.

Das machte mich auch verlegen. Ich holte mir meinen Telefonstuhl und schob ihn vor sie hin. Weder drüber noch drunter. War zauberhaft. Meine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf ihre Triefaugen und ihre Blässe.

Sie setzte sich gerade hin. »Ich wollte wissen, was Sie tun. Und warum«, sagte sie.

»Ich sehe, daß Sie eine harte Zeit hinter sich haben. Probleme zu Hause?«

»Ja, seit Sie angefangen haben rumzuzschnüffeln.« Sie verfiel in Schweigen, während wir beide über die Tatsache nachgrübelten, daß ursprünglich sie diejenige gewesen war, die mich zum Schnüffeln veranlaßt hatte.

»Ich will, daß Sie aufhören«, sagte sie mit endgültigem Tonfall.

»Daß ich womit aufhöre?« fragte ich. Und sie fing an zu weinen. Und blieb beim Weinen.

Ich bin sicher, es war alles echt und so weiter. Aber ich bin keiner von denen, deren steinerne Herzen von Tränen Risse kriegen. Wenn sie zu meiner Familie gehört hätte, hätte ich ihr befohlen, den Mund zu halten oder im Flur weiterzuweinen. Da sie jedoch eine Art Gast war, ließ ich sie weitermachen, denn das Geheul war nicht laut genug, um die Nachbarn zu stören. Nicht daß man in diesem Drecksloch überhaupt jemanden stören könnte. Und Nachbarn hatte ich auch nicht. Mit den fünfzigtausend Dollar wäre es sicher kein Problem gewesen, meinen Heimathafen in freundlichere Gewässer zu verlegen.

Während sie sich ausweinte, machte ich uns eine Kanne Tee.

Das Teemachen dauerte gerade lange genug. Ich goß mir einen Becher und ihr eine Tasse ein. Ich stellte ihre Tasse auf

ein kleines Tablett, setzte ein kleines Glas Milch drauf, eine Zuckerdose und einen Löffel daneben und stellte das Tablett auf die Armlehne des Sessels. Es war gerade genug Zeit verstrichen. Das weiß ich, weil sie ein »Danke schön« schniefte. Wenn ich früher aufgetaucht wäre, hätte sie gar nichts gesagt und das Tablett vielleicht mit ihren Krämpfen und Qualen heruntergestoßen.

Aber vielleicht auch nicht. Der Sessel hat eine ziemlich breite Armlehne, und Tablettts darauf haben guten Halt. Ich setzte mich wieder auf meinen Telefonstuhl.

Sie betrachtete den Tee eingehend und ließ dann mit einem kleinen Seufzen etwas Zucker aus der Dose in den Löffel rieseln. Zwei Löffel Zucker, dann Milch. Ich nehme Milch; ich kann Zucker in heißem Tee nicht ausstehen. Aber jeder, wie er mag. Sie verschüttete auch etwas Zucker auf dem Tablett, was sie vermieden hätte, wenn sie den Zucker über der Tasse auf den Löffel gegeben hätte. Das Kind hatte keine besonders manierlichen Angewohnheiten. Männer, die allein leben, werden in dieser Hinsicht pingelig. Ich muß bald Schluß machen mit dem Alleinleben. Es unterwandert, was von meiner charmanten und zartfühlenden Persönlichkeit noch übrig ist.

Sie rührte in ihrem Tee, und dieses Tun verwandelte sie wieder in eine Kindfrau. Als solche versuchte sie sich an einem Eröffnungszug. »Ich dachte, daß Sie mich früher ganz gern hatten.« Sie blickte mit großen, feuchten, braunen Augen zu mir auf. Das Weinen hatte etwas Farbe in ihr Gesicht gebracht. Sie sah gar nicht schlecht aus, aber ich konnte mir kaum ein Lachen verkneifen. Wenn ich wirklich an einer Sache dran bin und die Sache mich gepackt hat, dann bin ich ein richtiger kaltherziger Mistkerl.

»Ich mochte Sie auch. Tu ich immer noch. Sie waren ein guter Boss.«

Sie spielte ihre Rolle voll aus, wandte sich ab, schniefte, alles,

was dazugehörte. »So hab' ich das nicht gemeint.«

»Ich weiß«, sagte ich. Aber obwohl ich niemals Tiere trete, bin ich nicht immer nett zu Kindern. »Sie wollen, daß ich aufhöre. Womit soll ich Ihrer Meinung nach aufhören?«

»Mit allem, was Sie tun, egal, was es ist.«

»Ist es schlimm zu Hause?«

»Ich weiß nicht, was los ist, aber alle sind einfach schrecklich. Mami hat alle möglichen Anfälle, und ihr Arzt sagt, sie soll im Haus bleiben, und kommt alle paar Tage von Lafayette rüber, um nach ihr zu sehen. Und Daddy weiß einfach nicht mehr weiter.«

»Und Sie glauben, es ist alles Ihre Schuld, weil Sie mich auf diese Sache angesetzt haben.«

»An dem Tag, an dem Sie rübergekommen sind und mit ihm gesprochen haben, dachte ich, es wäre alles vorbei. Und alles besser. Ich meine, Daddy hat an diesem Tag zum ersten Mal so mit mir gesprochen, als wäre ich kein kleines Mädchen. Und er hat gesagt, daß jetzt alles besser würde und daß er sich wirklich um Mami kümmern würde und um alles andere. Und immerhin haben Sie rausgefunden, was ich wissen wollte. Ich verstehe nur nicht, warum Sie noch weiter rumschnüffeln.«

Und mir wäre es wirklich schwergefallen, es ihr zu sagen. Ich wollte die Geschichte, die man ihr erzählt hatte, nicht voreilig demontieren. Nicht, bevor ich eine vollständige Geschichte hatte, die ich an die Stelle der alten setzen konnte. Aber sie bedrängte mich.

»Warum tun Sie das?« fragte sie.

»Ich lasse mich nicht gern belügen«, sagte ich. »Wer hat Sie belogen?« fragte sie scharf.

»Ich habe nicht gesagt, daß jemand es getan hat.«

»Wer hat Sie belogen?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Nicht mein Vater! Er hat Sie nicht belogen.« Ich bemerkte, daß sie ihre terminologischen Probleme im Hinblick auf Leander Crystal entwirrt hatte.

Sie ging mir auf die Nerven. »Ich habe nicht gesagt, daß mich irgend jemand belogen hat, ich habe gesagt, ich lasse mich nicht gern belügen, und das bedeutet, daß ich, wenn man mir eine Geschichte erzählt, diese Geschichte überprüfe, um sicherzugehen, daß man mich nicht belogen hat. Und genau das tue ich im Augenblick, und genau das werde ich auch weiterhin tun. Und außerdem«, fügte ich hinzu, weil ich mich so verdammt ekelhaft selbstgerecht fühlte, »ich hab's nicht gern, wenn man in mein Büro einbricht.«

»Wer ist in Ihr Büro eingebrochen?«

Ich seufzte und antwortete bedächtig: »Jemand, der sich nur für eine Akte mit der Überschrift ›Crystal‹ interessierte. Was glauben Sie, wer das war?«

Sie war offensichtlich erschüttert. »Und daraufhin haben Sie den Scheck zurückgeschickt?«

Warum die Dinge komplizieren; technisch gesehen war es die Wahrheit, auch wenn ich den Entschluß vorher getroffen hatte. »Daraufhin habe ich den Scheck zurückgeschickt«, sagte ich.

»Und Sie glauben, er hat es getan?«

Als Lehrer im Fach ›Grundsätzliches für Detektive‹ fühlte ich mich deplaziert. »Ich nehme an, daß es der Nikolaus gewesen ist, weil er die Adresse Ihres Schornsteins vergessen hat.«

»Sie brauchen gar nicht so gemein zu werden.«

»Ich weiß. Ich bin einfach nur müde.«

»Ich muß Sie langweilen«, sagte sie mit einem Ausbruch von Gefühl, »ich muß Sie ganz schrecklich langweilen.«

Ich verstehe einfach nicht, wie es kommt, daß ältere Männer sich mit jungen Mädchen einlassen. Sie sind so verdammt unzuverlässig. Oder vielleicht liegt es gerade daran, daß sie sich

verändern, daß sie nicht Tag für Tag, Minute um Minute gleich sind. Aber mich laugt so was aus.

»Machen Sie sich deswegen mal keine Gedanken, kleine Dame«, sagte ich mit so viel Freundlichkeit, wie ich aufbringen konnte. »Es tut mir leid, wenn meinetwegen im Hause Crystal die Wellen hochschlagen, aber das ist zu diesem Zeitpunkt ganz bestimmt nicht mehr Ihre Schuld. Schieben Sie mir die Sache in die Schuhe. Ich bin auf) eden Fall ziemlich pervers, was diese Dinge betrifft, wenn Sie den Ausdruck kennen. Das ist auch der Grund, warum ich nicht reich bin.« Wie wahr! »Ich werde versuchen, es so schmerzlos wie möglich zu machen. Versuchen Sie mir zu vertrauen, wenn Sie können, und wenn Sie's nicht können, dann hoffe ich nur, daß Sie begreifen, daß Sie nichts dagegen tun können.«

»Nichts?« fragte sie. Ich wußte, was sie dachte. Ich glaubte zu wissen, was sie dachte. »Absolut nichts.«

»Okay«, sagte sie. Sie stand auf, ging zur Tür und drehte sich dann noch mal um. »Ich fühle mich besser. Ich weiß nicht, warum, aber ich fühle mich viel besser.« Ich nickte wohlwollend. An der Tür drehte sie sich noch einmal um und sagte: »Danke für den Tee. Er war recht gut.« Sie ging.

Ich fühlte mich auch besser. Ich wußte, warum. Nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tatsache, daß mir, ganz gleich, wie das alles ausging, diese letzte Begegnung mit ihr viel besser gefiel als das angespannte, verbitterte kleine Mädchen, mit dem ich im Haus der Crystals gesprochen hatte. Damals war sie mir so unsympathisch gewesen, daß ich sie buchstäblich vollkommen vergessen hatte. Obwohl ich wünschte, ich hätte ihr gesagt, sie solle ihr Mäulchen halten, wenn sie nach Hause kam.

Ich fand langsam wieder Geschmack an meiner kleinen Klientin. Meiner ehemaligen Klientin.

Ich wartete eine Weile, bevor ich Miller anrief. Ich wollte mein Leben in überschaubare Abschnitte gliedern, es in leichter verdauliche Stücke zerlegen. Ich gönnte mir noch einen Becher Tee.

Ich rief Miller an. Das heißt, ich rief im Präsidium an und fragte nach Miller. Nicht da, aber er habe irgendwas für mich hinterlegt. »Sind Sie Mr. Samson? Sergeant Miller hat einen Umschlag für Sie hinterlegt. Wann möchten Sie ihn denn gern abholen?« Ich mochte ihn gern sofort abholen. Ich wußte, daß der Diensthabende nicht mein Nüßchen war. Das konnte ich an der Grammatik erkennen. Ich fragte mich langsam, was aus armer alter Tauber Nuß geworden war. Ich wußte es immer noch nicht. Ich werde wohl mal dran denken müssen, Miller irgendwann danach zu fragen.

Ich nahm den Aktenordner von einem manierlichen jungen Cop entgegen, der in der Bereitschaft aushalf. Ich ging nach Hause und holte auf dem Weg die Dinge ab, die ich nebenan zwischengelagert hatte. Ich hatte die Wahl. Leanders Buchführung oder die Einwanderungsakte.

Ich knöpfte mir die Einwanderungsakte vor.

Annie Lombard; Französin, unverheiratet, zum Zeitpunkt ihrer Einreise in die Vereinigten Staaten am

17. April 1954 neunzehn Jahre alt. Aufenthaltsgenehmigung. Fingerabdrücke in der Anlage. Adresse in den Vereinigten Staaten: Fünfzigste Straße Ost, Nr. 413, Indianapolis, Indiana. Das amerikanische Konsulat in Marseille bescheinigte, daß ihr nachweisbares Vermögen über neuntausend Dollar betrug und ihr Verlobter, ein Amerikaner, ihr in einem Brief ›garantiert‹ hatte, daß sie dem Staat nicht zur Last fallen werde.

Im April 1955 fand sich zum ersten Mal der Vermerk, weder habe sich eine Annie Lombard wie vorgeschrieben gemeldet, noch sei registriert worden, daß sie das Land verlassen habe.

Dann hatte das Ausländeramt den Fall dem Justizministerium übergeben, nachdem man herausgefunden hatte, daß sie nicht mehr unter der angegebenen Adresse zu finden war und die seit kurzem unter betreffender Adresse wohnhaften Personen nichts über ihren Verbleib wußten.

In einer Erklärung dazu war vermerkt, vermutlich habe sie entweder das Land verlassen und ihre Abreise sei amtlich nicht erfaßt worden, oder sie halte sich illegal weiter in den Staaten auf. Es wurde außerdem um weitere Informationen bezüglich dieser ›verschwundenen Ausländerin‹ gebeten, die die Polizei von Indianapolis möglicherweise beisteuern konnte.

Insgesamt ein faszinierendes Dokument. Äußerst faszinierend, wenn man seine Informationen mit denen zusammenfügte, die ich bereits hatte.

An der angegebenen Adresse waren niemals ›Freunde‹ erschienen. Nur ein kahlköpfiger Mann und neugierige Nachbarn. Sie war im September 1954 von dort verschwunden, nicht später, und sie war schwanger gewesen. Was war aus der Dame geworden? Nach Frankreich zurückgeschickt? Oder ist sie in einer Vorahnung des Winters von Indiana nach Mexiko gegangen und von dort aus weiter, wohin auch immer sie wollte?

Und das Baby? Sie war ledig, neunzehn, begütert und schwanger. Eine Situation, die meist nicht unverändert die vollen neun Monate über bestehen bleibt. Für gewöhnlich passiert irgend etwas, es wird geheiratet, man bringt sich um oder macht etwas locker, um den Untermieter loszuwerden.

Ich fragte mich, im wievielten Monat schwanger sie wohl gewesen war, als sie sich in der Fünzigsten Straße präsentiert hatte.

Insgesamt wirklich faszinierend.

Ich nahm die Aufstellung von Leander Crystals Einnahmen aus der Jackentasche und ging jedes einzelne Blatt ganz sorgfältig durch. Es waren insgesamt nicht allzu viele, und wenn ich auch nicht behaupten kann, ich hätte begriffen, worum es sich bei jedem einzelnen Eintrag handelte, stellte ich mich doch sehr viel geschickter an, wenn es darum ging festzustellen, worum es sich nicht handelte. Worum es sich nie handelte, war die Miete für das Haus in der Fünzigsten Straße.

Womit noch nichts bewiesen war. Ich konnte keineswegs sicher sein, daß die Unterlagen komplett waren oder daß ich einen Mieteingang wirklich erkannt hätte.

Aber nachdem ich alles durchgesehen hatte, war ich ziemlich sicher. Sicher genug, um ein paar Spekulationen anzustellen.

Wie zum Beispiel um die Frage, ob Annie Lombard vielleicht doch einen Freund in Indianapolis gehabt hatte. Um das Warum und Wie und diverse andere Fragen, die die Einrichtung dieses Etablissements betrafen. Von denen die beste Frage die ihrer Schwangerschaft war. Ich kannte einen Vermieter, der sie nicht verursacht hatte.

Für den Augenblick ließ ich die Sache auf sich beruhen und machte mich über Leander Crystals Ausgaben aus der Zeit vor 1956 her.

Mit Ausgaben kenne ich mich besser aus als mit Einnahmen. Ich konnte eine ganze Menge positiver Zuordnungen herstellen. Schließlich hatte ich eine Reihe Haushaltsausgaben, Kaufhausrechnungen und Steuerzahlungen. Es überraschte mich doch, wie ungewöhnlich und herausragend die Schecks an Jacques Chaulet gewesen waren. Als ich mir die eingelösten Schecks das letzte Mal angesehen hatte, waren sie mir viel normaler erschienen. Daraus mußte ich wohl schließen, daß ich mit der Übung mehr Geschicklichkeit entwickelte, eine verbesserte Fähigkeit, das Gewöhnliche vom Ungewöhnlichen

zu unterscheiden. Mir wurde klar, wie dumm ich gewesen sein mußte, daß mir Schecks im Wert von zwanzigtausend Dollar, die an einen einzigen Mann gegangen waren, nicht gleich zu Anfang aufgefallen waren.

Trotzdem, jetzt konnte ich anhand von Datum und Zahlungsempfänger genau ermitteln, wozu jede Zahlung diente. Wie bei einem Puzzle. Die Dinge, die mir seltsam vorkamen, konzentrierten sich auf das Haus auf der Fünzigsten Straße, die Europareise und den New-YorkAufenthalt, während dessen Eloise geboren wurde. Die Dinge, die das Haus betrafen, hatte ich schon einmal durchgesehen: Kauf, Renovierung und scheinbar mietfreier Status sämtlicher Bewohner, seit Crystal das Haus erstanden hatte.

Die Europareise gab mir etwas mehr. Sie hatten in sechseinhalb Monaten fast neunzehntausend Dollar auf den Kopf gehauen. Das schien mir für 1953/54 eine Spur zuviel. Ich fragte mich, ob es schwierig war, diese Art Taschengeld zu verplempern. Ich fragte mich, ob sie vielleicht irgendwelche phantastischen Käufe getätigt hatten. Ich wünschte, ich hätte noch die Briefe, die Eloise mir damals so gnädig überlassen hatte; ich hätte gern noch einmal Fleurs Briefe an ihren Vater gelesen. Ich konnte mich nicht an die Erwähnung irgendwelcher schönen Dinge erinnern, aber vielleicht hatte ich damals auch nicht nach dieser Art von Hinweis gesucht. Was man wahrnimmt, hängt ja so sehr davon ab, was man sehen will.

Ich hätte gern einen Blick auf die Aufschlüsselung der Kosten geworfen, aber da war nichts zu wollen. Getrennt aufgeführt war lediglich ein Traveller's Cheque über siebzehntausend Dollar und ein Scheck an das Reisebüro Matador über 2941,91 Dollar. Der sprang mir ebenfalls ins Auge. Bißchen happig für Flugtickets, aber nicht gerade viel für Hotelbuchungen in gut sechs Monaten. Vielleicht Tickets plus ein paar Hotels. Mochte hingehen.

Matador hatte mit Leander einige gute Geschäfte gemacht.

Die New-York-Reise hatten sie ebenfalls vermittelt. September '54. Der Scheck war vom Fünften datiert und belief sich auf 307,52 Dollar. Auch das erschien mir hoch, da es außerdem noch einen Scheck über 4102 Dollar für das Essex-House-Hotel gab. Aber manche Leute leben auf großem Fuße. Und im Essex House ist das durchaus möglich. Ich rechnete mir aus, daß es vom 6. September bis zum 15. November ungefähr siebenzig Tage waren. Okay, beinahe sechzig Dollar pro Tag, nicht schlecht. Aber man fängt langsam an, sich zu wundern.

Ich war noch mit Wundern beschäftigt, als mir in den Sinn kam, daß Chivian wahrscheinlich mit ihnen gekommen war, und ich fühlte mich etwas besser. Drei Leute können viel mehr verzehren als zwei.

Hmmmm. Chivian.

Um zweiundzwanzig Uhr zwölf knöpfte ich mir das Telefon vor. Wählte Lafayette, Indiana. War ein Gefühl, als spräche ich mit dem Arzt meiner Tochter.

Er war selbst am Apparat. Seine Stimme klang frisch, nicht verschlafen, und auch nicht verärgert. Ich fragte mich, was er tat und was er erwartet hatte. Dann wurde mir klar, daß der Mann Arzt war und daß das, was ich hörte, die professionelle Stimme war.

»Guten Abend, Sir«, sagte ich mit meiner besten nasalen, schrillen Stimme. »Es tut mir leid, daß ich Sie zu dieser späten Stunde störe, aber mein Name ist Harrison Fall von Perücken Fall und Falls, Inc. Wir sind eine alteingesessene Perückenmanufaktur, und ich wüßte gern, ob Sie bereit wären, einen unserer Vertreter zu Hause oder in der Praxis zu empfangen, damit er Ihnen eine, wie ich glaube, ziemlich einzigartige Kollektion von Herrenperücken vorführen kann.«

»Nein«, sagte er. »Ich habe in dieser Hinsicht bereits alles, was ich brauche.« Und legte auf.

Ich hatte eine wirklich hübsche Kollektion im Sinn. ›Toupet ä

la nasser Mop«. Die Perücke mag sich zwar bei heftigen Kopfbewegungen lösen, aber wenn sie es tut, hinterläßt sie garantiert einen sauberen Kopf.

Es war meine beste Schlußfolgerung seit Monaten.

Ich hatte eine Erscheinung; mehr als eine Erscheinung, eine Erscheinung mit akustischer Untermalung. Der Bastard lachte mich aus, lachte schallend, und dabei immer eine Hand am Kopf.

Aber alle Dinge bedürfen der Überprüfung.

Es war nicht spät, aber ich hatte eine Menge schweres Zeug im Kopf. Zum Beispiel Haare. Annies amerikanischer Verlobter ein kahlköpfiger Arzt, wer weiß, wer weiß.

Ich beschäftigte mich noch ein Weilchen mit den eingelösten Schecks, fand aber nichts mehr. Ich gab mich damit zufrieden und machte um Mitternacht Schluß.

Am nächsten Morgen war ich früh dran. Ich machte mich auf den Weg zum Reisebüro Matador, wo ein sehr attraktives Mädchen hinter der Ladentheke stand. Ich fragte sie, ob sie mir Informationen darüber geben könne, wieviel ein Hin- und Rückflug Indianapolis-Paris 1953 gekostet hatte.

Sie holte ihr Buch hervor und begann zu blättern. Dann hielt sie inne, sah zu mir auf, benutzte eine zierliche Fingerspitze, um ihre Augenlider hochzuschieben, die unter der Last von borstigen falschen Wimpern herabhingen, und fragte: »Wann wollten Sie nochmal fliegen?«

»Oktober 1953«, sagte ich.

Sie blinzelte und fragte: »Ist der Flieger nicht schon gestartet?«

Ich fragte nach dem Geschäftsführer, den ich in einem Plüschbüro im Zwischengeschoß und etwas hilfreicher fand als seine Helferin.

Ich wies mich aus und beschrieb den Fall, an dem ich arbeitete - ich sollte Hintergrundinformationen einholen zur Überprüfung von Leuten, die im Verdacht standen, ihre Spesenabrechnungen frisiert zu haben. Ich sagte nicht, daß ich für einen wichtigen ortsansässigen Anwalt arbeitete. Diese Tatsache sprach aus meinem Benehmen. Ich fragte ihn, ob er Unterlagen über einzelne Aufträge aus dem Jahr 1953 habe.

Er sagte nein.

Also fragte ich statt dessen nach dem Preis einer Flugreise von Indianapolis nach Paris im Jahr 1953. Wo hatte ich diese Frage schon einmal gehört?

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte er, »aber ich kann Ihnen eine annähernde Schätzung geben.«

Ich sagte, eine Schätzung wäre okay. Er war ein gleichmütig wirkender Herr mit nettem, sauberem Anzug von konservativem Schnitt. Mäßige Glatze. Etwa fünfzig. Auf der Welt wimmelte es nur so von ihnen.

»Hin und zurück würde ich das auf siebenhundertundsieben Komma zwei fünf schätzen, wenn es nicht erste Klasse war.«

»Und wenn doch?«

»Noch mal hundert.«

»Wenn ich also einen Scheck über 2941,91 Dollar habe, der angeblich für zwei Personen die Flugkosten nach Frankreich und zurück abgedeckt hat, dann könnten Sie sagen, daß mit dem Scheck etwas nicht stimmt.«

»Nun, es sei denn, sie hätten den langen Weg genommen. Sonst ergibt das für mich mehr den Preis für vier Personen. Oder vielleicht dreieinhalb.« Er lächelte. Er machte einen Scherz.

Ich lächelte nicht. Ich fand es nicht komisch. Ich ahnte mehr und mehr, was damals passiert war, und ahnte immer weniger, was jetzt los war.

Ich tastete mich weiter: »Ich habe dann noch eine Summe. Hin- und Rückflug nach New York 1954. Was hätte das gekostet?«

»Knapp neunzig. Das ist der Erste-Klasse-Preis.«

Ich fragte ihn nicht, was ein Scheck über 307,52 Dollar bedeuten mochte. Aber ich fragte, wie wahrscheinlich es war, daß jemand Mitte der fünfziger Jahre in sechseinhalb Monaten in Frankreich siebzehntausend Dollar ausgeben konnte.

»Das ist ein Kinderspiel«, sagte er. »Das könnte sogar ich schaffen, wenn ich das Geld hätte.«

»Aber wie sieht die Sache aus, wenn der Betreffende keine großen Käufe getätigt hat? Ich meine, keine Häuser, keine Diamanten.«

»Ein wenig schwieriger. Aber mit ein paar großen Partys,

etwas erlesenem Champagner oder ein paar teuren Nuten - auch kein Problem.«

Er ließ die Möglichkeit, das Geld wegzugeben, einfach aus. Na gut. Er war mir eine Hilfe gewesen, und das sagte ich auch.

Beim Rausgehen blinzelte ich der Dame mit den Fächeraugen zu. Sie verzog keine Miene. Sie konnte sich ziemlich sicher sein, überlegte ich, ihre Kontaktlinsen nicht zu verlieren. Falls eine heraussprang, würde sie bestimmt in dem Gewirr der Wimpern hängenbleiben.

Ich war zu Fuß zu Matador gegangen; es war kein schlechter Tag, und man konnte sich ausrechnen, daß man, selbst wenn die Luft nicht gut zum Atmen war, durch die körperliche Betätigung des Gehens wenigstens wieder ausgleichen konnte, was man durch das Einatmen der Abgase an Gesundheit einbüßte. Nicht daß ich mir wirklich um meine Gesundheit Sorgen gemacht hätte. Es war meine mentale Gesundheit, die mir jetzt zu schaffen machte; ein Mangel an Klarheit, eine Art von Wahnsinn.

Ein Stadium des Jobs und ein Berufsrisiko, wenn man das Glück hat, daß ein Job ein gewisses Maß an Nachdenken erfordert.

Statt nach Hause zu gehen, zweigte ich nach links ab und ging durch die Innenstadt. Über den MonumentCircle, die Drehscheibe von Indianapolis.

Indianapolis ist von dem Assistenten des Mannes entworfen worden, der Washington D.C. auf dem Gewissen hat. Es hat einen Mittelpunkt, von dem die Straßen ausgehen wie Speichen von einer Nabe. Ein zentraler Kreisverkehr mit acht Ausfallstraßen. Natürlich treffen nur vier wirklich auf den Kreis, und eine davon ist nur zwei Blocks lang, aber das Prinzip ist erhalten geblieben, und die Diagonalstraßen spielen an Kreuzungen die gleichen bösen Streiche wie in Washington. Mir

wären da jederzeit die rechteckigen Blocks lieber, deren Straßen in die eine Richtung und deren Avenues quer dazu verlaufen.

Ich ging zur Bibliothek. Vorbei an Lyman Brothers, dem Schauplatz meines ersten Jobs fern von zu Hause. Wo ich für einen Dollar die Stunde ein Bestandsverzeichnis angelegt habe. Wo ich Füllfedern und Blätter gezählt habe, alles mit dem Preis pro Stück multipliziert und dann zusammengerechnet. Ich schwor mir, daß ich nie wieder arbeiten würde. Man sieht, was mir das eingebracht hat. Aber es gehörte einem netten Kerl.

Ich ging nicht schnell.

Ich hatte Versatzstücke, alle möglichen Versatzstücke. Zum Beispiel halbe Menschen. Menschen, die an irgendwelchen Orten lebten und dann nirgendwo lebten. Zum Beispiel künstliche Befruchtung und Schwangerschafts neurosen. Das Leben mußte doch einfacher sein als all das. Ockhams Satz von der geringstmöglichen Anzahl von Annahmen. Quod erat demonstrandum.

Es ging auf elf Uhr zu. Ich beschloß, Miller aufzuwecken.

Nur daß mir das nicht gelang. Er war bereits auf. Und frühstückte. »Was ist los mit dir? Kann man dir denn nirgendwo entkommen?«

»Nur in Kentucky«, sagte ich ohne Hintergedanken. »Ich war gerade auf dem Heimweg, da sind an einer Kreuzung, die ich gerade überqueren wollte, zwei Autos zusammengestoßen.« Sind sie tatsächlich. »Also beschloß ich, nicht nach Hause zu gehen, sondern statt dessen dich zu besuchen. Okay?«

»Heiliger Bimbam. Mach uns noch eine Kanne Kaffee, Schätzchen, wir haben's hier mit einem Verrückten zu tun. Ja, es ist okay.«

Während ich in der Telefonzelle stand, rief ich noch Andrew Elmitts Nummer an. Es klingelte zwölfmal, bevor er an den Apparat ging.

Ja?« sagte er.

Ich gab mich zu erkennen und fragte: »Ist das Päckchen, das ich Ihnen überlassen habe, von der Beschaffenheit, die Sie bei unserem letzten Gespräch vermutet haben?« Ich kann nämlich auch geschwollen daherreden.

»Ja, das ist es. Heute abend nach acht habe ich die genauen Berechnungen fertig.«

Okay. Schweizer Konten und halbe Menschen.

Ich dankte dem freundlichen Herrn, legte auf und wartete an der Bushaltestelle, um darüber nachzudenken, wie ich ihm seine hundertfünfzig Dollar wieder abluchsen konnte.

Vielleicht ein kleiner Einbruch?

Der Bus kam. Miller wohnt in einem kleinen Haus auf der Illinois Avenue, oberhalb von dem, was die Einunddreißigste Straße gewesen wäre, wenn es eine Einunddreißigste Straße gegeben hätte. Das Haus war nicht weit entfernt von einem Straßencafé, wo ich zum ersten Mal Jazz live gehört habe. Man nimmt den Meridian-Bus zur Dreißigsten Straße und geht zu Fuß. Haltestelle Kindermuseum.

Ich ging schnell, weil ich Millers Kaffee brauchte und aufs Klo mußte.

Am Frühstückstisch wurde unser Gespräch auf höher Ebene begonnen.

»Möchtest du was essen?«

»Nein danke. Bloß Kaffee.«

»Du warst lange nicht mehr hier.«

»Mich hat ja auch niemand eingeladen.«

»Heute hat dich auch niemand eingeladen. Also, was ist los?«

»Ich mußte pinkeln.«

»Pinkeln? Pinkeln, darüber geht's wohl nicht? Das wird aus den Menschen, wenn sie ein paar Jahre im Osten verbringen. Sie

fangen an zu pinkeln. Entschuldige mich mal'n Augenblick. Ich muß pissen.«

»Na, dann geh mal pissen, Sergeant.« Er rührte sich nicht vom Fleck.

»Jetzt muß ich nicht mehr.«

Ich ging. Als ich zurückkam, tranken wir Kaffee. Eigentlich mag ich gar keinen Kaffee. Aber ich mag Miller. Janie hatte den Raum verlassen, als ich kam, um sauberzumachen oder irgendwas in der Art. Sie mag mich nicht. Das ist der Grund, warum ich nicht mehr hier gewesen bin. Ich übe keinen guten Einfluß aus oder so was. Zu wenig Ehrgeiz oder so was.

»Wie gut bist du in der Beschaffung von Informationen aus dem Ausland?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf wie eine tadelnde Mami. »Du weißt bereits alles, was man hier in Erfahrung bringen kann?«

Ich lächelte und zuckte mit den Schultern. »Wie leicht ist es?«

»Nicht leicht. Nicht ohne Grund. Das kann ich nicht ohne weiteres anfordern. Es kostet vergleichsweise viel Geld. Solche Sachen mag der Boss nicht.«

»Schrumpft euer Anteil, wenn ihr das Geld für dienstliche Zwecke verwendet?«

»Übertreib nicht, Al. Es geht nur, wenn ich eine Akte anlege und die Strategie des Falls mit Captain Gartland abspreche. Was für Sachen willst du?«

»Ich will eine verschwundene Ausländerin aufspüren.«

»Ah. Die Akte vom Ausländeramt. Die habe ich mir angesehen. Das ist ziemlich lange her.«

»Wenn ich könnte, wüßte ich gern mal, ob es in ihrer Heimatstadt irgendwelche Unterlagen über sie gibt, seit sie in diesem Land verlorengegangen ist. Wenn sie soviel Geld hatte, wie das Konsulat behauptet, muß sie irgendwelchen Besitz

gehabt haben oder Familie oder etwas, das sie loswerden mußte oder für das sie irgendwie Vorsorge treffen mußte, bevor sie beschloß verlorenzugehen. Irgend jemand dort muß irgend etwas wissen. Wenn sie zurückgekehrt ist, schön. Wenn sie sich hier versteckt hält, müßten ihre Leute zu Hause das wissen.«

»Ich kann nicht, Al. Ich kann nicht eines Abends hereinspaziert kommen und den fünfzehn Jahre alten Fall einer verschwundenen Ausländerin neu eröffnen, nur so zum Spaß. Ich mag da unten zwar unsichtbar sein, aber Akten und Anfragen aus dem Ausland sind es nicht.«

»Okay«, sagte ich. Ich hatte nicht wirklich erwartet, daß er es tun würde. Nicht richtig. Nun, na schön, ich hatte es schon erwartet.

»Wie wär's, wenn du hier nach ein paar Leichen Ausschau hieltest?«

»Irgendwelche speziellen Leichen?« Janie war nicht im Zimmer, also konnte er mir ohne eigenes Risiko so einen Ball zuspielen. Janie ist etwas argwöhnisch, wenn ich in der Nähe bin. Das liegt daran, daß ich ein guter Freund der Dame war, die Miller vor ach so langer Zeit eigentlich hatte heiraten wollen. Es hätte nicht funktioniert. Alle Beteiligten wissen das, nur Janie nicht.

»Ja. Tote Leichen. Ich will, daß die Fingerabdrücke meiner Ausländerin mit allen nichtidentifizierten Frauenleichen verglichen werden, die zwischen dem 1. September 1954 und, sagen wir mal, dem 1. Januar 1955 gefunden wurden.«

Polizisten bekommen etwas Verschrobenes. Sie entwickeln einen seltsamen Sinn für Humor. Ohne daß ich einen Witz gemacht hätte, lachte Miller und lachte.

»Na komm schon«, sagte ich, »das ist hier im Land. Das kannst du machen.«

»Möchtest du die modrigen Leichen bestimmter Orte überprüfen lassen, oder die im ganzen Land?«

»Im ganzen Land. Woher zum Teufel soll ich wissen, wo sie ist? Das kannst du doch machen, oder? Habt ihr nicht so eine Art Zentralregister für die Speicherung von Fingerabdrücken nichtidentifizierter Leichen im ganzen Land?«

»Davon hab ich bisher noch nie was gehört. Wäre aber keine schlechte Idee. Ich geh der Sache nach. Bis dahin könntest du mal drei oder vier Städte rauspicken, und ich seh mal, was sich machen läßt.«

»Okay. Versuch's mit Indianapolis, New York, Lafayette und Ames, Iowa. Wann kriege ich die Infos?«

»Großer Al, glaube mir, wenn irgend etwas zusammenpaßt, wirst du's erfahren.«

»Ah, welche Beruhigung. So beruhigt war ich nicht mehr, seit der Dekan mir damals sagte, er sei sicher, daß ich, wenn ich hart arbeitete, in all meinen Fächern bestehen und auf dem College bleiben könne.«

»Welches Mal war das?«

»Das zweite Mal.« Ich war zweimal auf dem College. Jeweils ganz kurz. Anderthalb Jahre beziehungsweise ein halbes Jahr.

»Wie wenig der Mann doch wußte.«

Das war's. Ich machte den Mund zu und nicht wieder auf. Ich war an jenem Tag zur Mittagszeit wirklich sehr empfindlich, was Unwissenheit betraf. Und ich brannte darauf, mehr zu wissen. Ich fragte: »Fährst du mich jetzt zur Bibliothek?«

»Klar doch.«

Nur daß er es nicht tat, weil Janie den Wagen genommen hatte. Ich glaube, sie kommen ziemlich gut miteinander aus. Ich fördere nur immer das Schlimmste in ihnen zutage. Trotz all seiner Passivität, die ich bewundere, wäre Miller gewiß nicht zwölf Jahre bei einer Frau geblieben, mit der ihn nichts verband.

Ich ging zur Bushaltestelle rüber. Ich war ungeduldig. Warum, wußte ich nicht. Ich merkte es daran, daß ich nicht im

Kindermuseum vorbeischaute, um mir die Dinosaurier und die Indianersachen anzusehen. Das hatte ich mir auf dem Hinweg so halb und halb vorgenommen. Es hat Zeiten gegeben, da habe ich in diesem Museum einiges an schwerer Denkarbeit geleistet. Es ist einer meiner Lieblingsplätze in Indianapolis. Aber nicht an diesem Tag.

Ich sprang in den Bus und brauste zurück, die Meridian Street entlang, dann hinunter durch die St. Clair Street zur Bibliothek.

Ich saß in der Schmökerecke und hatte den Indianapolis Star vor mir. Einmal habe ich versucht, sie dazu zu bewegen, den Morning Telegraph zu abonnieren. Wegen der Theaterkritiken, sagte ich, und der Filmkritiken. Ich weiß nicht, wie weit die Sache jemals gediehen ist, aber entweder wegen der fünfundsiebzig Cent pro Tag oder weil ihr Blatt hauptsächlich über Rennpferde berichtet, ist die Sache jedenfalls gestorben. Ich blätterte den Star durch.

Während ich das Auf und Ab in der großen weiten Welt überflog, grübelte ich über meinen eigenen kleinen Fall nach. Ich ging meine Notizen durch.

Dann zog ich zur Abteilung Kunst weiter, wo ich mir die Mikrofilme der New York Times vom

1. September bis zum 31. Dezember 1954 geben ließ. Flüchtige Durchsicht. Eine lebhafte Ära. Jede Menge Präsidentengolf.

Die Times ist ungebührlich dick für eine Zeitung. Daher stellte ich die gerade begonnene Tätigkeit rasch wieder ein. Ich war mir nicht nur zunehmend sicher, daß nicht klassifizierte Leichen in New York keine Nachricht wert sind, sondern auch davon überzeugt, daß das hier nicht meine Art von Arbeit war. Verdammt, Miller würde das für mich erledigen, und zwar effizienter und wahrscheinlich auch schneller.

Daß ich jetzt schon anfang, die Drecksarbeit selber zu machen, hieß, daß ich langsam ungeduldig wurde. Sehr kindisch. Wer war jetzt das Kind? Guter alter Albert. Wie konnte ich ein armes sechzehnjähriges Kind runterputzen, weil es einen kindischen Zug hatte, wo ich doch selbst einen besaß. Wo doch jeder einen hatte. Ich erlebte einen Augenblick der Zärtlichkeit für meine ehemalige Klientin.

Dann rief ich mir wieder ins Bewußtsein, daß es die Quantität der kindischen Züge ist, nicht ihre Existenz, die zählt.

Ich stellte fest, daß ich mich verzettelte.

Ich legte die Mikrofilme weg, zurück in ihre kleinen Dosen, und schaltete das Sichtgerät aus. Ich versuchte darüber nachzudenken, was zum Teufel ich eigentlich tat und was ich eigentlich tun sollte.

Ich versuchte mir ein paar sachdienliche Fragen zu stellen. Wie zum Beispiel: Großer Al, was solltest du tun? Mir kam der Gedanke, daß ich ursprünglich engagiert worden war, den biologischen Vater von Eloise Crystal zu finden.

Hatte ich das getan?

Nein, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Ich hatte statt dessen jede Menge anderer Dinge gefunden. Halbe Menschen und dergleichen mehr.

Hmmm. Und wenn ich so drüber nachdachte, auch keine halben Menschen. Es waren einfach Hälften von Tickets für Hin- und Rückflüge. Das bedeutete einfach Flüge, ohne Rückflug.

Einfache Flüge. Ich sah eine ziemlich schlanke, ziemlich hübsche kleine Französin, heute nachmittag, fünfzehn Jahre später, in ihrem Apartment in New York auf und ab laufen. Wahrscheinlich verheiratet und schon lange über die Dinge hinweggekommen, die sie überhaupt dorthin gebracht hatten. Wohlausgestattet und ohne einen Schimmer von der Neugier des mittelmäßigen Detektivs in Indianapolis, der versuchte, herauszufinden, wo genau sie steckte, wie genau sie neuntausend Dollar aufgebracht hatte, die sie dem Konsulat zeigen konnte, und was sie zu der eigentlichen Frage, zu deren Beantwortung er ursprünglich engagiert worden war, zu sagen hätte.

Ich nahm mein Notizbuch in die eine Hand und den Stapel mit Mikrofilmen der Times in die andere, machte mich auf den Weg

in die Abteilung Wissenschaft und Technologie am Westende des zweiten Stockwerks. Fast hätte ich vergessen, den Mikrofilm abzugeben. So weit war es mit mir in meiner Geistesabwesenheit schon gekommen. , In der Wissenschaftsabteilung widmete ich mich den Grundlagen. Ich nahm mir ein Buch mit dem Indexeintrag »Blutgruppen - Vererbung bei Menschen, Seite 297« vor.

Auf Seite 297 wurde ich mit folgendem belohnt:

»Die Blutgruppen von Kindern werden durch die Blutgruppen ihrer Eltern bestimmt.«

ELTERN	KINDER Blutgruppen
Blutgruppen o und o	o oder A o und A
o oder A o und B	o
oder B o und AB	A oder B
A und A	o oder A
A und B	o, A, B oder AB
A und AB	A, B oder AB
B und B	o oder B
B und AB	A, B oder AB
AB und AB	A, B oder AB

Okay. Fleur und Leander, das Paar, für das ich mich interessierte, hatten die Blutgruppen B und o. Das bedeutete, sie konnten Kinder mit den Blutgruppen B oder o haben.

Und Eloise hatte Blutgruppe A. Also war sie nicht ihr Kind.

Das wußte ich bereits.

Aber noch etwas anderes fiel mir auf. Die Tabelle machte keine Unterschiede zwischen den Eltern.

Ich las weiter. »Blutgruppen werden seit 1935 als Beweismittel in Prozessen herangezogen, bei denen es um die Feststellung der Elternschaft geht. Sie haben ausschließende Beweiskraft; d. h., sie können nicht beweisen, welche zwei

Personen ein Kind gezeugt haben, sondern nur, daß bestimmte Personen ein Kind nicht zusammen gezeugt haben können. Im Verein mit anderen Beweismitteln führen sie aber oft zur Ermittlung der leiblichen Eltern, vor allem, da die Identität der Mutter gewöhnlich nicht in Frage steht. Für die Blutgruppenkombinationen ist es unerheblich, welcher Elternteil eine bestimmte Blutgruppe einbringt. Auch schließt die Blutgruppenzugehörigkeit eines Kindes nicht die Elternschaft aller Nichteltern eines Kindes aus.«

Das reichte. Nein, es war schon zuviel. Alle Tatsachen auf der Welt nützen einem nichts, wenn man sie nicht richtig deutet, wenn man Tatsachen nicht von Vermutungen unterscheidet.

Ich wurde noch wütender, als ich das Buch schließlich wieder ins Regal zurückstellte. Das lag daran, daß mir ein Teil eines zwölf Tage alten Gesprächs mit Dr. Harry wieder einfiel: »Diese Erwachsenen können nicht die Eltern des Kindes sein.«

Man muß in dieser Welt immer hellwach sein.

Ich ging die sieben Blocks bis nach Hause. Ich holte meinen Wagen. Es war immer noch ziemlich früh, und ich hatte einige Fahrten vor mir.

Ich schaffte es in guter Zeit bis hinaus zum Broadland Country Club. Ich war die Straße schon einmal gefahren, und ich war ungeduldig.

Nachdem ich durchs Tor gekurvt war, parkte ich auf dem Platz, der der Tür des Clubhauses am nächsten war. Ich erkannte den Parkplatzwächter wieder; es war derselbe, der bei meinem letzten Besuch Dienst getan hatte. Versäumte es, ein Kopfnicken mit ihm zu tauschen.

Hinter der Tür stand ein Schreibtisch mit einem diensthabenden Fettsack dahinter. Ich bat ihn, Leander Crystal ausrufen zu lassen. Ich gab ihm meinen Namen. Er fragte, ob Mr. Crystal mich eingeladen habe. Ich sagte, so sei es.

Zumindest erzählte er mir nicht: »Mr. Crystal ist auf dem

Golfplatz.« Ich fragte mich, ob Crystal sein außerplanmäßiges Büro im Süden der Stadt wohl noch hatte.

Ich an seiner Stelle wüßte nicht, ob ich es aufgeben sollte oder nicht. Vielleicht verbrachte er ja doch mehr Zeit beim Golfspiel. Ich fragte mich, ob seine Runden wohl schlechter wurden.

Als Crystal aus den unerreichbaren inneren Gemächern auf mich zukam, verriet mir sein Gesicht, daß er gewaltig unter Druck stand.

»Sie sind es«, sagte er. Sein Gesichtsausdruck war weniger einfach als sein Satz.

»Wen hätten Sie unter meinem Namen erwartet? Haben Sie irgendwelche perversen Freunde, die Ihnen gern einen Streich spielen?«

»Ja«, sagte er einfach. »Was wollen Sie?«

»Das ist keine freundliche Begrüßung für einen Burschen, der den ganzen Weg von der Stadt hierher gekommen ist, um Ihnen noch eine Chance zu geben, ihn zu kaufen.« Er sah mich zweifelnd an. »Ein echtes Schnäppchen«, sagte ich. »Na, kommen Sie schon.«

»Wohin sollte ich schon gehen?« Langsam glaubte ich, der Mann hatte nichts für Schnäppchen übrig.

»Nicht weit. Zu meinem Wagen. Dann fahren wir vor das Vordertor und parken auf der Straße. Dann stelle ich Ihnen ein paar Fragen, und wenn ich die richtigen Antworten erhalte, bringe ich Sie hierher zurück und verschwinde aus Ihrem Leben.«

»Und wenn es nicht die richtigen sind?«

»Dann werden Sie mich wahrscheinlich umbringen, und ich verschwinde ebenfalls aus Ihrem Leben.«

»Umbringen. Sie?« Er schüttelte den Kopf und seufzte. Für einen Soldaten beharrte er ziemlich fest darauf, daß er

niemandem etwas zuleide tun würde. Er hatte sich schon einmal in der Art geäußert, in meinem Büro. Ich hatte es mir notiert. Veranlaßte mich damals unter anderem, ihm zu vertrauen. Nein, Vertrauen ist nicht das richtige Wort. Eher hat es in mir die Neigung geweckt, bis zu einem gewissen Punkt zu rechtfertigen, was er getan hatte. Vielleicht gilt auch hier Le Chateliers Prinzip: Wer einmal gezwungen war, im Krieg zu töten - der tötet nie mehr im Frieden.

Ich hoffte.

»Es steht wohl fest«, sagte er, »daß ich derjenige bin, der etwas von Ihnen zu befürchten hätte. Sogar in körperlicher Hinsicht. Warum müssen wir in Ihren Wagen steigen?«

»Weil es hier wahrscheinlich keinen Platz gibt, an dem wir ungestört reden können, und selbst wenn es ihn gäbe, wäre es mir lieber, ein Heimspiel zu haben.«

»Kein Kassettenrecorder?«

»Ich muß toller wirken, als ich mich fühle.« Wir gingen zum Wagen.

Draußen parkte ich, wie beim letzten Mal, am Golfplatz.

Wir sahen einander an, jeder mit dem Rücken gegen eine Tür gelehnt. So wie man das eben in einem Auto macht, wenn man die andere Partei an einer Stelle gepiesackt hat, an der die andere Partei nicht gepiesackt werden möchte.

»Sie haben mich belogen«, sagte ich. »Das mag ich nicht.«

Er zuckte die Achseln. Da war nichts mehr von dem, was ich bisher gesehen hatte - weder der tatkräftige Beschützer noch der müde Familienmanager. Irgendwo dazwischen, vielleicht ein wenig abstoßend.

»Was wollen Sie?«

»Alles.«

»Was?«

»Die ganze schmutzige Geschichte. Entweder Häppchen für

Häppchen mit Frage und Antwort oder als Monolog von Ihnen. Wofür Sie sich auch entscheiden, wenn ich alles kriege, was ich haben will, sind Sie mich wahrscheinlich los; wenn nicht... « Ich hielt inne und versuchte zu ergründen, ob es wohl unserem Stil entsprochen hätte, ihm mit der Steuerfahndung zu drohen. Er interpretierte die Pause als Drohung, aber als eine nicht klar definierte. Wenn es mir eingefallen wäre, hätte ich es absichtlich getan. Es gefiel mir.

»Sie stellen die Fragen; ich werde dann sehen, ob sie mir gefallen oder nicht.«

Ich seufzte. Ich war immer noch nicht sicher, ob wir Fortschritte machten.

»Ich fange ganz gemütlich an«, sagte ich. »Mit ein paar einfachen Ja oder Neins. Sind Sie Eloises Vater?«

»Das habe ich Ihnen schon gesagt.«

Ich seufzte. Ich hatte soviel Zeit und Mühe verschwendet - und alles bloß, weil mir die richtige Frage fehlte. Nicht »Wer ist Eloises Vater?«, sondern »Wer ist Eloises Mutter?« Ich war irgendwie nicht in Stimmung, noch mehr Zeit zu verschwenden. »Die nächste Frage wird Ihnen zeigen, wo wir stehen. Eloises Mutter war Annie Lombard, nicht wahr?«

Jetzt hatte ich seine Aufmerksamkeit. Er wand sich, als hätte ihm der Türgriff des Wagens einen Genickschlag versetzt. Dann sagte er: »Ja.«

»Also schön. Sie sehen, man hat Fortschritte gemacht. Wer war der Vater, der leibliche Vater?«

Aber der Fortschritt war begrenzt. Er beantwortete die Frage nicht. Er wartete ein paar Sekunden und sagte dann: »Warum zum Teufel sollte ich eigentlich mit Ihnen reden? Was zum Teufel habe ich zu gewinnen, wenn ich Ihnen irgend etwas erzähle?«

»Kommt ganz drauf an«, sagte ich. »Worauf?«

»Darauf, wie die ganze Geschichte lautet. Ich will nichts von Ihnen, Crystal, nichts abgesehen von der Wahrheit und irgendeinem Grund, Ihnen zu glauben, daß Sie Eloise während der nächsten paar Jahre lieben und für sie sorgen werden. Wenn Sie in Ordnung sind und wenn ich herausfinde, was ich wissen will, dann bringe ich Sie zu Ihrem Country-Club zurück, zu Ihrem Golf, zu Ihrem geheimen Büro, zu Ihren Huren und werde Ihr Leben für immer verlassen.«

»Einfach so.«

»Einfach so. Ich nehme an, daß eine solche Übereinkunft Ihnen entgegenkommen wird, falls Sie kein böser Mann mit einer gewalttätigen Vergangenheit sind. Ich glaube, daß Sie nicht im aktiven Sinne böse sind, sonst wäre ich nicht hier.«

»Böse«, äffte er mich nach und versuchte zu lachen. »Okay, was wollen Sie wissen?«

»Wer ist Eloises Vater?«

»Ich.«

»War das nicht ein bißchen kitschig?« Er schwieg. Ich fuhr fort. »In Toulon mit Ihrer Frau im Schlepptau?«

Er schüttelte den Kopf, eine Geste, die ich selbstgefälligerweise als Ausdruck des Erstaunens wertete.

»Wir brauchten ein Kind«, sagte er.

»Um die Bedingungen von Estes' Testament zu erfüllen.«

»Aber Fleur ist steril. Sie kann keine Kinder bekommen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie furchtbar das damals für uns war.«

»Chivian hat die Untersuchung und die Tests durchgeführt?«

»Ja. Ich kannte ihn von der Armee. Wir waren beide... « Wieder hielt er inne. Aber ich konnte es mir vorstellen. Sie waren beide jung und ehrgeizig gewesen. Man konnte heute unmöglich noch rekonstruieren, mit wieviel sorgfältigem Planen sie ihre Beziehung zu Joshua Graham kultiviert hatten, welche Absprachen es gegeben hatte, nach denen sie jegliche

Fortschritte, die einer von ihnen auf der Geldleiter machte, teilen wollten.

»Also haben Sie Chivian importiert?«

»Ja. Nach vier Jahren mit Fleur wußte ich, daß wir Probleme hatten. Ich wußte, daß ich nicht steril war. Die Sache brachte Fleur schier um den Verstand.« Das Reden fiel ihm jetzt leichter. »Wir konnten es Estes nicht sagen, und es gab nicht allzu viele Orte auf der Welt, die aufzusuchen er uns erlaubte und an denen wir tun konnten, was getan werden mußte. Chivian und ich, wir haben unsere meisten Dinge in Frankreich bei der Armee gedeichselt. Also sind wir dorthin zurückgekehrt, um mit ein paar alten Bekannten dort zu reden. Als wir nach Toulon kamen, haben wir Jacques Chaulet aufgesucht, und nach einer Weile fand Jacques Annie.«

In gewisser Hinsicht erpreßte ich den Mann. Die Geschichte war eine emotionale Erpressung. Es kam ihn teuer zu stehen.

»Damals schien alles so einfach«, sagte er. »Jedenfalls, Jacques fand Annie. Sie war genau das, wonach wir suchten. Ungebunden und ohne Zukunftsaussichten. Jacques hatte ihre Familie gekannt. Ihr Vater war tot. Sie war von der Bombe, die ihre Mutter getötet hatte, verbrannt worden. Sie können sich ein paar von den Dingen vorstellen, die sie gegen Kriegsende und danach durchgemacht hat. Sie hatte bereits uneheliche Zwillinge gehabt, daher wußten wir, daß sie fruchtbar war.«

»Sie war genau die richtige«, sagte ich.

Er nickte. »Der Einfachheit halber schwängerte ich sie. Wir dachten, wenn ich der Vater des Kindes wäre, war die Wahrscheinlichkeit größer, daß es uns ähnlich sah. Annie hatte nicht viel Ähnlichkeit mit Fleur.«

»Das haben wohl die meisten Frauen nicht«, sagte ich überflüssigerweise. Auch mich wühlte die Geschichte auf. Jede Menge wilder, widersprüchlicher Gefühle, aber ein paar von ihnen waren Leander Crystal gewogen. »Was dann?«

»Sobald wir sicher waren, daß Annie schwanger war, kamen wir alle zurück. Ich habe Annie in einem Haus untergebracht, das mir gehört...«

»Auf der Fünzigsten Straße. Mrs. Forebushs Haus. Ich weiß.« Das war reine Angeberei, aber Informationen, an die so schwer heranzukommen gewesen war...

Es bestätigte und bekräftigte seine Resignation. Ich fragte: »Wer war der Leibwächter?«

»Leibwächter? Ah, ich verstehe. Chivian lebte bei ihr.«

»Lebte bei ihr?«

»Getrennte Zimmer. Wir haben sie niemals ausgenutzt. «

Ich dachte an die Bilder in seiner Pornographiesammlung, ließ die Sache aber hingehen. Es konnte für keinen von ihnen einfach gewesen sein während all dieser Monate. Nicht für Annie und auch nicht für die beiden Crystals. Irgendwie mußte man die Zeit rumkriegen.

»Was haben Sie ihr gezahlt?«

»Zehntausend Dollar.«

»Und Jacques?«

Das wußte ich zwar, aber ich fing bereits an, die Story gegenzuprüfen.

»Zwanzig.« Prüfung bestanden.

»Hatten Sie keine Angst wegen Jacques?«

»O doch. Aber Chivian hat ein paar Informationen über ihn, die ihn, wie er sagte, bei der Stange halten würden. Ich weiß nicht, was es war, aber ich habe nie mehr von ihm gehört, bis auf ein Mal, als er mir ein Geschäft angeboten hat.«

»Und sind Sie darauf eingegangen?«

»Nein. Es war illegal.« Würdevoll. »Was ist mit Chivian?«

»Wir haben eine langfristige Absprache. Ich habe ihm geholfen, sich niederzulassen, und er bekommt eine Jährliche

Zahlung von mir. Nichts Übermäßiges. Er weiß, daß das Geld Fleur gehört und daß er mindestens genauso gut lebt wie ich.«

Es war Zeit, und trotzdem zögerte ich. Mein wichtigste Karte.

»Und das Schweizer Konto? Hat Chivian auch eins?« Er schüttelte den Kopf. Er rieb sich die Augen und die gerunzelte Stirn und anschließend die Schläfen.

»Sie wissen doch«, sagte ich, »oder vielleicht wissen Sie's auch nicht, daß ich noch einen Satz Abzüge von den Fotos habe, die ich in Ihrem Büro gemacht habe.«

»Das wußte ich nicht. Aber Sie müssen wohl noch welche haben, das begreife ich jetzt.«

Ich wich auf ein anderes Thema aus. »Haben Sie Ihre Akte aus meinem Büro gestohlen, oder haben Sie das jemand anderen besorgen lassen?«

Er lächelte schwach. »Ich habe es selbst getan.«

»Sie haben den zweiten Satz Bilder übersehen. Er lag mitten auf meinem Schreibtisch.« Von dem Satz, den Miller sich angefertigt hatte, erzählte ich ihm nichts. Ich glaubte, daß es ihm nicht gefallen hätte zu erfahren, daß sonst noch irgend jemand von der Sache wußte. »Warum haben Sie damals die Papiere gestohlen?«

»Chivian bestand darauf. Als Sie diesen Termin bei ihm machten, war er sich sicher, daß Sie beschlossen hätten, das Geld nicht zu nehmen.«

»Waren Sie sich sicher?«

»Nein. Es gefiel mir nicht, aber Sie haben so was an sich.« Die größte Streicheleinheit für mein Ego an diesem Tag. »Ich dachte, wir sollten noch ein Weilchen warten.«

»Wann hatten Sie vor zu gehen?« fragte ich gelassen. Wir wußten beide, daß ich wieder von seinem Schweizer Vorratslager sprach.

»Noch lange nicht. Erst wenn Eloise älter gewesen wäre.«

»Hätten Sie es ihr gesagt?«

»Das alles?« Er lachte rauh. »Hm, nein. Niemals. Ich liebe dieses Kind, soweit ich in der Lage bin zu lieben. Das ist nicht die Art Geschichte, die man seiner Tochter erzählt. Nicht unter gewöhnlichen Umständen.« Richtig, aber sie ist auch kein gewöhnliches Kind.

»War Fleur wirklich schwanger?«

»Sie mögen es zwar nicht glauben, aber ich weiß es nicht.«

»Ich glaube es nicht.«

»Sie müssen wissen, daß die Dinge sich im Laufe der Jahre geändert haben. Zwischen meiner Frau und Henry Chivian ist eine Beziehung entstanden, die ich vor Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Wir werden älter, denke ich. Ich weiß, daß er sie mit Fruchtbarkeitsmedikamenten behandelt hat.«

»Ohne es Ihnen zu sagen?«

Er stieß ein kleines Lachen aus. »Ja. Das entspricht seiner Vorstellung von einem guten Witz. Ich bin nie da, wenn er zu Fleur kommt. Und er kommt alle ein bis zwei Wochen.«

»Und die Fehlgeburt?«

»Wenn sie schwanger war, dann hatte sie eine. Ich bin sicher, daß Fleur, was immer die Wahrheit gewesen sein mag, wirklich glaubte, schwanger zu sein. Sie akzeptiert alles, was er ihr sagt.«

»Aber Chivian weiß nichts von dem Geld, das Sie beiseite gelegt haben?«

»Nein. Ich wollte genauso sehr von ihm weg wie von allen anderen.«

»Und ihm Fleur überlassen?«

»Sie hätte immer noch jede Menge Geld, was ihm gefällt. Er ist immer noch Arzt, was ihr gefällt. Ich weiß nicht.«

»Was ist aus Annie geworden?«

»Sie ist nach Frankreich zurückgegangen, um von ihrem Geld

zu leben. Jacques sollte ein Auge auf sie haben.«

»Erzählen Sie mir, was in New York passiert ist.«

»Nach Estes' Beerdigung sind wir alle nach New York gegangen, weil Fleur es nicht ertragen konnte zu bleiben. Wir wären ohnehin bald gegangen. Fleur stand es bis obenhin, jedesmal ein Schwangerschaftskleid anziehen zu müssen, wenn sie aus ihrem Zimmer kam. Am schlimmsten war es, wenn der alte Mann ihren Bauch anfassen wollte, um das Baby zu fühlen. Wirklich richtig gräßlich.«

»Sie sind nach New York gegangen.«

»Also sind wir nach New York gegangen. Ich und Annie haben als Mr. und Mrs. Crystal eingeecheckt und Fleur und Henry als Dr. und Mrs. Chivian. Als Annies Zeit kam, ging sie als Mrs. Crystal ins Krankenhaus; Henry hat das Baby zur Welt gebracht. Nach ein paar Wochen sind Fleur, Henry und ich und Eloise nach Indianapolis zurückgekehrt. Und Annie ist wieder nach Frankreich gegangen.«

»Das Ausländeramt hat keine Unterlagen darüber, daß Annie das Land verlassen hätte.«

»Davon weiß ich nichts, aber sie ist fortgegangen. Wir haben ihr ein Flugticket gekauft.«

Als wäre das eine Garantie.

»Okay«, sagte ich und wollte losfahren.

»Okay was?«

»Okay, warum gehen Sie nicht Golf spielen, und ich knüpfe ein paar lose Enden zusammen und lasse Sie wissen, was dabei rausgekommen ist.«

Er zuckte mit den Schultern und wurde zum Beifahrer.

»Ich verstehe immer noch nicht«, sagte er.

Womit er nicht allein war. »Sehen Sie die Sache mal so: Jetzt, nachdem Sie sich das alles vom Herzen geredet haben, fühlen Sie sich besser, stimmt's?«

»Nein«, sagte er.

Ich setzte ihn auf dem Parkplatz am Broadland ab.

Ich fuhr langsam nach Hause. Ich war mir fast zu sicher, daß der Mann die Wahrheit gesagt hatte. Es ist nicht ratsam, zu großes Vertrauen zu haben. Ich wäre skeptischer gewesen, wenn er meine Fragen auf die gebieterische Art und Weise beantwortet hätte, die er bei unseren früheren Gesprächen an den Tag gelegt hatte. Aber scheinbar resigniert und in meinem alten Achtundfünfziger?

Ich wollte ihm sehr gern glauben, denn wenn ich tatsächlich die Wahrheit aus ihm herausgeholt hatte, war auf diese Weise auch abgegolten, daß er mich unterschätzt hatte.

Aber ich war nicht glücklich. Wenn es mir um Rache ging, war es in Wirklichkeit Chivian, den ich haben wollte. Aber mehr als das wurde mir langsam und zum ersten Mal bewußt, daß der Fall beinahe zu Ende war. Ich würde die Informationen, die Crystal mir gegeben hatte, irgendwie zumindest teilweise überprüfen. Sie würden sich als wahr erweisen. Ich würde meiner Wege gehen. Plötzlich fühlte ich mich müde, plötzlich fühlte ich mich arm.

Ich gönnte mir einen kleinen Tagtraum. In der Überzeugung, daß Albert ein ehrenwerter Mann sei, beschließt Leander Crystal, Albert das großzügige, spontane, unverbindliche Geschenk von fünfzigtausend Dollar zu machen.

Und Albert nimmt es an.

Ein hübscher Tagtraum, in dem zwei gleichermaßen unwahrscheinliche Ereignisse eintreten.

Ich würde geradewegs zur Bank rennen und mir den Betrag in bar auszahlen lassen. Ich würde meinem kleinen Mädchen den schönsten, schlimmsten Teddybär auf der ganzen Welt kaufen.

Ich hatte keine Ahnung, daß Besuch auf mich wartete, bis ich mein Büro betrat. Ich hatte ihren Wagen nicht gesehen; ich hatte sie nicht dumm daherreden hören. Nichts.

Cops. Jede Menge Cops. Will sagen, drei Stück. Nur, daß sie mehr zu sein schienen, da ich keinen von ihnen kannte, weder die beiden uniformierten Gentlemen noch den in Straßenkleidung.

Laut sagte ich: »Wie schon mein Vater nach meiner Geburt zu meiner Mutter sagte: Das habe ich nun wirklich nicht erwartet.«

Ich war voll darauf gefaßt, auch noch den Rest meiner besten Sprüche anzubringen. Ich bekam keine Chance. Die Fremden waren nicht unbedingt freundlich.

»Wo zum Teufel sind Sie gewesen? Wir suchen jetzt schon seit anderthalb Stunden nach Ihnen«, sagte der Gentleman in Straßenkleidung.

»Hätte ich gewußt, daß Sie kommen, hätte ich einen Kuchen gebacken«, sagte ich. Ich verstehe mich recht gut auf die Erwiderung spontaner, freigebiger Gastfreundschaft. Ich hatte sie nicht eingeladen.

Der Herr in Straßenkleidung übernahm auch weiterhin das Reden. Dafür war ich dankbar. Ich vertrete schon seit langem die Auffassung, daß man Streifenpolizisten sehen und nicht hören sollte. Und ich rede viel lieber mit Leuten, deren Waffen unter einer Schicht billigen Anzugstoffs versteckt sind. Für mich gilt da: Aus den Augen, aus dem Sinn.

»Na schön, erzählen Sie uns die Geschichte«, sagte er. Bei jedem anderen hätte ich mit Goldlückchen und den drei Bären angefangen. Aber das hätte ihnen nicht gefallen.

Ich hatte einen aktiven Tag hinter mir, jede Menge Fahrten und Gespräche und Grübeleien. Mir war nicht danach zumute,

meinen Atem zu verschwenden.

Ich begab mich auf die Dienstseite meines Schreibtisches und setzte mich. Der Streifenpolizist, der auf der Schreibtischkante saß, verstand nicht gleich, also manövrierte ich meinen rechten Fuß in eine freundliche, aber unmißverständliche Position an seinem Hinterteil.

»Okay. Ihr beiden Bären setzt euch auf den Fußboden und laßt euch eine Portion Haferbrei schmecken. Und Sie, der Bär mit den Straßenkleidern, weisen sich bitte aus und erzählen mir dann, was in drei Teufels Namen hier los ist.«

Ich muß vertrauenerweckend wirken. Sie taten, was ich ihnen sagte. Der Cop in Straßenkleidern zeigte mir den Ausweis für einen Captain Wilson Gartland. Die Uniformen gingen zur Tür und setzten sich auf eine Bank, die ich dort stehen habe. Den Namen Gartland kannte ich. Ich sprach hier mit Millers höchstem Captain.

Man kann nicht behaupten, daß er die Freundlichkeit in Person gewesen wäre. Nachdem er seinen Ausweis wieder eingesteckt hatte, nahm er meine Füße und warf sie vom Schreibtisch.

»Hören Sie mir zu, Samson, und hören Sie gut zu. Wir haben hier einen Mord, und wir wollen wissen, was Sie damit zu tun haben.«

»Einen Mord?« Ich weiß nicht, was ich erwartete, aber das jedenfalls nicht.

»Soll ich's für Sie buchstabieren?«

Alles, was ich sagte, war nein. Echte Menschen haben nichts mit Morden zu tun, schon gar nicht mit gewaltlosen. Das haute meine rosige, kleine, tagträumerische Vorstellung von den Dingen völlig um.

Gartland nahm keine Rücksicht auf meine Überraschung. Er schüttelte den Kopf und schürzte die Lippen. »Glauben Sie mir,

Samson, Sie versuchen besser erst gar nicht, mir dumm zu kommen.«

Wenn ich einen Grund hätte nennen sollen, warum er auf diese Weise in mein Leben einbrach, hätte ich wohl vermutet, Gartland habe etwas dagegen, daß ich mir über Miller Informationen beschaffe, und sei gekommen, um mir deswegen Schwierigkeiten zu machen.

»Bitte«, sagte ich, »fangen Sie doch vorne an. Wer?« Ich schätze, Cops hören das Wörtchen ›bitte‹ nicht sehr oft. Gartland sagte: »Sie haben einen meiner Männer veranlaßt, einen Satz Fingerabdrücke mit denen einiger Leichen zu überprüfen, und er landet einen Volltreffer. Eine Leiche, die seit sechzehn Jahren unidentifizierbar rumliegt, und Sie kommen eines schönen Tages daher, und Bingo! Erwarten Sie von mir, daß ich Ihnen glaube, Sie wüßten nicht, was da los ist? Also, raus damit, Schnüffler! Sie können es hier loswerden oder bei uns in der Stadt.«

In der Not wurde er banal. Wir waren bereits in der Stadt, soviel zum ersten - nur nicht in seinem Haus. Und der Ausdruck ›Schnüffler‹ ist seit der Zeit der Tournure aus der Mode gekommen. Aber ich verzieh ihm. »Wo ist Miller?« fragte ich.

»Ich habe den Fall selbst übernommen.«

Das erschien mir nicht vernünftig.

»Ich rede mit niemandem außer Miller.«

»Das ist doch nicht zu fassen!« Ich schätze, ich hatte seine Gefühle verletzt, aber ich konnte sehen, was er dachte. Er wog ab, was wichtiger war - Miller einen sechzehn Jahre alten Mordfall zu überlassen, gegen die Bequemlichkeit, die es bedeutete, mich nicht kleinkriegen zu müssen.

Ich warf ihm einen Brocken hin. »Ich werde Miller alles sagen, was ich weiß.« Ich war froh, daß ich beim Reinkommen den harten Burschen gespielt hatte. Ich wußte, daß er mich im Handumdrehen hätte kleinkriegen können, aber er versuchte es

gar nicht erst. Ich bin leicht kleinzukriegen, weil ich mich vor Waffen fürchte. Nicht, daß die Cops in Indianapolis rumliefen und auf Zeugen in Mordfällen schossen. Jedenfalls normalerweise nicht. Nicht auf weiße Zeugen. Nicht, bevor sie die Informationen aus ihnen rausgekiegt haben.

»Sie bringen mich zu Miller«, sagte ich, »und ich spucke alles aus, was ich weiß.« Wie ein richtiger Schnüffler. Gartland seufzte. Er winkte seine uniformierten Verbündeten heran. »Bringt ihn aufs Revier«, sagte er in einem Tonfall, der sich wie eine Drohung anhörte, obwohl er mir in Wirklichkeit nachgab. Raffinierte Burschen, diese Captains.

Von meinem Büro zur Cop-Zentrale fuhren wir keine zwei Blocks weit, aber sie sprachen kein Wort mit mir. Ich war dankbar für das Schweigen. Es gab mir eine kleine Chance, mich neu zu orientieren. Vor allem im Hinblick auf Leander Crystal. Entweder er hatte mich ein zweites Mal reingelegt, oder er hatte nicht alles gewußt, was vorging. Ich bildete mir eine ungefähre Vorstellung davon, wie ich die Sache durchziehen wollte, und ich war froh, daß Miller mir etwas schuldete, weil ich dafür gesorgt hatte, daß er den Fall wiederbekam.

Miller war nicht schwer ausfindig zu machen. Es gibt niemanden, der seine Anwesenheit deutlicher kundtut als ein Mann, dem man einen großen Fall weggenommen hat, der aber glaubt, es könne eine ganz leise Hoffnung bestehen, ihn wiederzubekommen. Ich war seine Hoffnung. Wirklich rührend, und ich konnte ihn immer noch zusätzlich damit unter Druck setzen, daß ich von seinen Autodiebstählen als jugendlicher wußte.

Gartland überließ mich ihm nur widerwillig. Und sein Widerwille wuchs, als er herausfand, daß ich allein mit Miller reden wollte. Aber zu guter Letzt scheuchten wir die überflüssigen Uniformen weg und hatten einen freundschaftlichen Schwatz.

»Wo?« fragte ich ihn.

»Die Fingerabdrücke deiner Ausländerin paßten zu einer Leiche in New York.«

Ich nickte, als hätte ich das bereits gewußt. Er griff nach einem Blatt Papier.

»Eine bis dahin nicht identifizierte weibliche Leiche, die im Central Park in New York entdeckt worden war. Am 23. November 1954. Eine Weiße. Alter zwischen zwanzig und dreißig. Eins sechzig. Braunes Haar. Haselnußfarbene Augen. Seit einigen Tagen tot. Schädelfraktur und Verstümmelungen. Sie wurde wahrscheinlich k. o. geschlagen, erwürgt und dann zwischen Taille und Knien in Streifen geschnitten.«

Diese Botschaft entsetzte und schockierte mich. Ich wiegte mich auf meinem Stuhl hin und her.

»New York hat einen kurzen Vermerk mitgeschickt. Die Fingerabdrücke der Leiche seien nie vom FBI überprüft worden - dort werden die Fingerabdrücke der Ausländer archiviert-, weil es keinen Grund zu der Annahme gab, die Frau sei Ausländerin gewesen. Nach dem Fundort und dem Zustand der Toten glaubte man, es habe sich um eine Hure gehandelt, die irgendein Wahnsinniger zerstückelt hatte. Da niemand nach ihr suchte, habe man den Fall ungelöst, zu den Akten gelegt.«

Ich nickte grimmig. Jeden Augenblick werden irgendwo auf der Welt irgendwelche Leute getötet. Es macht einem nichts aus, weil man nichts darüber weiß. Dieser Mord vor sechzehn Jahren machte mir furchtbar viel aus. Ich wußte Dinge darüber, Dinge, die andere Leute nicht wußten. Wie zum Beispiel, warum sie getötet wurde, wer sie gewesen war und warum sie zu diesem speziellen Zeitpunkt auf diese spezielle Art und Weise getötet worden war.

»Al, New York will wissen, wie wir auf Annie Lombard gekommen sind. Und das Justizministerium ebenfalls.«

»Alle wollen es wissen, wenn ich den Blick in deinen Augen

richtig deute.«

»Ich kann nicht dagegen an, Al. Du weißt, was das für mich bedeuten könnte. Du weißt es wahrscheinlich besser als irgend jemand sonst.«

Ich wünschte, ich hätte ihn in diesem Augenblick zum Schweigen bringen können. Ich wußte durchaus, was es für ihn bedeutete. Aber ich wünschte, daß ich 1954 hätte da sein und es verhindern können, denn es kann nicht besonders schön gewesen sein. Ich wünschte, ich könnte dafür sorgen, daß die Milliarden Menschen, die jeden Tag herumgeschubst werden, sich das nicht mehr gefallen lassen müssen. Ich wünschte, ich wäre nicht unwichtig für jeden außer mir, und ich wünschte, ich würde nicht eines Tages sterben.

Ich sagte: »Ja, ich weiß. Ich habe mir gerade überlegt, wie wir die Sache angehen. Es gibt Leute, die ich nicht verletzen möchte.«

»Dieses Mädchen, Annie Lombard, wurde auf die schrecklichste Art und Weise verletzt, Al.«

Diese Platitude machte mich maßlos wütend. Wer zum Teufel wußte das besser als ich? Wer wußte besser Bescheid über die Fotos des Mädchens in den fortschreitenden Stadien der Schwangerschaft, und wer wußte besser über ihre Tochter Bescheid?

»Zieh jetzt hier nicht die Bullenmasche ab, Jerry. Tu's nicht. Du wirst die Lorbeeren für diese Sache ernten, aber es geht auf meine Weise oder gar nicht. Die Sache schmort jetzt seit sechzehn Jahren, und bei Gott, wenn du nicht aufpaßt, kann sie noch mal sechzehn Jahre schmoren.«

Als ich das sagte, meinte ich es wirklich, aber ich brauchte nicht lange, bis mir all die Unterlagen und Akten wieder einfielen, die ich rumliegen hatte, ganz zu schweigen von meinem Notizbuch. So aufbereitet, konnte sogar Gartland sich genug zusammenreimen.

Miller spürte meinen Gefühlsaufruhr, aber er hatte auch seine eigene Situation im Auge. »Es ist schwer. Das weißt du.«

»Quatsch. Ich mußte dich zuerst zwingen, das ganze Zeug für mich zu beschaffen, und jetzt führst du dich auf, als wäre das Ganze deine Idee gewesen. Nur weil ich darüber gestolpert bin, heißt das nicht, daß du blöder bist als irgend jemand sonst oder dich weniger zum Lieutenant eignest.«

Endlich hatten wir geredet. Es ist eine der Tatsachen des Lebens, daß Freunde nicht perfekt sind. Aber man lernt, die Risse zu kitten. Eine kleine Safttour. Ein paar Erinnerungen.

Es klopfte an der Tür. Gartland schob sein Gesicht rein. Es schienen nur Sekunden vergangen zu sein, seit wir ihn das letzte Mal gesehen hatten. Wenn Miller noch irgendwelche Bedenken bezüglich unserer Abmachung gehegt hatte, hatte Gartlands stirnrunzelnde Visage sie weggewischt.

»Verschwinden Sie«, sagte Miller zu seinem Captain.

»Wir lassen Sie wissen, wenn wir soweit sind.«

Das Gesicht zog sich zurück, und wir kamen zur Sache. Ich gab ihm alles, im wesentlichen so, wie Leander es mir erzählt hatte. In chronologischer Reihenfolge, nicht so, wie ich es herausgefunden hatte.

Dann sagte ich, daß ich mit ihm zusammen Leander Crystal aufsuchen wolle.

»Aber er hat dich belogen, bis es dir zu den Ohren rauskam«, sagte er.

Ich zuckte mit den Schultern. Ich hatte ja auch keinen großen Gesamtplan, nach dem ich alle Schuldigen ausfindig machen und alle Unschuldigen von jedem Verdacht reinigen konnte. Aber ich wollte noch einmal mit Crystal reden, bevor wir ihm den Boden unter den Füßen wegzogen. Ich mußte eine Chance bekommen herauszufinden, ob ich mit meiner intuitiven Reaktion - dem Mann zu vertrauenwirklich so weit daneben

gelegen hatte, wie es schien. Eines der Dinge, die Kinder von Erwachsenen unterscheidet, ist die Zuversicht, eigene Werturteile zu fällen und ihnen anschließend zu vertrauen. Wenn ich beschließe, jemandem zu vertrauen, verwirrt es mich, wenn dieser jemand sich als nicht vertrauenswürdig erweist.

Miller war der Meinung, wir sollten einfach die ganze Bagage einsammeln und alles andere später klären.

Aber er ging auf meine Wünsche ein. Das war der Deal. Wir gingen hinaus und erzählten es Gartland. Wenn Miller die Sache schon Mißfiel, Gartland trieb sie auf die Palme. Aber da er immer noch keine Einzelheiten wußte, konnte er lediglich lautstark darüber räsonieren, was mit Miller passieren würde, falls etwas schiefging.

Miller gab sich cool. Was blieb ihm auch anderes übrig, als sich meinen Wünschen zu fügen, sagte er zu Gartland. Sowenig es ihnen beiden gefiel, ich hatte in dieser Sache die Trümpfe in der Hand. Und seiner Meinung nach würde ihnen, falls sie nicht schnell etwas unternahmen, der Mörder durch die Lappen gehen.

Das Ganze war eine hintergründige Erinnerung daran, daß Gartland sich dafür entschieden hatte, Miller wieder in die Sache reinzubringen, und daß die Konsequenzen er und nur er allein zu ziehen habe.

Wir erbaten und bekamen vier Streifenpolizisten und zwei Autos.

Wir gingen. Zurück blieb Gartland auf seiner Palme.

Miller und ich fuhren gemeinsam im Fond eines zivilen Fahrzeugs. Die anderen folgten uns. Wir fuhren nacheinander vor dem Haus der Crystals vor. Wenn Chivian dort war, stand sein Wagen jedenfalls nicht draußen auf der Straße. Es spielte wahrscheinlich keine Rolle. Was auch immer Crystal ihm über unsere Nachmittagssitzung erzählt haben mochte, das hier konnten sie nicht erwarten.

Als wir ausstiegen, machte ich dem zweiten Wagen ein Zeichen, zum Jefferson Boulevard zurückzufahren, damit er nicht so auffiel. Wir hatten ihn mitgenommen für den Fall, daß jemand aus dem Haus sich mit einem Wagen davonmachen wollte. Die beiden anderen Cops sollten draußen postiert werden, einer vorne, einer hinten. Nur Miller sollte mit mir reinkommen. Ich wollte mich im Zweifelsfall so weit wie möglich für Leander Crystal entscheiden können. Aber ich wollte auch Miller schützen für den Fall, daß Crystal kein Entgegenkommen verdiente.

»Wenn irgend jemand rauskommt«, schärfte ich den beiden Polizisten ein, die vor beziehungsweise hinter dem Haus postiert werden sollten, »rufen Sie sie an, weisen Sie sich aus, feuern Sie einen Warnschuß ab, aber vermeiden Sie es, ich wiederhole, vermeiden Sie es, auf sie zu schießen.«

Die beiden sahen Miller an. Er nickte. »Es sei denn, sie bedrohen Ihr Leben.« Er überprüfte seine Waffe. Die Streifenpolizisten taten dasselbe. Dann bezogen sie ihre Positionen.

Nachdem wir ihnen ein wenig Zeit gelassen hatten, gingen Miller und ich schweigend über den Rasen zur Vordertür.

Es war ungefähr halb neun und dunkel. Zu unserer Rechten

Lichter im Erdgeschoß und Obergeschoß. Anderswo war gedämpftes Licht zu sehen.

Ich spürte die Majestät, die ein großes Haus haben kann, vor allem, wenn man über den Rasen geht, als gehöre es einem. Der Crystal-Palast.

Leander Crystal öffnete die Tür. Einen Augenblick lang stand er einfach nur da und verarbeitete die Tatsache, daß wir zu zweit waren. Dann funktionierte er. »Kommen Sie herein.« Er führte uns ins Wohnzimmer. Auch gut. Es war der einzige Raum im Haus, der mir ein wenig vertraut war, in dem ich mich wohl fühlte.

Das Wohlgefühl hielt nicht lange an. Im Wohnzimmer saß nämlich auch Henry Chivian, MD. Als wir reinkamen, stand er auf. Er grinste. Er konnte noch nicht lange dort gewesen sein, sonst hätte er nicht mehr gegrinst, weil Leander ihm sicher erzählt haben würde, was ich wußte. Oder würde er trotzdem grinsen?

»Wo sind denn die anderen alle?« fragte ich, als wir uns setzten, wir beide ihnen beiden gegenüber. Leander sagte: »Fleur und Eloise sind oben. Was kann ich für Sie tun? Und wer ist dieser Gentleman?«

»Das ist Jerry Miller. Er ist ein Freund von mir, und er ist außerdem Sergeant bei der Polizei.«

»Polizei!« Er stand auf. Ich verzieh ihm das. Jeder wäre nervös gewesen an einem Tag, an dem seine Betrügereien aus sechzehn Jahren auf ihn zurückfielen. Was ich aber erst verarbeiten mußte, war, wie nervös er war.

»Setzen Sie sich, Mr. Crystal.« Ich benutzte meinen väterlichen Tonfall. Er setzte sich. Dankenswerterweise hatte Chivian aufgehört zu grinsen. Ich wäre am liebsten auf den Tisch zwischen uns gesprungen und hätte ihm die Perücke abgerissen.

Leander übernahm auf ihrer Seite das Reden.

»Ich verstehe nicht, Samson. Heute nachmittag...« Er unterbrach sich. »Was weiß er?«

Ich redete für unsere Seite. Ich sprach mit gelassener Stimme und konzentrierte mich auf sein Gesicht. »Er weiß alles, was Sie mir heute nachmittag erzählt haben.«

Er saß einfach nur da und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe es nicht. Ich dachte, wir hätten eine Übereinkunft getroffen.« Chivian wußte offenkundig nichts. Er war entspannt und hatte wieder begonnen zu grinsen.

»Die Dinge haben sich geändert seit heute nachmittag.« Immer noch gelassen. »Ich bin hinter die Sache mit Annie gekommen.«

Er sah mich an. »Was ist mit Annie?« Chivians Grinsen verschwand schlagartig. Er rückte an den Rand des Sofas vor.

»Ich habe ihre Leiche gefunden.«

»Ihre Leiche!« sagte Crystal. »Wo? Wann? Wann ist sie...«

Ich bin nicht unfehlbar, aber für mich war das gut genug.

»In New York«, sagte ich. »Central Park.«

»Aber wann? Ich verstehe nicht, was das mit der anderen Sache zu tun hat...« Und dann brach plötzlich, glaube ich, das Begreifen wie eine Woge über ihm zusammen. Man sah es in seinen Augen. Ich half nach.

»Vor sechzehn Jahren«, sagte ich. »Sie ist am 23. November gefunden worden.«

»O mein Gott«, sagte er. Er hatte den Kopf gesenkt. Die Hände vorm Gesicht.

In diesem Augenblick muß ich auch zum ersten Mal das schrille Lachen gehört haben. Es setzte ziemlich leise ein, und ich nahm es noch nicht richtig wahr, noch nicht als ein Lachen. Erst in der Erinnerung wurde mir klar, wann es begonnen hatte.

»O mein Gott«, wiederholte er. »Nein!« Ich konzentrierte mich auf Crystal. Ich erinnere mich noch daran, daß ich mich

fragte, ob er weinte oder was. Ich spürte, wie sich sein Körper verspannte. Und in diesem Augenblick wurde mir dann auch bewußt klar, daß das Geräusch ein Lachen war.

Es war gräßlich und schrill und wurde immer lauter. Ich bezeichne es als Lachen, weil mein Wortschatz nicht besonders reichhaltig ist. Aber es war kein Schrei. Es wurde lauter. Ein paar Augenblicke lang konnte ich nicht ausmachen, aus welcher Richtung es kam. Ich sah Chivian an, aber auch der sah sich um. Ich schätze, ich war davon überzeugt, daß es von Crystal kam. Aber einen Augenblick nachdem ich mir dieses Geräuschs und der Anspannung, die Crystal durchlief, bewußt geworden war, überstürzte sich alles.

Sein Kopf fuhr hoch, und ich hatte eine Sekunde, um zu begreifen, daß sein Mund geschlossen war und daß seine Augen mit einem Geräusch wie diesem irgendwie nichts zu tun haben konnten.

Es wurde schriller und lauter, und dann gab es eine Art krachendes Geräusch. Als krachte jemand durch eine Tür. Als passierte das genau hinter mir.

Ich habe eine visuelle Erinnerung an Leander Crystal, der auf meine rechte Seite sprang. Aber irgendwie ist »springen« zu schwach ausgedrückt. Er stürzte sich.

Dann erinnere ich mich nur noch daran, daß sie auf mir war. Erinnere mich daran, daß sie mich umgedreht hat oder daß ich mich als Reaktion auf sie umgedreht habe. Aber irgendwie habe ich mich umgedreht, so daß ich drei oder vier Blitze sah.

Es heißt, sie hätte mich sechs Mal erwischt, und das müssen diese Blitze gewesen sein.

Es heißt, Messer seien kalt und metallisch, aber alles, was ich spürte, war ein heißer Schürhaken, der sich in meine rechte Seite bohrte. Und wieder reinbohrte. Und wieder.

Ich habe eine schwache Erinnerung an einen roten Moment, ein Rot, das vor meinen Augen dahinzog, aber ich würde es

nicht beschwören. Es könnte mein Blut gewesen sein. Es heißt, davon sei viel zu sehen gewesen. Oder ihr Haar.

Ich weiß nicht. Alles, was ich weiß, ist, daß ich in diesem Augenblick beschloß, mich hinzulegen und zu schlafen.

Wie sie sie von mir runterbekommen haben, weiß ich nicht. Sie wissen's auch nicht. Miller sagt, seiner Meinung nach habe Crystal sie vielleicht abgelenkt, als er sich auf ihre Beine stürzte. Crystal sieht das nicht so. Er hat das Gefühl, als sei er einfach rechts von ihr abgeprallt, mit solcher Wucht habe sie sich auf mich gestürzt. Sie stimmen darin überein, daß sie sie irgendwie runterbekommen oder runtergeschlagen haben oder daß sie selbst beschlossen hatte, von mir abzulassen. Sie ließ mich liegen und rannte auf die Wohnzimmertür und von da aus auf die Haustür zu. Uneinigkeit besteht bezüglich der Frage, ob sie dieses Geräusch noch immer machte, aber keine Uneinigkeit besteht darin, daß Miller genau in dem Augenblick auf sie schoß, als sie durch die Wohnzimmertür lief.

Er hatte eine Menge Schwierigkeiten gehabt, sagt er jetzt. Schwierigkeiten, die Waffe aus dem Halfter zu bekommen. Als er tatsächlich schoß, war sie schon buchstäblich durch die Tür. Er glaubte, sie verpaßt zu haben. Aber der Leichenbeschauer sagt, das hätte er nicht. Die Kugel ging durch die Tür und in ihren Rücken. Anscheinend waren da Holzsplitter in der Nähe des Einschußlochs. Die Kugel hat sie nicht sofort getötet, aber es war eine tödliche Wunde, heißt es, so nahe am Rückgrat.

Niemand weiß, wann Chivian rauskam, aber er kam raus, und getreu seinem verschlagenen Charakter ging er durch die Hintertür zur Garage und zu seinem Wagen. Sie haben ihn ungefähr acht Meilen entfernt gestellt - die Streifenpolizisten.

Von dem Cop, der vorne postiert war, weiß ich, daß Fleur zur Haustür kam, als legte sie einen Spurt hin. Er war höchst überrascht, als er später erfuhr, daß sie eine Kugel im Leib hatte, vor allem eine Achtunddreißiger von der Polizei. Aber die Tür mußte einen Teil der Energie des Geschosses auffangen

haben.

Der Name des Jungen ist Fred Wilsky, er ist kein schlechter Junge. Er sagt, er habe ungefähr zur gleichen Zeit die Schreie und den Schuß gehört und sie zur Haustür rausstürzen sehen. Er sagt, er habe seine Waffe gezogen, daß sie sich jedoch, anscheinend ohne ihn gesehen zu haben, in die andere Richtung wandte und auf die Straße zulief. Er sagt, er habe vielleicht vergessen, sich als Polizist auszuweisen, aber er wisse es nicht mehr genau. Er sagt, er habe einen Warnschuß abgegeben, und sie sei nicht stehengeblieben. Dann, sagt er, sei ihm nichts anderes eingefallen, als hinter ihr herzulaufen.

Das erstaunt mich. Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, hätte ich diese Waffe hochgehalten und lauter Löcher in sie reingeschossen. Ich schwöre, das hätte ich getan. Gott helfe mir. Aber vielleicht bin ich da voreingenommen. Ich hab was gegen punktierte Lungen und gebrochene Rippen und kleingehackte Leber. Und gegen Blut und die Tatsache, daß ich nur noch am Leben bin, weil sie die rechte Seite meines Körpers erwischt hat und nicht die linke. Es fehlt mir eben an einem gewissen Grad an Selbstbeherrschung. Ich hätte sie zu Hackfleisch verarbeitet.

Fred befolgte lediglich die Anweisungen, die man ihm gegeben hatte. Die ich ihm gegeben hatte.

Sie war ungefähr einen halben Block weit gekommen und Fred ungefähr zwanzig Meter von der Haustür entfernt, als Miller herauskam und ihn anschrte: »Schnapp sie dir, schnapp sie dir.« Ich schätze, an Ort und Stelle wirkte diese Anweisung weniger zweideutig als auf dem Papier.

Fred schnappte sie sich. Als ich mit ihm sprach, war er furchtbar niedergeschmettert, eine Frau erschossen zu haben, aber der Leichenbeschauer sagt, sie sei ohnehin schon tot gewesen oder wäre es jedenfalls ein paar Minuten später gewesen.

Im Haus rief Crystal einen Krankenwagen - für mich, meint

Miller. Bevor der Krankenwagen eintraf, ging Crystal hoch und holte Eloise herunter.

Sie sagt, sie habe geglaubt, Leander sei verletzt worden, und sie habe an dem Lachen ihrer Mutter erkannt, daß diese etwas angestellt haben mußte, habe aber geglaubt, es müsse wohl Leander gegolten haben, weil er sie zu diesen künstlichen Befruchtungen getrieben hatte. Miller sagt, daß Eloise in Anbetracht der Umstände ziemlich gelassen gewesen sei und daß sie ein paar Minuten bei mir gesessen habe, bis der Krankenwagen kam.

Oh, es kamen jede Menge Leute ins Krankenhaus, um mir aufmunternde Geschichten zu erzählen.

Aber nicht jeder, der mich im Krankenhaus besuchte, kam, um mir irgendwas zu erzählen. Captain Gartland zum Beispiel. Er kam zwei Tage nach der Tat und war buchstäblich nicht mal bereit, mir die Uhrzeit zu sagen. Die mich im Grunde genommen nicht besonders interessierte; ich fragte nur, weil es, so wie ich mich fühlte, drei Uhr morgens sein mußte.

Er sagte, er müsse ein paar Antworten haben, und zwar sofort. Ich erwiderte, er solle verschwinden. Dann tat ich so, als sei ich eingeschlafen. Als er nicht wegging, ging ich das volle Risiko ein und klingelte nach der Krankenschwester. Als sie reinkam, fing ich an zu husten. Sie erledigte die Schmutzarbeit und scheuchte Gartland raus. Aber es tat weh, das Husten.

Alles tat weh. Ich will hier kein Krankenhaustagebuch zum besten geben, aber vergessen Sie die Kinofilme, in denen die Brüder, ein paar Minuten bevor sie sterben, anfangen zu reden. So nah daran ist einem nicht nach Reden zumute. Es war so übel, daß meine Mutter Bud's für ein paar Tage schloß, um meine Hand zu halten.

Ungefähr eine Woche später sah ich Gartland noch einmal, und diesmal redete ich mit ihm. Ich mußte wohl ein bißchen Mitleid mit ihm haben. Ihm saßen so ziemlich alle im Nacken.

New York zum Beispiel, wegen Annie. Und der Stadtrat und die Presse wegen der Begleitumstände beim Tod der Tochter von Estes Graham. Und die Leute von der Finanzbehörde wegen Leanders Steuergeschichten. Und später fing die Armee an, sich noch einmal für Joshuas Tod zu interessieren, und jemand von der Stadt sprach davon, Estes wieder auszugraben.

Großer Misthaufen, große Mistgabeln.

Miller sagt, er glaube, Chivian und Fleur hätten Annie ohne Leanders Wissen getötet. Daß Fleur wahrscheinlich die eigentliche Schneidarbeit erledigt habe, so wie sie auf mich losgegangen sei.

Chivians Anwalt hat der Presse erzählt, daß Fleur Annie allein getötet haben müsse; daß, wenn ihr irgend jemand geholfen habe, es Leander gewesen sein müsse; daß sein Klient absolut nichts mit der Sache zu tun habe; und daß Chivian, falls er doch etwas damit zu tun gehabt haben sollte, ein ahnungsloser Komplize gewesen sei.

Gartland wollte, daß ich ihm half zu beweisen, daß sie alle mit drin steckten.

Die Steuerfahndung wollte Crystal drankriegen wegen Hinterziehung der Steuern auf das Geld, das er in die Schweiz geschafft hatte. Andrew Elmitt las in der Zeitung davon und rief mich im Krankenhaus an. Es sei lächerlich, sagte er. Nach seiner Analyse habe Leander das Geld ordnungsgemäß versteuert. Er habe es in seinen Besitz gebracht, indem er es Fleur stahl. Er bereitete einen Brief diesbezüglich vor, der zeigen würde, inwiefern Leanders Unterlagen seine Behauptung bewiesen. Er wollte wissen, ob ich das Schreiben, wenn er es mir unsigned zuschickte, an die Steuerfahndung weiterleiten und seinen Namen aus der Sache heraushalten würde. Was ich auch tat.

Meine Zeit im Krankenhaus war unwirklich. Ich dachte immer wieder über seltsame Dinge nach, sobald ich mich an die Tatsache gewöhnte, daß ich wirklich dort war. Ich erinnerte

mich daran, daß Kevin Laughery 1969 bei den NBA-Entscheidungsspielen für die Baltimore Bullets gegen die New York Knicks spielte, während er sich von einem Lungenkollaps und einer gebrochenen Rippe erholte. Es fällt mir immer noch schwer, das zu glauben. Ich habe drei Monate im Krankenhaus zugebracht, und mir war nicht mal danach zumute, mir ein Basketballspiel im Fernsehen anzusehen.

Mein letzter Tag, der diesem Fall galt, war der 20. Februar 1971. Es war ein großer Tag. Ich fütterte mich seit drei Wochen wieder selbst - einschließlich Einkaufen und Kochen. Ich hatte Telefonanrufe beantwortet und mich zivilisiert unterhalten. Manchmal mit Leuten gescherzt. An diesem Morgen war ich sogar zur Bibliothek und wieder zurück gegangen, ganz allein. Ich habe mir ein Buch entliehen, die ganze Prozedur hinter mich gebracht. Ich fühlte mich ziemlich heil und gemäßigt betriebsbereit. Obwohl ich mich nachher drei Stunden lang ausruhen mußte, war ich ziemlich stolz auf mich.

Gegen halb vier war ich wieder auf. Gegen vier hatte ich eine Orange und ein paar Kartoffelchips gegessen und saß an meinem Schreibtisch im Büro. Reine Angeberei. Und dachte darüber nach, ob ich nicht vielleicht wieder heiraten sollte. Es könnte der richtige Zeitpunkt sein. Meine Flamme hatte Mitleid mit mir und könnte trotz besseren Wissens nachgeben. Abgesehen von einer Frau würde mir das noch eine Tochter eintragen. Ihre Kleine ist zwölf.

Um vier Uhr fünfzehn bekam ich Gesellschaft.

Ein ziemlich kleinlauter Teenager, ein Mädchen, öffnete die Tür und kam gleich hereinspaziert, ohne zu klopfen. »Ich bin froh, daß Sie wieder hier sind«, sagte sie. Ohne einen Augenblick zu zögern, setzte sie sich auf meinen sehr, sehr staubigen Klientenstuhl.

»Wo auch sonst, Schätzchen«, sagte ich. Ich fühlte mich viel entspannter als an dem Tag, als ich das erste Mal mit Eloise Crystal gesprochen hatte. Dasselbe galt für sie, bis sie anfang, mich gründlicher anzusehen. Ich war von Grund auf renoviert, obwohl ich versuchte, es zu verbergen. Ein kleiner Gipsverband für den rechten Arm hier, eine kleine Schiene für die Rippen

dort. Sehr liebreizend und glücklicherweise nicht von Dauer.

»Ich wußte nicht, daß Sie immer noch...«

»Verschnürt sind? Ja. Wird noch 'ne Weile dauern. Sie mußten mich aus dem Krankenhaus entlassen, weil meine Versicherung nur neunzig Tage abdeckt.«

»Sie meinen, Sie müssen das alles zahlen?«

»Das ist noch nicht geklärt. Mein Kumpel sagt, ich sei für die Polizei tätig gewesen. Die Polizei sagt, ich sei kein Cop. Wir gehen auf Nummer Sicher. Ich bin raus aus dem Krankenhaus, und wir reden nicht mehr darüber, bis ich bei der Verhandlung ausgesagt habe. Aber wie geht es Ihnen? Wie ist es Ihnen ergangen?«

»Okay. Ziemlich gut.«

Sie log natürlich, wie Kinder das tun. Ich wußte, daß sie eine schlimme Zeit hinter sich hatte, nicht nur seelisch, sondern auch körperlich. Nach dem Tod ihrer soziologischen Mutter und der Inhaftierung ihres Vaters hatten sie sie für zwei Wochen in ein Vormundschaftsheim gegeben. Dann, als ich dazu kam, Miller nach ihr zu fragen, hatte ich den Vorschlag gemacht, sie bei Mrs. Forebush unterzubringen. Als sie die Sache überprüften, fanden sie heraus, daß Mrs. Forebush, seit die Geschichte in der Zeitung erschienen war, jeden Tag auf dem Revier gewesen war, um sich nach dem Kind zu erkundigen. Sie war auch ins Krankenhaus gekommen, allerdings bevor ich irgend jemanden empfing. Es dauerte einen ganzen Monat, bis man mir erlaubte, irgend jemanden außer engen Verwandten und Polizisten zu empfangen. Und Sie wissen, was das bedeutete: neunundneunzig Prozent Cops.

»Sollten Sie nicht in der Schule sein?«

Sie schenkte mir ein Lächeln, ein echtes. »Es ist Samstag.« Wir setzten uns und sahen einander an.

»Herzliche Glückwünsche zum Geburtstag«, sagte ich. »Ein

wenig verspätet, aber ich hab's nicht vergessen.« Bevor ich wußte, wie mir geschah, stand sie neben mir und weinte. Ich erhob mich und nahm sie in den Arm. Ich zog sie ganz fest an mich und schien damit weitere Tränenströme hervorzulocken. Ich wußte, daß ich ihr nicht weh tat. Ich war immer noch zu schwach, um Leuten weh zu tun. Der Schmerz saß im Innern, und er war noch frisch und wund und heilte nicht besonders schnell.

Wie kann man jemanden trösten, der schlimmer verletzt wurde, als man es selbst je erlebt hat? Ein armes kleines Mädchen, das für mich immer schön sein würde und jung und töchterlich.

Sie weinte und weinte und weinte. Ich wurde es nicht müde, dort zu stehen, sie im Arm zu halten und ihrem Herzen zu lauschen.

Und meinem. Als sie endlich aufhörte zu weinen, setzten wir uns wieder, und sie zog sich den Stuhl zu meinem rüber. Irgendwie wußten wir, wo wir waren und wohin wir gingen. Wir hatten jeder eine neue Familie, irgendwie. Ich würde ihr, wenn die Zeit reif war, beibringen, Whiskey zu trinken. Spätestens in ein paar Wochen. Wenn sie heiratete, würde sie mich und meine anderen Töchter zu einem Trip auf ihrer Jacht einladen. Ich weiß nicht; für mich ist die Sache klar.

Als sie mich verließ, um zu Mrs. Forebush zurückzukehren, war es etwa halb sechs. Normalerweise Zeit für mein Schläfchen. Aber statt dessen ging ich ins Hinterzimmer, klirrte herum, bis ich mein Fernglas fand, und trottete, so gut es mir möglich war, zum Nachbarbüro. Ich ruhte mich auf dem Fenstersims aus. Ich öffnete das Fenster nicht, um mich hinauszubeugen, aber sie hatte die Straße überquert, und ich konnte ihr nachsehen, wie sie langsam etwa in die Richtung des Kreisverkehrs und des Busses zur Fünfzigsten Straße ging. Manchmal muß man sich einfach seiner Wehmut überlassen; man muß den alten Dingen Zeit zum Reifen lassen, um für die

neuen bereit zu sein.

ENDE